Die soziale Botschaft des Christentums

von F. Siegmund-Schultze

PRESENTED TO
CONCORDIA
THEOLOGICAL SEMINARY
LIBRARY

From the Library of
DR. HERMANN SASSE

Die soziale Botschaft des Christentums

für unsre Zeit dargestellt in Ansprachen von Männern und Frauen verschiedener Richtungen und Parteien

herausgegeben von

F. Siegmund-Schultze

Leiter der Sozialen Arbeitsgemeinschaft Berlin-Ost

CONCORDIA THEOLOGICAL SEMINARY
LIBRARY
SPRINGFIELD, ILLINOIS

Halle (Saale)
C. Ed. Müller's Verlagsbuchhandlung
(Paul Seiler)
1921

Vorwort des Herausgebers

Viele Geistliche und Sozialarbeiter haben mich im Laufe der letzten Jahre gefragt: Wie muß ich zu Arbeitern reden? Die Antwort, die ich in den meisten Fällen gab, war etwa die: lerne die Arbeiter kennen, iß, trink, schlafe, arbeite, leide und freue dich mit ihnen — und du wirst den richtigen Ton treffen. Ein Jahr Siedlung in Berlin-Ost oder sonst im Arbeiterviertel ist eine Hochschule der Redekunst für Arbeiter, ist ein Lehrjahr modern-praktischer Theologie.

Manche haben nun solche praktischen Erfahrungen bereits hinter sich und fragen trotzdem oder gerade auf Grund ihrer seitherigen Versuche und Fortschritte: Wie muß ich die Rede im einzelnen gestalten? Es fehlt mir manches Wort und mancher Gedanke, dessen Sinn und Richtung, dessen Notwendigkeit ich wohl erfasse, der aber nicht seinen Ausdruck findet. Wie machens die Anderen, die ähnliche Erfahrungen hinter sich haben? Kann ich nicht zur Verbesserung meiner Methode technische Ratschläge erhalten?

Mit den folgenden Reden und Ansprachen versuchen wir, solche technischen Ratschläge zu geben. Zugleich ist es aber unser Bestreben gewesen, noch mehr zu geben. Es kommt uns nicht nur darauf an, daß die betreffenden Ansprachen eine Anleitung in technischer Hinsicht gewähren, es liegt uns auch nicht nur daran, zu zeigen, was Arbeitern inhaltlich geboten werden muß; sondern es ist uns darum zu tun, die soziale Botschaft unserer Zeit in einer möglichst vielgestaltigen und doch möglichst umfassenden Form in die Kreise derer hineinzubringen, die sich als Boten jenes alten und doch in unserer Zeit wieder ganz neuen Evangeliums fühlen. Deshalb sind auch nicht nur Ansprachen an Arbeiter selbst gegeben, sondern Vorträge und Vorlesungen eingeführt, die sich an sogenannte Gebildete richten.

Welche soziale Verkündigung schulden wir den Menschen unserer Zeit? — das ist unsere Frage. Welche Teile der evangelischen Botschaft richten sich in erster Linie an unsere Zeitgenossen? Im einzelnen: Welche Propheten des Alten Testaments sprechen am eindringlichsten zum Arbeiter? Welche Botschaft des Neuen Testaments ist die soziale Botschaft im eigentlichen Sinn? Welche Sendboten der Kirchengeschichte sind heute wirksam? Welche Gedanken unserer Zeit sind der ewigen Botschaft verwandt? Was kann die Kirche dem modernen Menschen sein? Was haben wir zu sagen?

Diese Fragen konnten natürlich nicht ausführlich beantwortet werden; mein Bestreben war indessen, durch die Auswahl der Themata und die Gestaltung des Ganzen nach dieser Richtung hin Anregungen zu geben. Wie wenig von dem, was das Evangelium unserer Zeit zu sagen hat, läßt sich im engen Raum wiedergeben! Und was immer wieder hervorgehoben werden muß: die evangelische Botschaft findet ihre Form, und zwar nicht nur ihre äußerliche, sondern auch ihre innerliche Gestaltung, immer nur in der Anpassung an die Hörerschaft, für die diese oder jene Rede bestimmt ist.

Infolgedessen habe ich auch, wie ich stets in aller meiner Arbeit getan habe, größte Freiheit allen Mitarbeitern gewährt. Ich würde mich durchaus nicht mit den Worten aller derer identifizieren, die in diesem Buch zu uns sprechen. Trotzdem werden die Leser fühlen, spricht ein gemeinsamer Geist aus allen diesen Ansprachen. Und ich hoffe, daß alle fühlen werden, daß dieser Geist eben der Geist der ewigen Botschaft ist, die Ausdrucksform sucht auch für unsere Zeit.

Berlin-Ost, im Herbst 1920.

D. F. Siegmund-Schultze.

Inhaltsverzeichnis

Seite

1. **Amos,** der Herold sozialer Gerechtigkeit. Eine Volkshochschulrede. Von Professor D. Friedrich Niebergall (Heidelberg). 7
2. **Der Sozialismus Jesu.** Vortrag im Jugendverein. Von Pastor Paul Le Seur, Herausgeber des „Hochweg" (Berlin). 16
3. **Sie hatten alles gemein.** Einleitung in eine Studentenbibelstunde. Von Dr. Eberhard Arnold (Sannerz bei Schlüchtern). . . . 22
4. **Johann Hinrich Wichern** und seine sozialpädagogischen Ideen. Vortrag im Gehilfenverein. Von Walter Classen (Hamburg). . . . 26
5. **Vater Bodelschwingh.** Für Berliner Obdachlose geschildert. Von D. F. Siegmund-Schultze (Berlin). 41
6. **Idealismus** in der wirtschaftlichen Interessenvertretung der Arbeiter. Vortrag in einer christlich-nationalen Arbeiterversammlung. Von Arbeitersekretär E. Hartwig, M. d. R. (Bielefeld). 47
7. **Zusammenarbeit** von Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Ansprache vor Angestellten. Von Direktor D. F. A. Spiecker (Berlin-Dahlem). . . . 51
8. **Was ist Weltanschauung?** Ansprache in einer Arbeiterversammlung der Sozialen Arbeitsgemeinschaft Berlin-Ost. Von D. F. Siegmund-Schultze (Berlin). 58
9. **Armut und Würde.** Eine Ansprache in einem Bildungsverein. Von Frau Elly Heuß-Knapp (Berlin-Friedenau). 68
10. **Verständnismöglichkeiten** zwischen Landbesitzern und Landarbeitern. Ansprache auf einem ländlichen Volksmissionsfest. Von Graf Leopold Baudissin (Stolp i. P.). 76
11. **Religion und Kultur.** Referat im Arbeiterdiskussionsabend. Von Arbeiterjugendpfleger Wenzel Holek (Berlin-Ost). 83

Seite

12. **Die soziale Verpflichtung des deutschen Studenten.** Ansprache im Akademisch-Sozialen Verein. Von Professor D. Gottfried Naumann (Leipzig). 90
13. **Religiös-sittliche Kräfte sozialer Arbeit.** Eine Ansprache an Sozialarbeiter. Von Dr. Alice Salomon (Berlin). 98
14. **Was soll die Jugend in ihrem Verein?** Ansprache des Leiters an männliche Jugend auf der Hauptversammlung des Vereins. Von Pastor Günther Dehn (Berlin). 104
15. **Christlich denken und sozial denken.** Eine Konferenzrede. Von Oberpräsident a. D. D. Dr. Georg Michaelis (Saarow i. M.). 114
16. **Maifeierpredigt.** Gehalten am 1. Mai 1920 in der Andreaskirche in Berlin. Von Pastor H. Francke (Berlin). 119
17. **Taufrede für ein Arbeiterkind.** Von Pastor G. Funcke (Barmen). 127
18. **Die göttliche Vorsehung.** Eine Katechese im Kindergottesdienst. Von Pastor Paul Fleischmann (Berlin). 131
19. **Einsegnung in einer Berliner Vorortgemeinde.** Von Pastor Karl Fangauf (Berlin-Niederschönhausen). 136
20. **Eine Arbeitertrauung.** Von Pastor G. Fritze (Köln). 153
21. **Begräbnisrede auf eine Arbeiterin.** Von Pastor Eduard Le Seur (Berlin-Lichterfelde). . 158
22. **Sozialistischer Kirchenneubau.** Ansprache in einem sozialdemokratischen Verein. Von Pastor Georg Liebster (Thekla bei Leipzig). . . 164
23. **Die evangelisch-soziale Frau** im Leben des Volkes und der Kirche. Von Oberlehrerin Marie Martin (Berlin-Friedenau). . . 171
24. **Was kann dem Arbeiter von heute unsere Kirche sein?** Ansprache in einer Arbeiterversammlung. Von Professor D. Paul von Wurster (Tübingen). 180

1.

Amos, der Herold sozialer Gerechtigkeit

Eine Volkshochschulrede

von Friedrich Niebergall

Heut schauen wir das Alte Testament wesentlich anders an, als wir es als Kinder gelehrt worden sind. Damals achtete man hauptsächlich auf die sogenannten messianischen Weissagungen. Als solche galten mehrere Sprüche bei den Propheten, zumal die, in denen der kommende Messias angekündigt zu werden schien. Dadurch glaubte man sich seiner göttlichen Herkunft vergewissern zu können. — Unsere ganz anders gewordene theologische Anschauung hat uns im Bund mit unseren politischen Interessen dazu gebracht, auf die Geschichte des Volkes Israel selbst zu achten. Diese Geschichte, oder ganz genau genommen, die Art, wie sie dargestellt wird in den heiligen Schriften, ist uns von Wert. Denn es ist die Geschichte eines Volkes, das für die gesamte Kultur so einflußreich geworden ist wie Griechenland und Rom. Von ihm aus hat Europa den Grundstock seiner Religion erhalten. In dem Licht dieser Religion erscheint im Alten Testament auch die Geschichte des Volkes selbst. Sie ist sehr reich an spannenden Perioden und zeigt ein Auf und Ab, das uns manchmal an unsere eigene vaterländische Vergangenheit erinnert. Darum können wir aus ihr etwas lernen, um diese unsrige religiös zu erfassen und zu bewältigen. Denn manche lehrreichen Parallelen tun sich auf, soweit man irgend auf gesellschaftlichem Boden von solchen sprechen kann.

1.

Ein unseliges Verhängnis war für das israelitische Volk die Spaltung in ein Nordreich und ein Südreich; dieses hieß Juda, jenes Israel im eigentlichen Sinn. Dadurch wurde es den großen Weltreichen im Osten und Südwesten leichter, das schon damals begehrte Küstenland, die Brücke zwischen Afrika und Asien, in die Hand zu bekommen. Durch diese Umstände war das Geschick des ganzen Volkes im wesentlichen bestimmt. Gerade vor seinem Zusammenbruch unter der damaligen Weltmacht im Zweistromland Assyrien, erlebte des Nordreich noch einmal einen Höhepunkt. Sein König Jerobeam II. hatte Glück. Es gelang ihm, nicht bloß die abhängige Stellung dem kleinen nordwestlichen Nachbar Syrien gegenüber zu beseitigen, sondern auch seine Grenzen bis über den Libanon hinaus nach Norden auszudehnen. Dazu kam noch, daß er das Südreich mit dem seinigen zu einer Fülle von Macht vereinigte, wie sie seit David nicht mehr seinem Volke zuteil geworden war. Dieser glänzenden äußeren Lage entsprach aber nicht der innere Stand. Wir kennen von unserer Geschichte her den Wurm im leuchtenden Apfel nur zu gut. Wir finden alle Merkmale beisammen, wie sie nach einem glücklichen Krieg sich einzustellen pflegen. Zuerst erfüllte ein starker nationaler Dünkel die Gemüter. Man sieht auf die kleineren Nachbarn herab und hat gar keine Sorge vor den großen. Dazu herrschte ein großer Luxus im Land. Wir würden sagen: Kriegsgewinnler gaben den Ton im Volke an. Man lebte sorglos in den Tag hinein und lebte weit über seine Verhältnisse hinaus. In der Selbstsucht dieses Genußlebens nahm man das Geld, woher man es kriegen konnte. Es ist der entscheidende Punkt für das Verständnis alles dessen, was folgt, daß die reichen Schlemmer die arme Bevölkerung rücksichtslos aussaugten, um ihren Lüsten zu frönen. Jedes Mittel war ihnen dabei recht. Sie trieben Wucher, erpreßten, bestachen die Richter und stellten falsche Zeugen auf. Die Klassenjustiz stand in schönster Blüte. — Diesem Leben und Treiben wurde von keiner Seite Eintrag getan. Das, was wir heute Kirche nennen, hatte keinen Sinn dafür, das soziale Gewissen

zu spielen. Die Priester waren ebenso zufrieden wie das Volk, wenn alle kultischen Bräuche vollständig und richtig ausgeführt wurden. Mit Opfern, Festfeiern und anderen Zeremonien beruhigte man sein Gewissen, wenn es dessen überhaupt bedurfte. Das, was wir Staat nennen, griff ebensowenig ein. Es scheint, daß es schon damals dieselbe Verbindung von bevorrechteten Klassen, Staat und Kirche gab, wie wir sie schmerzlich genug kennen gelernt haben in unseren eigenen Verhältnissen. Nationaler Chauvinismus, zeremonieller Kult und Privilegienwirtschaft im Bund — dies läßt uns aufmerken, wie der Geist Gottes sich zu dieser, wie es scheint unvermeidlichen Stufe in der Entwicklung eines Volkes stellen wird.

Er mag seinen Nachbarn und Berufsgenossen schon länger aufgefallen sein um seines sonderbaren Wesens willen, der Hirte und Maulbeerzüchter Amos aus Thekoa bei Jerusalem im Südreich. Er galt bei ihnen vielleicht für das, was man einen Sinnierer, einen Hintersinnigen nennt. Man erzählte sich auch, daß er öfter am hellen Tage träumte und Gesichter sah. So mag man mit seltsamem Grausen eines Tages die Botschaft vernommen haben, daß er auf und davon gegangen sei, wie von einer unheimlichen Macht gezwungen, und zwar nach dem Nordreich zu. Später hörte man, daß er dort auftrete und „weissage," also aus der Verzückung heraus redete. In der Tat ist es ein uns heute ganz unerklärlicher Vorgang: ein Hirt und Bauer tritt auf und sagt den maßgebenden Kreisen in klassischer Sprache, worin sie fehlen und was ihnen darum bevorsteht. Hier ist ein wirkliches Wunder. Hier greift der Geist Gottes in ein Menschenleben ein und macht es zu seinem Organ. Hier hört für unseren Blick jeder Zusammenhang nach rückwärts auf, und es erscheinen neue Maßstäbe und Gedanken. Wir stehen an einem Punkt der Geschichte, wo es schöpferisch Neues gibt. Wir leben als sozial gerichtete Christen immer noch von den Antrieben, die jener Bauer in die Geschichte der Religion seines Volkes, die auch zu der unsrigen geworden ist, hineingeworfen hat. An jenen drei Punkten setzt er mit seiner harten Drohrede ein. Wir können es nicht leugnen, daß wir noch immer durch seine Maßstäbe uns in unserem Gewissen gebunden fühlen.

2.

Es entspricht durchaus den Erfahrungen, die wir mit der Klasse von Menschen machen müssen, die zu seiner Zeit Amos aufs Korn nimmt, wenn wir seine Worte gegen Luxus und Schwelgerei zum Ausgangspunkt nehmen. Denn damals wie heute regiert eine große Schicht von Männern und Frauen nur der eine heiße Drang, sich auszuleben, schrankenlos zu genießen und sich die äußeren Lebensbedingungen so zu gestalten, daß man andere Leute aussticht und neidisch machen kann. Man mag ja gewiß gegen die Worte des Propheten über diesen Punkt etwas bedenklich sein, weil man sein Maß für Lebensgenuß und Lebensstil um seiner dörflichen Beschränktheit willen nicht anerkennen will. Aber mit den Augen des gesunden unverbildeten Menschenverstandes hat er doch richtig gesehen, wenn er die Ueppigkeit unter den Einwohnern der Städte des Nordreiches als ein Zeichen kommenden Verderbens kennzeichnet.

Sie ruhen auf elfenbeinernen Betten, ausgestreckt auf ihren Polstern;
Sie essen die Lämmer der Herde und die gemästeten Kälber,
Sie klimpern auf der Harfe und erdichten sich Lieder wie David,
Sie trinken Wein aus Schalen und versalben das feinste Oel:
Aber kümmern sich nicht um den Schaden Josephs.

Darum sollen sie voran in die Verbannung ziehen, und das Schlemmen der Prasser soll aufhören.

Wir kennen das Bild gut genug: schöne Einrichtung des Hauses, Gesellschaften, üppige Mahlzeiten, schön geputzte Herren und Damen, etwas ästhetisches Getue mit Poesie und Musik, das die sonstige Faulheit der Nichtstuer angenehm unterbricht. Aber durchaus kein Sinn für das Geschick von Land und Volk stört diesen grob materiellen oder fein kultivierten Egoismus. Das aber wird zur Wurzel des Verderbens für das ganze Volk und darum auch für sie selbst; denn wo sich die maßgebenden Kreise so betragen, fällt das ganze Staatswesen bei jeder stärkeren Berührung durch äußere Feinde sofort auseinander.

Allzu verständlich ist für uns auch das scharfe Wort, das Amos gegen die üppigen Damen der Hauptstadt richten muß. Basanskühe nennt sie der ungalante Bauer, wir würden sagen: fette, faule und genußsüchtige Weiber, die

ihren Männern zurufen: Bring her, laß uns saufen! Wir wissen es nur zu gut, wie ein Geschlecht dem Verderben entgegeneilt, in dem die Frauen, dem gemeinen Genußleben hingegeben, jede mütterliche Autorität verloren und auf den Beitrag seinen seelischen Lebens verzichtet haben, den sie durch ihre sittsame und keusche Würde zur Kultur eines Volkes zu leisten haben. — Zu dieser Auflösung aller innerlichen Grundlagen eines Volksstaatslebens fügt der Prophet noch einen ekelhaften Zug hinzu: Vater und Sohn gehen zusammen zur Dirne. Wie dort die Mutter, so zerstört hier der Vater die Grundlage der Familie, die zugleich die des Staates ist, die Ehrfurcht der Kinder vor ihren Eltern. Diese geht unrettbar zugrunde, wenn sich die Träger der Autorität als Sklaven gemeinsten Sinnendienstes nicht bloß vor ihrer Kinder Augen offenbaren, sondern sich auch nicht entblöden, mit ihnen die Stätten des Lasters zusammen aufzusuchen.

Von hier aus führt eine Linie nach dem hauptsächlichen Anklagepunkt in den Reden des Propheten. Er wirft den Vornehmen unter seinen Zeitgenossen arge Versündigungen gegen ihre sozialen Pflichten vor. Die Kosten ihres Luxus und ihrer Schlemmerei bestreiten sie, indem sie die Armen aussaugen und sich dazu durch Klassenjustiz und Bestechung der Richter noch das formale Recht zu verschaffen wissen. Jene Frauen machen sich nichts daraus, die kleinen Leute zu bedrücken und die Armen zu Boden zu treten. Vater und Sohn liegen auf gepfändeten Kleidern neben dem Altar in dem der Unzucht geweihten Tempel und trinken den Wein, den zu liefern ihre Schuldner verurteilt worden sind, wie sie auch die Dirne von deren Gelde bezahlen. Sie fristen ihr üppiges Leben und halten ihre bevorzugte Stellung aufrecht, indem sie Recht in Wermut verkehren und die Gerechtigkeit zu Boden stoßen. Sie unterdrücken die Armen und erpressen Kornabgaben von ihnen. Sie bestechen und lassen sich bestechen und vergewaltigen so den Armen, wenn er im Gericht gegen sie sein Recht suchen will.

Hier tut sich uns der tiefste Zug im Herzen des Propheten auf. Er ist durch und durch ein Vertreter des sozialen Geistes, wie er schon in dem Kampf wider Ahab um den Weinberg Naboths in seinem Vorgänger Elias zu

Tage getreten war. Man mag über die heutigen Juden sagen, was man will: durch die Seele ihrer Größten in der Vergangenheit geht jener Geist sozialer Gerechtigkeit, der sie für die Unterdrückten eintreten heißt gegen ihre Bedränger. Wir dürfen nicht vergessen, daß von Lassalle und Marx an bis zu Eisner und Landauer Juden zu den tapfersten Vertretern sozialer Gerechtigkeit gehört haben. An ihrer Spitze steht, soweit die öffentliche Vertretung dieses Geistes in Betracht kommt, Amos, der Hirt aus Thekoa. Von ihm aus geht eine Linie zu Jesaia und Jeremia und von da zu Jesus; und dieser beste Geist biblischen Christentums wacht im Verlauf der Geschichte der Christenheit immer einmal wieder zu neuem Leben und neuer Glut auf. Unverlierbar hat ihn, wie oben angedeutet, nicht ohne frühere Einflüsse, die bis auf Mose zurückgehen mögen, Amos allem, was biblisch und christlich sein will, eingeprägt. Freilich ihre Ideale haben die Kreise des Volkes, gegen die Amos seine Keule schwingt, doch auch; es ist das nationale und das kirchliche Ideal. Nur daß sie auch diese in ihrem Sinne pflegen, und das ist der der Einbildung und der Selbstsucht, der Bequemlichkeit und der Aeußerlichkeit.

Ihr Dünkel hängt an ihrer Nation und heißt sie alle verachten, weil sie nicht von Gott auserwählt seien. Amos aber kennt diesen Unterschied im alten Sinne nicht. Für ihn sind die Völker vor Gott gleich. Gott ist ihm schon der Herr der Welt, der die Geschicke aller Völker nach seinen Gedanken lenkt, und nicht nach Gunst, sondern streng nach sittlichen Maßstäben sein Regiment führt. Wenn Amos in seiner großen Strafrede den andern ihre Sünden vorhält, verschont er sein eignes Volk auch nicht. Er ist zwar mit seinen Volksgenossen des Glaubens, daß es von Gott erwählt sei, aber nur dazu, daß Gott an ihm seine Schuld ganz besonders heimsuche. Galt jener Vorzug den andern als ein Schutz vor Heimsuchung, so ihm gerade als ein Grund für sie. Gott hat sicheres Verderben für sein Volk bereit. In grandiosen Bildern malt er es aus vor ihren entsetzten Blicken. Beinahe Haß spricht aus ihm, wenn er in immer neuen Wendungen den Grimm Gottes zum Ausdruck bringt, mit dem er ihnen nachspürt, um sie zu verderben, weil er seine Augen

auf sie gerichtet hat zum Bösen und nicht zum Guten. Gott erscheint eben hier nicht mehr als der Schutzpatron seines Volkes, sondern als der Herr der Welt, dem ein Volk so nahe steht wie das andere; hat er doch auch gerade so gut die Philister aus Kaphthor geführt wie die Israeliten aus Aegypten. Darum aber ist auch seine wichtigste Eigenschaft nicht mehr die Bereitschaft zur Hilfe für die Seinen, sondern die unverrückbare Güte und Gerechtigkeit gegen alle Völker ohne Unterschied, allein nach dem Maße ihres sittlichen Verhaltens. Gott ist der absolut Gute, weil er der Herr der Welt ist. Diese kann nicht anders regiert werden als nach dem universalen Maßstab sittlicher Gerechtigkeit.

Hat der Prophet damit ihren nationalen Idealismus als erweiterte Einbildung und Selbstsucht entlarvt, so geht er mit dem andern nicht besser um. Er unterstellt ihre Frömmigkeit seinem scharfen Urteil. Mit Zügen, die sie unverkennbar in ihrer Eigenart kennzeichnen, stellt er sie vor unsere Augen. Opfer, Liederplärren, Wallfahrten nach den heiligen Stätten, Prozessionen mit den Bildern fremder Götter — das alles gibt uns ein Bild von der durchschnittlichen Frömmigkeit des Volkes, das wir mit zeremoniell oder einseitig-kultisch uns zum Bewußtsein bringen können. Das aber, was der Prophet daran am ärgsten rügt, ist dies, daß sich diese Art fromm zu sein, aufs beste mit all jenen so streng getadelten Untugenden und Sünden zu vertragen scheint. Man glaubte fromm sein zu können, ohne gut, besonders ohne gerecht und sozial zu sein. So pflegte man die auch heute leider noch sehr verbreitete Weise, an der mit Recht alle Angehörigen und Freunde des sogenannten niederen Volkes Anstoß nehmen müssen: man verband nicht bloß schlimmste Selbstsucht und ärgsten Klassenhaß mit der Religion, sondern machte diese auch zu einem Deckmantel oder gar zum Mittel für jene verächtlichen Triebe. Leider weiß man zu wenig, daß diese Gewohnheit nur auf das Konto der einzelnen Sünder selbst, nicht auf das der Religion an sich geschrieben werden darf. Denn Amos eröffnet nur eine lange Reihe von sehr ernsten Gestalten, die dem Volke Gottes in das Gewissen eingeprägt haben, daß sich fromm nur mit gut, besonders nur mit gut im Sinn von

sozial, gerecht und gütig zusammenfinden kann. — Mit allem Nachdruck hat der Prophet seinen Zeitgenossen die Begriffe in die Reihe zu bringen und die Wertschätzung zu regeln versucht. Sie sollen nicht Bethel oder ein anderes Heiligtum, sondern sie sollen das Gute als den wahren Willen Gottes suchen. Nicht von dem Opfer und dem Kultus überhaupt, sondern allein von dem Guten lebt ein Volk. Gott selbst, der von den Orten zu unterscheiden ist, da man ihn anbetet, will gesucht werden; denn nur daraus entspringt das Leben. — So hat der Prophet nicht nur den Begriff der sozialen, sondern auch den der geistigen Religion in seiner Weise zum Ausdruck gebracht. Gott als der Herr des Guten, Gott als der, der da wohnt in einem Bereich über Tempel und Opferstätten, erscheint zum erstenmal im Lauf der biblischen Geschichte. So viel wir wissen, hat ihn Amos als solchen entdeckt; freilich nicht ohne daß noch andere Propheten und Jesus zumal in steigender Klarheit von diesem Gott gezeugt haben. Grundsätzlich ist der Gott Jesu von Amos bereits im Gegensatz zu dem Gott der Volksfrömmigkeit deutlich erfaßt. Es ist der Gott der Welt und nicht der einer Nation, es ist der Gott der sozialen Gerechtigkeit und nicht der des Kultus, es ist der geistige Gott statt des Gottes, der an bestimmten Orten zu finden ist. Hoch und groß erhebt sich vor dem seelischen Auge dieses einfachen Mannes der ewige Willen seiner Majestät. Wer sich nur irgend im weitgespanten Rahmen des biblischen Gottesgedankens bewegt, lebt von dem Erlebnis jenes Hirten, der in diesem Gott sein Leben fand und zugleich auch für sein Volk Leben und Rettung erhoffte, wenn es seinen heiligen Willen in Demut, Zucht und Gerechtigkeit erfüllte.

3.

Typisch heißt auf geistesgeschichtlichem Gebiet, was bestimmten Erscheinungen wesentlich ist und sich darum wiederholt. So ist das Verhalten der maßgebenden Kreise zu jener Zeit, so ist aber auch das Auftreten des Propheten Amos typisch. Nicht weniger aber ist es auch sein Zusammenstoß mit den herrschenden Gewalten.

Er war in Bethel aufgetreten, dem Mittelpunkt des kultischen Lebens im nördlichen Reich. Dort hatte er seine heftigen Anklagereden gegen das Volk und die Leiter seines ganzen Lebens und furchtbare Drohworte mit dem Blick auf das nahende Gottesgericht geschleudert. Da naht sich ihm Amazia, der Oberpriester jenes Heiligtums, um ihn um seiner staats- und kirchenfeindlichen Reden willen im Namen des Königs des Landes zu verweisen. „Denn hier ist ein königliches Heiligtum und ein Tempel des Reiches." Wir sehen den hochwürdigen Herrn, wie er von oben herab mit spöttischen Worten den hergelaufenen aufrührerischen Gesellen auffordert, in seiner Heimat mit seinem prophetischen Geschwätz sein Brot zu verdienen. Amos bleibt ihm die Antwort nicht schuldig; er weissagt dem königlichen Hofpriester schlimmes Unheil für die nächste Zukunft: er solle Familie und Besitz verlieren und selbst im unreinen Lande sterben, und Israel aus seinem Lande vertrieben werden.

Hier treten wie so oft in der Weltgeschichte Altes und Neues, Macht und Geist, sichere Gewohnheit und umwälzende Begeisterung einander gegenüber. Ein Gewissen, dem Gottes Geist neue Antriebe erweckt hat, stößt wider die Solidarität der konservativen Interessen. Der Anwalt der Gerechtigkeit für die kleinen Leute trifft auf den erbitterten Widerstand von Kirche und Staat, die mit heiliger Sanktion und mit weltlicher Gewalt die gottgewollte Ordnung gegen phantastische Unruhstifter zu schützen haben. Wir wissen zwar nicht, wie dieser Zusammenstoß für Amos geendet hat: ohne Zweifel aber hat er der Gewalt nachgeben müssen, wie immer diese für den Augenblick die Oberhand behält. Darum gelingt es ihr aber doch nicht, den Geist zu dämpfen und das Gewissen zum Schweigen zu bringen.

Zwar taucht die Gestalt des Hirten aus Thekoa nur für einen kurzen Augenblick aus der Vergangenheit auf. Aber sein Geist hat weiter gearbeitet. Jesaia hat, ob abhängig von ihm oder nicht, dieselben Töne angestimmt, und durch alle Zeiten der alttestamentlichen Geschichte bis auf Jesus hin und dann über ihn hinaus in die Geschichte der Kirche hinein hallt dieser Ton nach. Amos hat Recht behalten, und Jesaia hat Recht behalten: das Nordreich

und das Südreich wurden zerstört. Ob sie durch eine innere Erneuerung zu retten gewesen wären oder ob die Uebermacht der östlichen Weltmacht sie auch in diesem Fall verschlungen hätte, wissen wir nicht. Sicher aber haben jene Männer die Lebensgesetze völkischen und staatlichen Lebens entdeckt, wenn sie den Bestand des Staates abhängig machen von der Herrschaft von Zucht, sozialer Gerechtigkeit und der Abwendung von nationaler Ueberhebung. Sie haben uns den Dienst getan, die Grundlagen für diese Tugenden in der Religion als dem Reich des Unbedingten aufzuzeigen. Zugleich haben sie der biblischen Religion eine Gestalt gegeben, die sich allen typischen Verkehrungen gegenüber in jeder Reformation wieder durchgesetzt hat: das soziale Gewissen ist ihr wesentlicher als der Kult, wenn dieser nur äußerlich ist und im Dienst der Selbstsucht einer Person, einer Klasse oder des Volkes steht. Statt auf Gott im Dienste dieser Interessen mit ihm einwirken zu wollen, gilt es, den Heiligen und Ewigen, der zugleich der Hüter der Gerechtigkeit ist, selber zu verehren, und der Segen für ein Volk wird um so größer sein, je weniger Nutzen davon erwartet wird. Da Amos der erste in der biblischen Geschichte ist, der diese Wahrheit zum Ausdruck gebracht hat, verehren wir ihn als den Herold sozialer Gerechtigkeit.

2.

Der Sozialismus Jesu

Grundgedanken einer Ansprache im Jungmänner-Verein

von Paul Le Seur

Das Furchtbare, das unser Volk in allen seinen Schichten innerlich verdorben, das uns schließlich ins Unglück gestürzt hat, ist der Mammonismus. In den Sprüchen Salomos heißt es einmal: „Wo keine Schauung" — Luther übersetzt Weissagung — „ist, wird das Volk wild und wüst." Fehlt einem Volk die hohe Idee, die

seine Seele weckt und mit großem, reinem Wollen erfüllt, dann gerät es in den Sumpf. Selbstische Gier erwacht in den einzelnen und in den Klassen, und was zusammen wirken sollte, steht wider einander. Das völkische Ziel unserer Vorväter, die Reichseinheit, ist im Jahre 1871 erreicht worden. Was war seitdem das Ideal der deutschen Seele? Wirtschaftlicher Aufschwung, Welthandel und Weltmacht — also Geld? Das ist wahrhaftig keine Schauung, die Edles zu wecken vermöchte. Es gibt nichts, das die niederen Triebe zu so geilem Aufwuchern bringt, als der Mammonsgeist. Wir wissen, wie jämmerlich es — bei allem äußeren Glanz — in Deutschland vor dem Kriege ausgesehen hat! Es war, als sollte die einst so reiche Seele unseres Volkes unter der Materie ersticken.

Im August 1914 schien es einen Augenblick so, als wollte es anders werden. Eine Idee strahlte leuchtend auf, und sie hob Millionen hoch über den Dunstkreis ihrer kleinen Selbstsucht empor. „Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen". . . Da ward Deutschland eins.

Aber — wofür muß Deutschland leben? Weil allzuwenige die Antwort darauf kannten, zerbrach unsere Macht. Und nun liegen wir im Staub. Doch nimmermehr glaube ich's, daß dies Zerbrechen unserer stolzen Kraft das Ende vom deutschen Liede ist. Ein toter Baum treibt nicht mehr. Aber im deutschen Baum sehe ich, trotz allem, ein Keimen und Treiben, als wollte es sich zum Frühling rüsten. Nicht zuletzt in unserer Jugend. Und über den Trümmern des Alten steigt ein Leuchten auf: ein hohes Ziel, eine hehre Idee, eine ganz große „Schauung" wird von vielen gesehen. Wenn wir sie erfassen und zur Tat werden lassen, dann werden kommende Geschlechter die Not unserer Tage preisen als die Geburtswehen einer glücklicheren Welt: Das ist die soziale Idee!

Es war die notwendige Folge des immer furchtbarer steigenden Mammonismus, daß eine immer schroffere Gegenwirkung einsetzte. Die „Enterbten" der kapitalistischen Gesellschaftsordnung organisierten sich, und der Klassenkampf entbrannte. Die Opfer des Mammonismus bäumten sich auf gegen ihren mächtigen Zwingherrn.

Daß dieser Kampf die Leidenschaften furchtbar aufwühlen und — auf beiden Seiten — nur allzuviel Unerfreuliches hervorbringen mußte, ist selbstverständlich. Aber alles wurde dadurch unsäglich traurig, daß die Masse des gegen den Mammonismus kämpfenden Proletariats selbst immer mehr von diesem Gift durchseucht wurde. Aus dem Aufbäumen der Seele gegen die zermalmende Materie wurde der rohe Kampf um den Futterplatz. Aber es ist doch eine ganz außerordentlich grobe Verkennung der Wirklichkeit, zu meinen, daß hinter und in diesem gewaltigen Ringen keine idealen, ja göttlichen Kräfte am Werke gewesen seien. Die Zukunft wird richtiger urteilen, als es selbst ehrlichen Gegnern inmitten des Kampfes oft möglich ist.

Für die Nachfolger Jesu bedeutete diese Lage der Dinge eine unendlich tragische Not. Durch viel Schuld auf beiden Seiten stand die Kirche, trotz ihrem wahrhaft großen Dienst (Wichern, Fliedner, Bodelschwingh, Stöcker und andere!) nicht nur außerhalb dieses mächtig emporbrausenden Stroms des Gegenwartlebens, sondern in starkem und nur zu oft starrem Gegensatz zu ihm, sodaß sie von dem aufsteigenden Proletariat als Hort der verhaßten Gesellschaftsordnung empfunden wurde. Was ihr nur noch spärlich im Lager der Besitzenden gelang, mißglückte fast ganz auf der andern Seite: die große, weltgeschichtliche Auseinandersetzung zu durchseelen mit dem Geiste Christi. Wir Christen litten grenzenlos unter der Tatsache, daß wir gerade von denjenigen unserer Menschenbrüder, denen unsere heißeste Liebe gehörte, als Feinde angesehen wurden. Und wir wußten doch, daß sie ihr Ziel nimmermehr erreichen konnten ohne die erlösende Macht des Christusgeistes.

An dieser trüben Lage der Dinge hat die Revolution zunächst nicht allzuviel geändert. So tief eingewurzeltes Mißtrauen läßt sich nicht rasch überwinden, zumal es auch heute noch wenig Christen gibt, denen man im Blick auf die Fragen des großen Volkslebens nicht allzuviel vom Geist ihres Herrn abspüren kann. Und doch ist ein Neues da: auf der einen Seite ist das Bewußtsein der sozialen Verantwortung und der Wille zur Gemeinschaft gewaltig im Erwachen — zumal in der Jugend. Auf der andern

Seite fangen tiefer empfindende Sozialisten an zu spüren, daß der soziale Kampf mit Agitation, Organisation und Terror allein nicht geführt werden kann. Die Seele hebt an, nach ihrem Recht zu begehren.

Damit ist für uns deutsche Christen die große Stunde gekommen — die Stunde, die großen Dienst heischt. Es gibt ja keine andere Hilfe für unser todwundes Volk, ja für die in schweren Geburtswehen kreißende Welt, als daß in all die argen Verzerrungen des sozialen Gedankens der echte Sozialismus tatfroh hineintritt — der Sozialismus Jesu. Da liegt unsere weltgeschichtliche Verantwortung.

Aber kann man wirklich von einem Sozialismus Jesu sprechen? Wenn man darunter irgend etwas wie Parteipolitik, Reformerei oder äußerlich revolutionäres Wesen versteht, dann war er sehr fern davon. Versteht man darunter aber tiefste soziale Gesinnung, wachstes soziales Gewissen, vollendete soziale Führerschaft, dann ist er der Sozialist, der immer junge Quell aller rechten, wahrhaft sozialen Gesinnung.

Unsagbar viel Unheil hat das Mißverständnis angerichtet, Jesus habe nichts anderes gewollt, als einige Seelen aus der „Masse des Verderbens" zu retten. Wieviel engbrüstige, selbstsüchtige, im tiefsten Wesen widerchristliche „Religion" ist daraus hervorgegangen! Aber Jesu Ziel war etwas ganz anderes. Er weiß sich gekommen, um die Herrschaft Gottes auf diese Erde zu bringen. Dafür lebt er und dafür stirbt er. Gottes Herrschaft aber ist ein durch und durch sozialer — und darüber hinaus universaler, allumfassender — Begriff, die höchste „Schauung", die gedacht werden kann. Es sind allertiefste religiöse Wurzeln, aus denen er erwächst. Davon kann jetzt nicht geredet werden. Sittlich kann man das Wesen dieser Gottesherrschaft wohl so erfassen, daß sie die Ueberwindung jener Zwingherrschaft bedeutet, die alles Elends Quelle ist — der Herrschaft des Ich, der Selbstsucht. Das ist ja das dunkle Verhängnis, unter dem die Menschheit schmachtet, daß sie Gott entthront und das Ich zu ihrem Götzen gemacht hat. Daran ist alles Menschentum verdorben und alle Gemeinschaft zerbrochen. Aber Jesus hat diesen elenden Götzen zertrümmert, zuerst in seinem eigenen, heiligen

Leben, und dann durch die Macht seines Geistes in denen, die ihm wahrhaft nachfolgen. Denn er hat Gott seine Ehre und sein Recht gegeben. Damit aber eröffnet er den Menschen einen doppelten Weg — den Weg zu wahrem Menschsein und den Weg zu wahrer Gemeinschaft. Wo Gott zu seinem Recht kommt, ist der Mensch erlöst, erlöst gerade von der Selbstsucht, die ihn so verhängnisvoll abkapselt von der Gemeinschaft. Und nun wird in ihm der Wille lebendig, den anderen zu dienen, der Wille zur Gemeinschaft — die Liebe. Der Mensch, der in Gott sich selbst und seines Menschseins Würde, Verantwortung und Beruf gefunden hat, weiß fortan, daß er für die anderen da ist, die ja auch von Gott geliebt sind. Er sagt nun ja zu ihnen, aber er kann sich nicht mehr an sie verlieren. Er dient ihnen, aber er wird nicht ihr Knecht. Er will ihre Gemeinschaft, denn ganz tief weiß er sich ihnen verbunden durch den, der liebend hinter ihnen allen steht.

So zeigt der Meister den Seinen den von allem Aeußeren, wie Geschlecht, Stand, Bildung usw., völlig unabhängigen Wert und Adel jeder Menschenseele. Er lehrt sie alle die Hände zusammenschließen in dem einen Gebet „Unser Vater" — das vom ersten bis zum letzten Wort aus reinstem sozialen Geist geboren ist. Im Verkehr mit einander gilt ihnen die „Goldene Regel": „Alles, das ihr wollt, das euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen!" Was sie sind und haben, wird ihnen zum Dienst an den anderen, anvertrautes Gut. Sie kennen die tiefste Not aller, die Not der Seele, die Sünde, und sie kämpfen mit festem Herzen und klarem Blick gegen alles, was die Brüder verderben will, für der anderen zeitliches Wohl und ewiges Heil — bereit zum letzten Dienst in stellvertretendem Leiden, in der Nachfolge dessen, der für seine Menschenbrüder nach Golgatha ging.

Das haben ja die Frommen immer gesagt, daß der Herr allein helfen kann in aller Not. Aber sie haben's nur zu oft nicht erkannt, daß auch er, nach seinem uns so adelndem Willen, nicht helfen kann, wenn er keine Menschen hat, die ihm als Organe seines Liebeswillens zum Dienste bereit stehen — mit ungeteiltem Herzen. Und doch liegt gerade darin der Daseinszweck und die Verantwortung der Gemeinde, und in ihr des einzelnen

Christen. Sie sollen Glieder, das heißt Organe, des Leibes sein, dessen Haupt er ist. Also sie sind dazu da, seinen Willen zu tun, sein Werk auszurichten, seine Liebe auszuleben. Christ sein heißt in der Gesinnung Jesu Christi Christuswerk auf dieser Erde tun, da wo man steht, in den gegebenen sittlichen Gemeinschaften. Alles andere ist nichts nütze.

Man mag freilich sagen, für so hochgesteigerten Idealismus seien die Massen niemals empfänglich. Gewiß nicht. Aber würde sich nicht ein Umsturz ohne gleichen vollziehen, wenn zweierlei da wäre: Gemeinden, in denen solcher Geist wahrhaft lebt und glüht, und viele einzelne, die ihn in ihrem Leben zu starker Entfaltung kommen lassen? Wahrlich, dann würden reinigende Kräfte ohne gleichen in die Gesamtatmosphäre hineinwirken, unendlich befreiend, und in der Masse ständen nun die Führer, nach denen sie sich unbewußt sehnt. Dann würde Jesu großes Auftrags- und Verheißungswort zu reicher Erfüllung kommen: „Ihr seid das Salz der Erde, ihr seid das Licht der Welt!“ Kraft würde ausgehen, der Fäulnis zu wehren und die Finsternis zu vertreiben — und Leben würde erwachen.

Wir stehen mitten zwischen der kapitalistischen Hochflut im Westen, der Brandung des antisozialen Bolschewismus im Osten. Auf der einen Seite der Terror des Mammon, auf der andern der Terror der Masse. Sollte es nicht unsere weltgeschichtliche Aufgabe sein, im deutschen Volk die befreiende Antwort zu finden in einem von wahrhaft sozialem Geist beseelten, organischen Aufbau des Volkes? Ist das keine hohe „Schauung“?

Unter Sozialisten und Kommunisten findet man manch ehrfurchtgebietendes Beispiel herrlicher Hingabe. Sollen wir, denen das höchste anvertraut ist, uns von ihrer Begeisterung beschämen lassen? Laßt uns den Sozialismus Jesu ausleben, und wir werden Großes erleben. Jugend, sei du der Frühling einer neuen Zeit!

(Vgl. das Heft des Verfassers: „Der Sozialismus Jesu.“ Verlag Martin Warneck. 50 Pfennig.)

3.

Sie hatten alles gemein

Einleitung in eine Studentenbibelstunde

von Eberhard Arnold

Das Leben der ersten Christen hat auf alle ernsten Menschen immer eine starke Anziehungskraft ausgeübt. Man fühlt es, daß hier frischerer Wind weht und reineres Wasser quillt, eine stärkere Kraft und echtere Wärme herrschte, als es heute bei denen der Fall ist, die sich Christen nennen. Wir fühlen es, daß wir heute in unseren Kirchen, religiösen Zusammenschlüssen und Erbauungsgemeinschaften nicht dasselbe besitzen, was die Urgemeinde als Lebensgemeinschaft erlebte. Das Wort Jesu und, was viel mehr ist, das Wesen seiner Persönlichkeit war in diesen ersten Kreisen der Christusbewegung ganz lebendig. Was die Apostel zu sagen hatten, war unmittelbar aus der Wesenheit Jesu geschöpft. Die Tischgemeinschaft, die Glaubensgemeinschaft war durch die Nähe des Christus gekennzeichnet, der gesagt hat: „Ich bin alle Tage unter euch."

Wie Jesus sich dem äußeren Menschen ebenso wie der inneren Not seiner Umgebung gewidmet hatte und überall seine Heilungskraft bewiesen hatte, so war es auch in der Urgemeinde. Es ist nicht wahr, daß das Christentum sich um die Seelen kümmert und den Leib mißachtet. Als einer der besten Freunde Jesu ihn fragen ließ, ob er den Zukunftszustand der Gerechtigkeit herbeiführen würde oder ob man auf einen anderen warten solle, hatte er als Antwort nur den Hinweis auf sein Tun, daß in seiner Umgebung die kranken Körper geheilt und tote Menschen lebendig wurden, daß Armen die Botschaft der Freude gebracht wurde. „Kommt! Sehet!" lautete seine Aufforderung.

Hier wurde das unsichtbare Reich Gottes im Sichtbaren verwirklicht. Das Transcendente offenbarte sich im Immanenten. Das Wort war Fleisch geworden. Die Liebe wurde offenbar; Jesus zeigte es, was Liebe bedeutet, daß sie keine Grenzen kennt und vor keinen Schranken haltmacht. Niemals kann sie dadurch zur Ruhe gebracht werden, daß irgend welche Verhältnisse ihre Betätigung als unmöglich erscheinen lassen. Für den Glauben der Liebe war nichts unmöglich und ist nichts unmöglich. Deshalb macht Jesus mit seinem Liebesdrang auch nicht vor dem Besitz, vor dem Eigentum halt. Als er einen reichen Jungen lieb gewann und dieser viele Güter aufzuweisen hatte, schaute ihm Jesus ins Herz und sagte ihm: „Es fehlt dir noch eines: verkaufe alles, was du hast, und gib es den Armen und komm, geh mit mir."

Aber erst das enthusiastische Geisteserlebnis, das der Auferstandene seiner Gemeinde geschenkt hat, gab seinen Freunden die Kraft, den Liebeswillen zu verwirklichen, den er in sie hineingelegt hatte. Jetzt konnten sie Lebensgemeinschaft werden, weil ihre Liebe überschwenglich geworden war. Jetzt mußten sie immer bei einander sein, weil dieselbe Liebe sie durchglühte. Wie Jesus seine nächsten Freunde, die wir seine Jünger nennen, immer in seiner Nähe haben wollte, so drängte sein Geist die ersten Christen nahe zu einander, damit sie mit einander das Leben Jesu lebten und dasselbe täten, was er getan hatte. Weil es sich hier um letzte innere Notwendigkeit handelte, mußten sich in allen Fragen des Zusammenlebens Gestaltungsformen ergeben, die ganz einer vollendeten Liebeseinheit entsprachen.

Jesus hatte einst jeden einzelnen aufgefordert, alles zu verlassen und mit ihm zusammen zu sein. Und als er mit dem so gesammelten kleinen Kreis auf seiner großen Fahrt von Dorf zu Dorf wanderte, mußte sich die Gemeinsamkeit ihres Lebens auf alles erstrecken, was ihm widerfuhr. Es ergab sich hier von selbst, daß gemeinsame Kasse geführt wurde. Sobald der Geist Jesu seine erste Gemeinde wie ungehemmt überflutete, mußte sich ihre erste Lebensform entsprechend gestalten. Die ersten Christen hatten schlechthin alles gemeinsam. Wer über Besitztümer verfügte, war von dem Drang erfüllt, sie auszuteilen.

Keiner verfügte über etwas, was nicht der Gemeinschaft gehörte. Es war eine große Schar, die hier durch ein einheitliches Lebensgefühl, durch die eine Liebe Gottes zu einer fest zusammengewachsenen Einheit geworden war.

Und doch konnte es keine abgeschlossene Einheit sein, weil die völlige Liebe niemals exklusiv bleibt. Die offene Tür und das offene Herz für alle war ein wesentlicher Charakterzug für diese ersten Christen. Deshalb hatten sie Eingang bei allen und gewannen die Liebe des ganzen Volkes. Sie waren ein Licht, das leuchtete und wärmte. Sie waren ganz Herz und ganz Seele. Nur deshalb konnten die vielen ein Herz und eine Seele sein. Das kalte Licht der sogenannten klaren Verstandeserkenntnis, die fortwährend scheidet und unterscheidet, war hier nicht zu finden, sondern vielmehr der Geist, der das Herz durchglüht und die Seele lebendig macht. Nur so konnte das vereinzelte Dasein überwunden werden und ein gemeinsames Leben entstehen. Der Privatbesitz, das Einzelvermögen ist nicht anders zu überwinden als durch diese Kraft des verbindenden Geistes. Unter dem Einfluß dieses Gemeinschaftsgeistes konnte niemand von seinen Gütern denken oder sagen, daß sie ihm gehörten. Es war dies eine Unmöglichkeit, solange der Geist gleichsam ungebrochen herrschte. In einer solchen Lebensgemeinschaft konnte niemand sein, der an Kleidung, Nahrung oder an irgend einem Lebensgut Mangel gelitten hätte.

Aber der Geist ist zarter als die harten Gebäude des Verstandes oder des fest organisierten Gesellschaftsbaus. Er ist sogar zarter als die Kräfte der Seele, auf welche sich so manche Liebesgemeinschaft aufzubauen sucht. Weil er das Edelste und Göttlichste ist, so ist er empfindlicher als alle anderen Lebensgebilde. Was auf der Erde die längste Dauer hat, gehört dem Reich des Todes an, dem Reich der Gesteine. Je feiner die Organe des Lebens sind, um so gefährdeter sind sie. Das Reich, welches Jesus gebracht hat, ist nicht von dieser Welt; aber in ihm ist es in die Welt hineingebrochen. Jetzt war das Reich Gottes zu den Menschen gekommen, weil Jesus durch den Geist alle anderen Mächte überwand. Dieser Geist war stark und rein. Er konnte sein Wesen nicht verleugnen,

sodaß er nur als Liebe ohne Gewalt wirksam war. Er lebt als innere Stimme. Er kann nur mit dem inneren Auge geschaut werden. Wo keine innere Schau Gottes ist, läßt die Kraft seines Einflusses nach. Wo anderen Geistern Raum gegeben wird, tritt er zurück. Er ist das Leben in seiner göttlichsten Gestaltung. Deshalb dürfen wir uns nicht wundern, daß die Urgemeinde nur wie ein einmaliges kurzes Aufleuchten den neuen Weg erhellte. In der Geschichte ist es wie ein seltenes Geschenk Gottes hier und da zu ähnlichem Gebilde desselben Geistes gekommen. Wie jeder einzelne Mensch, der von diesem Geiste beseelt ist, nur eine beschränkte Lebensdauer hat, so auch die reine Gestaltungsform der Gemeinde dieses Christus. Wie Jesus sterben mußte, wie die Apostel gestorben sind, so war auch der ersten Gemeinde ihre Zeit bestimmt.

Aber dem Geist werden immer neue Kinder geboren. Es wäre sinnlos, ähnliche Lebensformen künstlich oder mit Gewalt gestalten zu wollen; denn auf diesem Wege könnte nur ein Zerrbild entstehen, in welchem das Wesentlichste, nämlich der frei treibende Geist, fehlen würde. Es gilt für Gott, für den Geist Jesu offen zu werden, damit er in uns dasselbe Leben wirkt wie in den ersten Christen. Dann werden Lebenseinheiten entstehen müssen, in denen die Liebe alles umfaßt und durchdringt.

Es hat wenig Sinn, hier über die Worte Gütergemeinschaft oder Kommunismus zu streiten, unter denen man sich so verschiedenartige Gesellschaftsformen vorstellen kann. Es kommt vielmehr hier auf das allein Wesentliche an, in welchem Geist jener einzigartige Kreis lebte und wie stark dieser Geist war. Alle Liebe wird aus der Freude geboren. Wo man sich Mühe gibt, wo man angeleitet oder gezwungen werden muß, ist dieser Liebesgeist nicht. Derselbe Drang, der jene Menschen trieb, täglich und immer zusammen zu sein, weil sie eine so unbeschreibliche Freude an einander hatten, derselbe Geist bewirkte diese Gütergemeinschaft. Hier war von keiner Forderung der Menschenrechte die Rede, sondern von einem freien Trieb schenkenden Reichtums. Das Geheimnis der Urgemeinde kann nicht anders gelöst werden

als durch die Tatsache, daß der Geist Jesu ihr das Herz Gottes erschlossen hatte. Der schöpferische Gott der sich nie versagenden Liebe offenbarte sich hier in einer Gemeinschaft von Menschen, die sich in dem Namen und Wesen Jesu versammelten. Gott bildete sich hier einen Organismus, für den Paulus das entscheidende Wort geschenkt wurde: Der Leib des Christus.

4.

Johann Heinrich Wichern und seine sozialpädagogischen Ideen

Vortrag im Gehilfenverein

von **Walter Classen**

Das Leben

Das älteste Bild der Erinnerung läßt uns in die saubere Wohnung eines Hamburger Hafenarbeiters sehen im 18. Jahrhundert — Stube mit großem Himmelbett, kleine Wohnstube mit sandbestreutem Fußboden, im Hintergrunde die Küche, wo das offene Herdfeuer flackert und die geputzten Zinnteller blinken — alles peinlich sauber und freundlich. Am Sonntag versammelt sich die Familie um das Bibelwort. Das waren Wicherns Großeltern. Der Vater wurde Schreiber und durch Tüchtigkeit und Sprachtalent Mitarbeiter eines Notars. Die Franzosenzeit vertrieb die Familie Ende 1813 aus Hamburg; eine Flucht auf dem überfüllten Schiff, treibende Eisschollen, aufregende Tage in dem von Russen besetzten Buxtehude, endlich ein freundlicher Pachthof bei Stade als Zufluchtsort, blieben dem Knaben Johann Heinrich in der Erinnerung. Er war 1808 geboren, also damals fünf Jahre alt. Der Vater sandte den ältesten Sohn auf die Gelehrtenschule in Hamburg. Wir haben den typischen Aufstieg

vor uns, wie er sich in Hamburg noch heute oft wiederholt — der Großvater war aus der Gegend von Stade, also aus dem besten Niedersachsenstamm, als Arbeiter in die Stadt gekommen. Der Sohn geht in einen schreibenden Beruf über, der Enkel kommt zum Studium.

Der Vater war dem jungen Heinrich ein treuer Berater und verstand die starke Seele des Knaben, während dieser in der Schule sich nicht immer zurecht gefunden hat.

Aber als der Sohn 14 Jahre alt war, starb der Vater; nach den schweren Verlusten der Kriegsjahre unermüdlich arbeitend, hatte er sich früh aufgerieben. Als Aeltestem in der Geschwisterschar, wurden dem Knaben schwere Sorgen auf die jungen Schultern gelegt. Schon damals hat er die angeborene Kraft zu einem wahrhaft stählernen Charakter ausgebildet. Er gab Privatstunden und verließ, noch nicht 18 Jahre alt die Schule, ehe er sie ganz beendet hatte. Er wurde Lehrer an einer der zahlreichen Hamburger Privatschulen; die Schule lag vor dem Tore; Wichern war dort nicht nur Lehrer, sondern auch Hausgenosse und Aufseher der Knaben. Zugleich suchte er in den Vorlesungen des Akademischen-Gymnasiums seine abgebrochene Bildung zu vollenden. Das währte zwei schwere Jahre. In dieser Zeit hat sich die Weltanschauung des Jünglings fürs Leben gestaltet — und zwar, wie das so oft geschieht, im Gegensatz zu den Wirkungen, die zwischen dem 14. und 18. Jahre nicht immer taktvoll auf ihn eingedrungen waren. Der Leiter der Gelehrtenschule war der Rationalist Gurlitt gewesen, gelehrt, überzeugt und energisch. Wicherns früh geprüfte, schwer sich öffnende Seele hatte sich unter Einwirkung eines gottseligen Schusters und des Pastors Wolters von Catharinen dem Pietismus zugewendet. Hier erlebte der Jüngling Gott, und die fleißige Durchforschung des Römerbriefes stärkte seine Ueberzeugung. Leidenschaftliche Parteinahme für die in Treue festgehaltene Richtung verfeindete ihm die rationalistischen Hamburger Pastoren.

Trotzdem fanden sich Helfer und Freunde, und 1825 konnte Wichern nach Göttingen, später nach Berlin zum Studium ziehen — schon empfingen ihn dort Hamburger

Freunde, sowohl mehrere Söhne der besten Familien wie auch die Vertreter der Malerschule Hamburger Nazarener, Speckter, Runge und Milde.

Nur drei allzukurze Jahre des Studiums sind Wichern beschieden gewesen. Er hat sie ausgenutzt mit dürstender Seele, — Schleiermacher, der große Systematiker der subjektiven Frömmigkeit, ist auch der theologische Erzieher Wicherns gewesen —, das erkennt man aus den Tagebüchern des Studenten; an ihm und durch ihn, den er bis an sein Lebensende verehrt hat, lernte er das religiöse Erlebnis zu durchdenken und zur klaren inneren Anschauung zu erheben.

Aber zur letzten Höhe, wo in wissenschaftlicher Klarheit der Geist herabblickt auf die wogenden Probleme der Tiefen, ist Wichern nie gekommen; als Jüngling war er befangen in der Stimmung des Pietismus, als Mann ein Werk aufs andere türmend, hat er ruhige Jahre der Sammlung nie wieder erlebt.

1831 im September zog er wieder in Hamburg ein und war ein halbes Jahr später Kandidat, — Hoffnung, Freude und Trost der Mutter, die mit der Geschwisterschar im kleinen Häuschen manchen sorgenvollen Tag durchlebt hatte.

Von nun an geht Wicherns Aufstieg erstaunlich schnell. Nach Taten dürstend, von Christusliebe ganz erfüllt, wirft er sich in Pastor Rautenbergs St. Georger Gemeinde in die Arbeit unter den Sonntagsschulkindern. Armut aus den Kriegsjahren, unglaubliche Schulzustände hatten schon damals ein verwahrlostes Großstadtproletariat in Hamburg entstehen lassen. Die früh zur Arbeit getriebenen, arg verwilderten Kinder suchten Menschenfreunde in kurzen Sonntagsstunden zu unterrichten, ihre Seelen zu bilden.

Da tritt vor die Seele des 24jährigen — ein Geschenk Gottes — ein Bild: ein sonniges Dorf mit Gärten im Schatten der Bäume; und in jedem Häuschen wohnt eine Kinderschar mit ernsten, freundlich-heiteren Helfern; mitten darin aber sind Schule und Kapelle gegründet. Das war der Weg, die Kinder zu retten, heraus aus dumpfem Druck und Schmutz der Großstadt in eine neue Heimat.

Mit der Energie des großen Kriegers hält Wichern den Plan fest, gewinnt einige der Besten Hamburgs. Schon

im Herbst 1833 zieht er mit seiner treuen Mutter in ein kleines Strohdachhaus auf einem wildbebuschten Hügel der Dorfmark Hamm bei Hamburg.

Mit einem Dutzend der verkommensten Jungen sitzt er in niederer Stube um den rohen Holztisch, sie lehrend, mit ihnen Holzpantoffeln schnitzend, da die spärlichen Mittel der jungen Anstalt Lederschuhzeug nicht liefern konnten. Und als der erste Sommer kommt, da sammelt sich abends die junge Familie unter der breitschattenden Kastanie, des jungen Hausvaters Belehrung und Erzählung zu lauschen und mit Gesang und Gebet den Tag zu beschließen. Wie viel Mühe im Kleinen war nötig, um so weit zu kommen; Haus- und Gartenarbeit, Kochen und Flicken, alle Arbeit einer großen Familie mußte gelernt und verteilt werden. Aber das gerade fesselte die wilden Buben, gab ihnen Ziele, dem Leben Gehalt, Anstrengung und Freude. Damit war eine Tat geschehen in der Geschichte der Menschheit. Wichern bewies, daß auch aus dem allerverkommensten Proletarierkinde noch ein Mensch zu machen ist, wenn nur eiserner Wille, nie ermüdende Liebe und der Blick für eine jede besondere Seele das verlorene Kind erwarten.

Von nun an wuchs das Werk, — die in der gemeinsamen Arbeit unter den Kindern St. Georgs gewonnene Braut führte Wichern heim; bald gesellten sich zum ersten Hause mehrere, zum Teil von Jungenhänden selbst gebaut. Und mit den neuen Kinderfamilien erstand auch der neue Beruf. Junge Männer, rüstig, treu, tapfer sollten als Pfleger der Jugend dienen und zugleich lernen und sich bilden zum künftigen Beruf des Volkserziehers und Helfers in Werken heilender oder bewahrender Liebe.

Die Diakonie des Urchristentums, das Amt in der Gemeinde, das nicht predigt, sondern hilft und heilt, hatte Wichern auch für Männer damit neugeschaffen.

Bereits in den ersten Jahren kommen viele Besucher, Wicherns neues Werk zu sehen — das hat weder seinen bescheidenen Ernst gemindert, noch die stille Arbeit beunruhigt. Wohl aber wird Wicherns Rat begehrt. Bald beginnt er in Nachbarstädte zu reisen. Alle die großen Probleme des 19. Jahrhunderts, Industrie, Gesellenwesen, Kommunismus, Großstadtnot beginnen nach Wichern zu rufen. Schon unterhandelte er in Berlin mit Ministern.

Da kam 1847 die Kunde von der Typhusnot. Mißernten der Jahre 1846 und 1847, Schrittmacher der Revolution, hatten im ländlichen Proletariat Oberschlesiens den Hungertyphus geweckt. Tausende von Waisenkindern hockten in elenden Hütten zusammen. Da bietet Wichern sich an. Mit einer Kolonne seiner Brüder vom Rauhen Hause bringt er Rettung und Hilfe. Die Kinder wurden in größeren Höfen gesammelt, die Brüder als Lehrer und Hausväter eingesetzt. Es ist fast alles katholische, meist polnische Bevölkerung. Wichern gewinnt des Fürstbischofs Vertrauen. Unterhandlungen mit teils wohlwollenden, teils eigensinnigen Gutsbesitzern werden geschickt geführt, eine hochmütige, zähe und doch träge Bureaukratie Berlins bearbeitet, belehrt, gelenkt. Dreimal bereist Wichern jene Gebiete.

Mittlerweile war die Revolution hereingebrochen. Das Rauhe Haus blieb mehr oder weniger unberührt. 1848 im September steht Wichern auf dem Wittenberger Kirchentag, wo evangelische Männer aus allen Landeskirchen zusammengetreten waren, um zu beraten, was die Kräfte des protestantischen Glaubens in dieser Zeit vermöchten. Da hat Wichern ein Programm entrollt, von welchem gilt: es waren neue Richtlinien für die religiöse Arbeit der Prostetanten für Jahrhunderte. Die evangelische Kirche hat zwei Tätigkeiten: das Wort zu verkündigen — dieses hatte schon die Reformation erkannt — und: ihr Wesen zu bekennen in Taten der Liebe — das war das Neue; nur durch dies Neue kann die lehrende Kirche zur Gemeinde werden.

Jetzt wird Wicherns Leben geteilt zwischen seinem Rauhen Haus und fast allen Städten Deutschlands, bis man ihm einen Gehilfen gibt und er nun ganz Herold der inneren Mission werden kann. Dennoch bleibt sein Leben übervoll, davon zeugen schlaflose Nächte und peinigende Kopfschmerzen.

Von Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin berufen als Mitglied des Oberkirchenrates und Rat im Ministerium des Innern griff Wichern vor allem gewaltig zu bei der Reform des Gefängniswesens. Der schlichte Hamburger Kandidat — nun Bureaukrat im Kreise der Geheimräte — ward „fast zu Tode gefeiert," wie Clemens Schultz

mit Recht gesagt hat. Wicherns Programm zur Gefängnisreform war: Einführung des Einzellensystems, Beibehaltung des staatlichen Grundsatzes: die Schuld muß verbüßt werden, aber Hinzuziehung von Persönlichkeiten aus der christlichen Gemeinde zur erziehlichen Liebesarbeit an den Sträflingen. In Wicherns Brüderhäusern sollte das nötige Personal herangebildet werden. Wichern hat sein Programm in Berlin nicht durchzusetzen vermocht; dasselbe entfachte einen erbitterten Kampf des bürgerlichen Liberalismus gegen Wichern und seine pietistischen Freunde. Wichern unterlag. Er hat den Schlag nie verwunden.

Rastlos fortarbeitend setzte er dennoch alle seine Kraft ein — der Aerger über die Gegner, das Rütteln und Schütteln an dem Räderwerk der Büreaukratie — es waren keine sonnigen Jahre des Säens und Erntens wie dereinst im Rauhen Hause. Die gewaltige Kraft seiner Natur steigerte sich zuweilen zu furchtbarer Heftigkeit, und diese erschütterte nur zu sehr den angestrengten Körper. Noch schenkte Wichern 1866 dem Vaterlande Idee und tatkräftigen Anfang der freiwilligen Krankenpflege im Kriege.

Schon hatte er den Entschluß gefaßt, aus dem preußischen Dienste zu scheiden, auch sein Rauhes Haus, wo gesetzliche Erstarrung die klugschauende Liebe zu verdrängen drohte, neu belebt und den Sohn an die Spitze gestellt, da warf ihn Ostern 1874 ein Schlaganfall nieder.

Es folgten sechs Jahre bitteren Leidens, der Körper schwach, bange, schlaflose Nächte — der Geist lebt, liebt, arbeitet — weitschauendes, geschichtliches Denken über große, neue Geschichtswerke erquickt und erhebt dennoch den einsamen Greis. Endlich im Frühling 1881 führte groß und feierlich ein sanfter Tod den Leidenden hinüber in die heißersehnte Heimat.

Aufbauende Kritik:

Luther hatte gesagt: Die Kirche ist dort, wo das Evangelium verkündigt wird — damit war für Jahrhunderte das Wesen der Kirche beschrieben. Wichern — sozusagen der Vollender jener tatkräftigen Seelenpflege, die seit Frankes Tagen jene engen Schranken zu sprengen suchte — brachte das Neue: zum Wesen der Kirche gehört auch die Tat der Liebe. Da genügt nicht: predigen und abwarten, daß bürgerliche Gesellschaft und Staat Liebeswerke vollbringen, in der Kirche selbst muß Kraft der Liebe sich offenbaren. Volk und Staat allmählich zu erfüllen mit Liebe, dafür hat Wichern gearbeitet sein Leben lang.

Auf dem Kirchentage in Wittenberg hat Wichern das Programm dieser Idee entrollt: 1. Aus der Kirche muß der Staat die Persönlichkeiten erhalten, damit die Verbrecher und Verkommenen nicht nur bestraft und am weiteren Schädigen gehindert, sondern auch gerettet und wieder zu Menschen liebevoll emporgebildet werden.

2. Die Kirche selbst umfaßt alle Volksglieder. Denn dereinst hat das ganze Volk sich für Christus entschieden. Das ist germanische Auffassung seit den Tagen Ulfilas und Karls des Großen. Viele aber haben wenig oder nichts erlebt von dem Geiste christlicher Lebensauffassung. Also ist es Sache der Kirche selbst, Menschen auszusenden, die diese Armen suchen, unter den Reichen wie unter den Besitzlosen. Die Kirche darf nicht nur im Gottesdienst ihre Weltanschauung feierlich verkünden, sie muß werben um diejenigen, die das Große und Hohe noch nicht erlebt haben.

3. Die Sitte des bürgerlichen Lebens entspricht keineswegs jemals ganz den Forderungen brüderlicher Liebe. Die geschlechtliche Sittlichkeit, die gesellschaftliche Sitte mit Trunk und Ausschweifung, die Kavaliersmoral, der frivole oder seichte Ton der Presse und Literatur zerstört tausendfaches Leben. Also ist es Tat der Liebe, zu prüfen, zu richten, durch scharfen Angriff vor aller Oeffentlichkeit zu bessern — das ist Pflicht der Kirche.

4. „Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit" — die alten Rahmen, die jeden Stand im Mittelalter fest umschlossen, sind im Zeitalter der Maschinen und des Freihandels zerbrochen. Eine mächtige Flut reißt der Familie ihren sicheren Boden fort, rasch ist der Handwerker verarmt, der Landmann bankrott, der Arbeiter in engste, dumpfe Wohnung gedrängt, der haltlose Handwerksgeselle in Höhlen des Schmutzes und des Lasters hineingeworfen. — Hier müssen neue Organisationen helfen und diese — Gewerkschaften, Bauvereine, Konsumvereine, Landsiedlungen, Dorfgründungen — werden nie gedeihen, wenn nicht der Geist der Liebe ihre Glieder eint — Liebe aus dem Glauben an den Wert jeder Menschenseele!

Das ist Wicherns Programm gewesen — nicht durch Worte nur, sondern durch die gewaltige Energie seiner tatenfrohen Persönlichkeit. Warum ist davon so wenig erfüllt — warum sein Name und sein Programm „Innere Mission" überhaupt so gar nicht volkstümlich? Jahn war im Leben gehaßt, und sein Werk ist geworden wie ein großer Baum, unter dessen Aesten Tausende fröhlich lagern. Wichern, der so glänzend und gelobt im Leben stand, ist ein Samenkorn, hineingelegt in deutsche Erde, das doch erst aufgehen soll.

Warum mußte das so kommen? Wir haben bisher das Wort Kirche gebraucht — ohne es zu definieren — mit Absicht — hier wird der Schlüssel zu dem Problem sich finden — jedoch nicht leicht. Wir rühren hier an die schwersten, gern ängstlich umgangenen Fragen unserer Zeit. Zunächst wollen wir untersuchen, was Wicherns Ideen in ihrer vollen Entfaltung hemmte.

Wichern hat einen Vorgänger gehabt, Johannes Falk, von dem er manches gelernt, und den er stets geehrt hat; denn Wichern, der Mann, war über die kleinliche Parteinahme der Kandidatenjahre hinaus. Aber Wicherns Kreise sprachen doch Falk — trotz aller Tugend und Liebe — das vollkommene Christentum ab. Falk, ein Vertrauter Goethes in Weimar war zugleich ein Beschützer und Erzieher armer, verkommener Knaben. Hier stoßen wir auf die beiden Mächte, die 1850 noch meinten, Feinde sein zu müssen, zum Teil noch heute glauben, es zu sein: Deutsche Klassik und kirchliches Christentum. Und Falk

kam von den Klassikern wie jener große dänische Volksbildner, Grundvig, der den Dänen im schönsten Sinne gegeben hat, was wir innere Mission nennen. Furchtbare Schicksalsschläge hatten Falk dazu getrieben, sein Leben den armen Kriegswaisen zu widmen; so ließ er das eigene bitterste Leiden, das er als Gottes Liebestat bejahte, zum Heile werden für Notleidende seines Volkes.

So trägt sein Leben die gleichen Früchte wie Wicherns, und doch hieß es von Falk wie von Goethe, Schiller, Pestalozzi: sie hatten zwar die Liebe, aber den gekreuzigten Heiland Jesus Christus hatten sie nicht. Muß hier nicht ein Mißverständnis walten? Freilich, die im frommen Vorurteil gegen Goethe kämpften, hatten weder seinen „Wilhelm Meister" ganz gelesen, noch den „Faust" verstanden. Und so blieb das Mißverständnis als dunkle Wolke am deutschen Himmel stehen.

Diesen Irrtum zu finden, ist für unsere Volks- und Jugenderziehung nur zu wichtig.

Es sind zwei Mächte gewesen, die Wicherns Lebenswerk und -weg eingeengt haben — eine äußere und eine innere Macht.

Die äußere Macht war die Romantik; das klingt überraschend, und doch ist es so. Nach dem Zeitalter unserer Klassiker in den Freiheitskriegen, hatte das deutsche Auge dem Altertum des eigenen Volkes sich wieder zugewendet. Daraus entstand eine Stimmung, die in allem Alten lebte und webte — und dies Alte — meist mit Unrecht des Mittelalters Glauben allein, nicht seine Roheit sehend, — hoch über die Gegenwart erhob. Das war die Stimmung der Romantik. Sie hat wie der gotischen Dome Dämmerlicht und der Ritterburgen hohe Fensterbogen, umrauscht von Waldesgrün, auch die herben Schriften der Reformationszeit mit ihrem grimmen Ernst und scharfen Denken wieder liebgewonnen — und darüber die eigene Gegenwart klein und flach gefunden.

Das ist die Stimmung um Friedrich Wilhelm IV. gewesen und in vielen trefflichen adligen und bürgerlichen Familien. Volkstümlich war diese Stimmung nie, konnte sie nicht sein. Sie verlangte viel zu viel geschichtliche Reflexion. Die so Gestimmten waren aber auch zugleich tatkräftige, handelnde Männer, die Gerlach, Stahl, Huber,

Radowitz und unter den Späteren, Stöcker. Sie schmolzen ein echtes Gottvertrauen, einen demütigen Willen zur Christusnachfolge mit ihrer Romantik zusammen. Und daraus wurde der Neupietismus oder die pietistische Orthodoxie.

Unsere Bibeln in schwarzen Einbänden in der Druckform des 16. Jahrhunderts, ein künstliches Zurückgehen aufs Mittelalter in kirchlichen Bauten, in biblischen Bildern, in einer Literatur, die in der Sprache des beginnenden 18. Jahrhunderts wortreich das Seelenleben schildert — das alles liebt und pflegt diese pietistische Romantik. Aber mit solcher altertümlichen geschichtlichen Stimmung kann eine Bewegung nie volkstümlich werden — so auch nicht die Innere Mission. Das ist die Tragik in Wicherns Leben, er, der große Volksfreund, konnte sich nie lösen aus dem Kreise seiner Freunde, die gleichsam in Rüstungen und Gewändern längst vergangener Zeiten einhergingen. Ihn selbst hielt eine beengende Macht in der eigenen Seele.

Wir sehen einen heftigen, starken Menschen, der von früh an in harter Selbstzucht mit sich ringt. Da erscheint ihm, wie Paulus, wie Luther in Jesu Leiden der Trost; — dieser Tod für die Menschheit beruhigt seine bangende Seele. Wichtiger ist der Tod Jesu als sein Leben; — Wichern, als Student, verzeichnet das als schwererrungenes Bekenntnis in seinen Tagebüchern. Ihm ist aber noch nicht deutlich geworden, daß das stellvertretende Leiden ein allgemeines Gesetz des Menschenlebens ist, offenbart durch Jesus — ein Gesetz, dessen Wirkung sich ewig wiederholt, furchtbar im Weltkriege vor unser aller Augen.

Der Pietismus beharrt noch in den Denkformen des Judentums. Da wird das eine historische Ereignis zu einer Heilstatsache erhoben, so Moses Gesetzgebung. Aber nicht das eine Ereignis, sondern das in ihm wirkende geistige Gesetz, — das ist das ewig Gültige. Der Pietist aber erhebt seine persönliche Art des Erlebens zum Gebot für alle. Gewiß war das Erlebnis Wicherns echt, und darum war sein Leben und Wirken im Rauhen Hause echt, und echtes Leben strömte von ihm über in die Kinderherzen.

Aber Wichern vermochte nicht, mit anderen Geistesrichtungen — wie Liberalismus und Demokratie, — Fühlung zu gewinnen, er sah in Andersdenkenden nur die

Feinde. Die Klassiker konnte er zwar bewundern, aber als Pietist fühlte er sich ihnen überlegen. Das war der Irrtum und das Verhängnis seines Lebens und der Geistesbewegung, die er in der Inneren Mission so mächtig gefördert hat.

Uns gilt es heute, zu arbeiten mit seiner Liebeskraft. Seine Willensrichtung ist für uns Richter und Meister. Wir haben aber zu prüfen, wie im Einzelnen dieser Liebeswille noch umfangen scheint von beengenden Banden. In den Einzelheiten werden wir den Gegensatz besser erkennen.

1. Wichern hat für die verwahrlosten Kinder das Familiensystem geschaffen, — d. h. es ist eben kein System, — sondern er erkennt, daß in der Familie der Geist herrscht, in dem Kinderseelen gedeihen; denn dort wirkt die Liebe, die Zucht, dort ist Liebe wie der Gehorsam, — und alles ist Freiheit. Nichts Sittliches ist echt, außer wenn es die Seele frei und ungezwungen erlebt. Wie wenig ist Wichern darin verstanden worden: nicht Gelübde, nicht Drill, nicht Gewalt, — sondern freier Entschluß der jungen Seele, die der zu ihr kommenden Liebe entgegenstrebt. So gab es fröhliche Kinder im Rauhen Hause, — Wichern mitten unter ihnen, mit ihnen arbeitend, ihre Freuden und Leiden väterlich teilend.

Dies ist es: Kinder verschiedenen Alters, zehn bis zwölf an der Zahl, zu einer Familie vereinigt, eine rechte Persönlichkeit als Erzieher dazu, — und die Einzelhäuser wie ein deutsches Dorf vereint.

Das ließe sich nun noch an verschiedenen Stellen ähnlich gestalten, nicht nur in Erziehungshäusern gleich dem Rauhen Hause, sondern in Schülerpensionaten, Waisenhäusern, staatlichen Erziehungshäusern, Vereinen, bei Schulwanderungen und dergleichen.

Und wo wir mit der wahren Liebe, deren Wappen der getreue Hirte ist, unter den Kindern leben, da werden wir das Gleiche erfahren, was Wichern in seinen Tagebüchern verzeichnet: wie die Kindesseelen zarte und starke Gefühle bewegen, wie sie kämpfen mit dem Bösen, wie sie siegen durch ihren guten Willen, wie sie auch schwärmen mit der köstlichen Zartheit jugendlichen Gefühls, wie sie heldenstark festhalten am tapfer Beschlossenen, wie sie bitter bereuend innerlich auferstehen.

Warum nun wird Wicherns Art so selten angewandt? Staatliche Anstalten haben meist zu große und dazu gleichaltrige Gruppen, Wandervögel zu kleine; Erziehungshäuser wirken ohne Erfolg mit Drill und Gewalt, Jugendkompagnien, Schulwanderungen sind oft zu mechanisch organisiert — wie viel könnten wir alle da lernen.

Aber Wichern glaubt seine ganze Art abhängig von seinem Christusurteil und hält die pietistische Sprache und Melodie für die einzig mögliche. Indes Gottes Garten ist groß, und es können noch andere fromme Lieder darin erklingen. Man kann und will das Pietistische nicht nachahmen und übersieht den Kern in der Schale.

2. Wichern schuf sich für diese Knabenseelen einen Erzieherstand, die Brüder, welche später übergingen zu weiteren Aufgaben. Daß im preußischen Landtag der Brüderdienst an den Gefangenen abgelehnt wurde, kann nicht verwundern, denn der Staat kann nicht festsetzen, daß eine ganze Beamtenklasse in einer Methode inneren Erlebens herangebildet sei.

Liebe und treuer Dienst am Mitmenschen sind nicht abhängig von der pietistischen Stellung zum Christusbild. Gewiß, es muß jeder, sei es im Kreise der Familie, sei es im Dienst an den irrenden Brüdern — soll nicht blinder Naturwille walten — zum Opfersinn geführt werden durch die Kraft Jesu und den Geist der Liebe — aber dazu bedarf es nicht der Denkerweise, die theologisch im Pietismus lebt.

Diese, im Grunde kompliziert, bedarf einer gewissen romantisch-historischen Stimmung — darum gab Wichern auch viel Religionsunterricht für seine Brüder; ja mehr als das: in ihrer Ausbildung steckt ein ganz Teil Theologie. Und die gehört überhaupt nicht dahin. Diese Diener der Liebe sollen Männer der Tat sein. Die Wortverkündigung bleibe dem Amt der Prediger.

So wurde wieder das neue Amt mit dem alten Kirchenamt der Lehrer verwirrt — das setzte diese Brüder gesellschaftlich herab — denn sie blieben immer Theologen zweiter Klasse, während sie als Anstalts- und Vereinsleiter ihrer Sache Meister sein konnten.

Diese geringe theologische Ausrüstung aus altmodischer Waffenkammer machte die Brüder unvolkstümlich, mochten sie selbst von der Werkstatt oder dem Pfluge hergekommen

sein. Vom Geiste des größeren Deutschland waren sie geschieden. So ist Wicherns Idee wie mit halbentfalteten Blättern stehen geblieben.

An uns ergeht noch immer die Forderung: Erzieht aus jungen Männern der praktischen Berufe, die vom Feuer der Liebe erfaßt sind, Menschen für jene Erziehung, die noch außer der Familie und Schule zu leisten ist — also, zum Schwesternberuf und zur sozialen Frauenschule die männliche Parallele!

3. Nun löst sich die andere Frage: warum blieb Wicherns innere Mission so unvolkstümlich? Da wirkt zunächst ein äußerer interessanter Mißgriff.

In Wittenberg wurde 1848 ein Ausschuß gegründet, der alle verwandten evangelischen Bestrebungen vereinen sollte — aber es sollte auch jedem seine innere Freiheit bleiben. Ganz ähnlich hat man gesprochen, wie man den Jungdeutschlandbund, wie man in jeder Stadt zusammenfassende Ausschüsse und Landesverbande für Jugendpflege gründete — es sollten viele unter einen Hut und doch jeder seine Freiheit behalten. Das wird eine Quälerei für alle Beteiligten, bei Zeit- und Kraftverschwendung, und hat man endlich sein Ziel erreicht, dann sieht man sich zurückgeblieben hinter der Zeit.

Etwas derartiges ist auch mit der Inneren Mission geschehen. Ein alter liberaler Pastor in Hamburg, Kollmann, der 1848 trotz des Widerspruchs seiner Mitarbeiter Oberhelfer im Rauhen Hause gewesen, fuhr mich einmal mächtig an, als wir das Hamburger Volksheim gründeten: „Ihr macht denselben Fehler wie Wichern! Ihr baut die Organisation, ehe ihr den Geist habt wachsen lassen!"

Wirklich, vielleicht lag hier Wicherns größter Fehler — seine Sache und er selbst konnten wachsen — ihm, dem Hochbegabten, war trotz seiner Paulusnatur nicht der Weg versperrt zur kritischen Denkweise der deutschen Klassiker — auch dieser alte Kollmann war eine Paulusnatur — aber indem die Organisation der Inneren Mission so früh und schnell gebaut wurde, so war sie eben gebaut und nicht gewachsen — das kann wohl bei kapitalistischen Organisationen, — meist wenig zum Segen der Menschen, — bei geistigen Dingen aber nie gelingen. Die damaligen Bauleute waren Romantiker und Pietisten; da wurde die

Organisation zu eng —, für Wichern selbst ist damals stilles Weiterwachsen unmöglich geworden. Statt dessen stürzte er sich in die unmögliche Aufgabe, die preußische Bureaukratie mit dem Geist christlicher Mission zu durchdringen; denn hier hält ein gesetzlicher Geist sich in starren Formen, hier kann immer erst dann etwas getan werden, wenn die feste Regel gefunden ist, — damit aber ist die Liebe verboten.

Ausgeschlossen war aber nun die beste Kraft, die eben damals für die Innere Mission heranzuwachsen begann, — jene deutsche wissenschaftliche Theologie, welche Brücken schlug von Jesu und denen, die im Urchristentum durch ihn Gott erlebt hatten, zu den Deutschen, denen Goethe und Schiller die Augen der Seele geöffnet haben — und ihrer werden unter uns mehr mit jedem neuen Geschlecht. Diese Brücken wurden für die Innere Mission für lange Zeit gesperrt.

4. Und so war jede Hoffnung für jene letzte Aufgabe von vornherein verbannt, die Wichern wohl als die größte von allen erschienen ist: die Weltanschauungsarbeit! Er hat mit seinen hellen Augen gesehen, daß für die wirtschaftlich erschütterte deutsche Familie auch die Religion und der alte Glaube erschüttert sei. Er urteilt da ebenso realistisch wie Karl Marx: die wirtschaftliche Umwälzung: Maschinen, Etagenhäuser, Arbeitswanderleben umfangen die Seelen völlig — heimatlos werden sie. So ist auch Gott für sie dahin.

Darum müssen sie neu wurzeln in neuer Gemeinschaft — darum fordert er wie sein deutscher Genosse Aimé Huber und wie die englischen christlichen Sozialisten Maurice und Kingsley: es müssen die Auseinandergerüttelten, Vereinzelten organisiert werden, daß in größerem Verbande sie wieder Sicherheit, Mut und Freude gewinnen. Jetzt aber kommt wieder bei Wichern die Erinnerung — und da ist er enger als jene Engländer, man mußte sagen: also neue Volksorganisationen, wo Innungen und Zünfte dahin sind — Gewerkschaften, Konsumvereine, Sparvereine, Bauvereine, Siedlungsgenossenschaften, Dorfgründungen. Und in diesen wirke die Gesinnung brüderlicher Liebe — die Genossen sollen erleben, daß sie mit ihrer Seele noch

wurzeln in einer anderen verborgenen Welt; von da gewinnt auch der tapferste Mensch allein Kraft zu dienen, sein Ich zu beugen, sich zu opfern für die größere Gesamtheit. Darum muß, wie das Wichern theoretisch auch ausgesprochen hat, die christliche Gemeinde, welche Liebe predigt und mit der Tat bezeugt, überall mitten inne sein.

Aber Wichern nährt nun doch wieder in seiner Seele das so recht pietistische Ideal: erstmal ein kleiner Kreis mit dem Gefühl der Wiedergeborenen: ekklesiolae! vom heiligen Geist getrieben — und die sollen Häuserblocks, Genossenschaften usw. bilden — das werden, wenns gelingt, nur Sekten. Er hat zwar selbst die Pietisten angespornt, sie dürften sich nicht ängstlich nur im Winkel selber erbauen — er wollte die Welt haben, aber er verengte sich selber die Wege in die große Welt. Der prinzipielle Fehler lag hier: nicht Dörfer, Gewerkschaften und darin die Christen — sondern kirchliche Dörfer, Gewerkschaften und Vereine.

Wir fühlen aber schon jetzt, diese Neuorthodoxen konnten die große Aufgabe nicht leisten, in der furchtbaren wirtschaftlichen Umwälzung den durch Großstadt und Industrie heimatlos Gewordenen auf der Wanderfahrt wie ein heiliges Herdfeuer die Weltanschauung der Väter vorauszutragen.

So stehen wir denn nun heute in einem Riesenkampfe, sollen ein jüngeres Geschlecht, das mit tapferen Waffen und viel teurem Blute verteidigt worden ist, erziehen — und sehen, daß nun auf vielen Altären das heilige Herdfeuer des Glaubens erloschen ist — und wie sollen wir erziehen ohne Glauben? Eines gotterfüllten Wicherns Liebeskraft bedarf neuer Fackelträger.

5.

Vater Bodelschwingh

geschildert für Berliner Obdachlose

von F. Siegmund-Schultze

Die 1200 Menschen, die heut hier versammelt sind, sind obdachlos. Keiner weiß noch, wo er morgen wohnen wird. Jeder wartet auf die Veränderung, die irgendwann noch in sein Leben kommen soll. Sie kommt vielleicht Weihnachten, vielleicht später, vielleicht mit dem neuen Jahr. Wir fühlen uns miteinander verwandt, weil wir die Lage des andern kennen. Gemeinschaft ist doch ein Trost. Geteiltes Leid ist halbes Leid. Menschen, die für Sorge kein Verständnis haben, können wir in einer solchen Versammlung nicht gebrauchen.

Auch der Mensch, von dem ich Ihnen heute erzählen will, würde nicht in unsere Versammlung passen, wenn er Sorge und Leid nicht kennen gelernt hätte. Vater Bodelschwingh hat allerlei in seinem Leben durchgemacht. Wenn Leute, die in Not waren, ihn sahen, dann erkannten sie auch sogleich an seinen Augen und an seiner ganzen Art: Er paßt zu uns. Ihm ist sogar einmal folgendes passiert: er hatte in einer Versammlung gesprochen und davon erzählt, wie er mit den deutschen Straßenkehrern in Paris zwei Jahre zusammengelebt hätte. Da hatten ihn einige seiner Hörer so verstanden, als sei er damals selbst Straßenkehrer gewesen, und sagten: „Man merkt es ihm ja an, wie er spricht, daß er früher Straßenkehrer gewesen ist."

Als Straßenkehrerkind ist nun freilich Vater Bodelschwingh nicht geboren worden; er war der Sohn eines Ministers, und erzogen wurde er zusammen mit dem späteren Kaiser Friedrich. Aber das war das Große an ihm, daß man ihm von Stolz nichts anmerkte. In einer Zeit, in der noch die wenigsten Menschen so etwas hatten, wie das, was man heute „sozialen Sinn" nennt, da war er schon darauf aus, recht einfach mit den einfachen Leuten

zusammen zu leben. Nachdem er die Schule besucht und sich entschlossen hatte, Landwirtschaft zu studieren, ging er in den Oberbruch, um dort gründlich arbeiten zu lernen. Er erzählt von sich selbst, daß er dort den Pflug, die Egge und die Sense geführt habe und „auch mit den armen Arbeitern rechtes Verkehren gelernt" habe. Aber die Landwirtschaft befriedigte ihn nicht. Nachdem er sein Soldatenjahr abgedient hatte, entschloß er sich zunächst, noch ein halbes Jahr als Lazarettgehilfe zu arbeiten. Und in dieser Zeit, in der er lernte, mit Kranken umzugehen und ihnen auch einmal ein Wort der Kräftigung und des Trostes zu sagen, hat er sich für den Beruf vorbereitet, den er nun für sein ganzes Leben ergreifen wollte: er entschloß sich, Pastor zu werden.

Aber auch als Pastor wollte er es sich nicht leicht machen. Er ging zunächst nicht auf irgendeine stille Pfarre in einem Dorf oder in irgendeine feste Stelle in einer großen Stadt, sondern er zog nach Paris, um dort die zerstreuten deutschen Landsleute, die in Mont-Martre meistenteils als Gassenkehrer und Lumpensammler lebten, aufzusuchen und um sich zu sammeln. Dort wohnte Bodelschwingh mit einem befreundeten Lehrer zusammen in zwei kleinen Stübchen, die zugleich als Schulzimmer für die Gassenkehrerkinder von Paris dienten.

Ich will nicht viel mehr von dem äußeren Lebensgang Vater Bodelschwinghs erzählen. Es sei hier nur erwähnt, daß er in den Jahren 1866 und 1870 als Feldgeistlicher mit in den Krieg ging. Die Hauptsache ist, daß er im Jahre 1872 nach Bielefeld übersiedelte, wo er sein großes Werk begann, das seinen Namen in der ganzen Welt bekannt gemacht hat.

Vielleicht ist jemand von Ihnen mal nach Bielefeld gekommen und hat dort auch diese Anstalten kennen gelernt, die unter dem Namen Bethel zusammengefaßt werden. Das ist jetzt nicht etwa mehr ein einzelnes Haus, auch nicht mehr ein Dorf, sondern eine ganze Stadt, die nur der Hilfe für Menschen dient. Ueber die einzelnen Häuser, die dort stehen, will ich Ihnen nicht genau erzählen, — das würden Sie doch vergessen, und besonders auch würden Sie sich die Namen aller dieser Anstalten gar nicht merken können. Denn alle die Häuser, die dort gebaut sind, haben Namen erhalten, die aus dem Alten Testament stammen. Das Wort Bethel selbst bedeutet „Haus Gottes", das

wollte Bodelschwingh dort bauen. Vater Bodelschwingh wußte, daß Gott die Liebe ist; deswegen meinte er: wo eine Arbeit ganz der Liebe dient, wird sie am besten Haus Gottes genannt. Aus derselben Gesinnung sind ringsherum um das erste Haus alle die anderen großen Gebäude entstanden, das Diakonissenhaus Sarepta, das über 1000 Schwestern ausgeschickt hat, und das Brüderhaus Nazareth, das ein halbes Tausend Diakone ausgebildet hat. Aber nicht die Anstalten sind so wichtig, wenn man die ganze Art von Vater Bodelschwingh verstehen will, sondern vielmehr der Geist, der in ihnen wohnt, und damit Sie ihn recht verstehen, will ich Ihnen an zwei oder drei Beispielen zu zeigen suchen, aus welchem Geist heraus diese Anstalten entstanden sind.

Sind Ihnen schon einmal Epileptische begegnet? Wenn Sie mit solchen Fallsüchtigen zu tun gehabt haben, dann wissen Sie, daß es gar nicht so leicht ist, sie richtig zu behandeln. Die wenigsten Menschen haben da die richtigen Handgriffe heraus, und erst recht wenige wissen, was für solche Epileptiker die beste Art zu leben ist. Vater Bodelschwingh hat sich dieser Epileptiker, für die bis dahin in Deutschland nicht viel gesorgt war, angenommen. Er hat vor allem auch eins erkannt, daß man diesen armen Menschen vor allem eins verschaffen muß, was überhaupt die Grundlage eines ordentlichen Lebens ist, nämlich Arbeit. Das konnte natürlich keine Arbeit sein, mit der die Kranken selbst viel verdienten, oder mit denen gar Bodelschwinghs Anstalten etwas verdienten. Es galt vielmehr, die Arbeit herauszufinden, die für die Kranken selbst die beste war. Da hat Bethel vom Korbflechten bis hin zur Landarbeit manche Arbeitszweige eingerichtet, durch die Epileptische nicht nur glückliche Menschen, sondern zum Teil auch gesunde und kräftige Arbeiter geworden sind. Bodelschwingh war der Meinung, daß die Arbeit überhaupt die Rettung der Menschen sei, insbesondere auch der „Brüder von der Landstraße", wie er diejenigen nannte, die ständig als Obdachlose umherzogen. So entstand z. B. die erste deutsche Arbeiterkolonie Wilhelmsdorf, von der vielleicht mancher von Ihnen gehört hat. So entstanden auch die Wanderarbeitsstätten in allen Teilen Deutschlands, die auf das Wort gegründet waren: „Arbeit statt Almosen." Und so entstand auch die Kolonie Hoffnungstal, die mancher von Ihnen kennt.

Als ich zum erstenmal in Hoffnungstal war, da interessierte es mich, zu erfahren, was das eigentlich für Menschen wären, die mich dort umgaben. Es war dort ganz genau so, wie es wahrscheinlich hier in unserer heutigen Versammlung ist: es waren nicht nur frühere Arbeiter versammelt, nicht nur solche, die sich mit besonderem Stolz Proletarier nennen, sondern zu den 402 Leuten, die damals in Hoffnungstal waren, gehörten unter anderem auch frühere Pastoren, Kaufleute, Adlige, Lehrer, kurz, es waren alle Stände vertreten, die man sich überhaupt denken kann. Ich habe dann oft Menschen gesprochen, die von Hoffnungstal kamen, und habe auch manche dorthin geschickt. Es war wirklich allerlei Volk, und wenn sich die einzelnen dort nicht zu erkennen gaben, so kann ich Ihnen doch versichern, daß sie wirklich aus allen Ständen und aus allen Klassen dort zusammenkamen. Und viele fanden dort das, was Vater Bodelschwingh sich in seiner großen Liebe zu allen, die ohne Obdach und ohne Arbeit waren, ausgedacht hatte: Zunächst fanden sie eine gesunde Arbeit. Landarbeit ist ja an sich gesund; wenn der Körper sich wieder daran gewöhnt, dann findet ein richtiger Neuaufbau der Körperkräfte statt. Weiter fanden die, die dorthin kamen, eine gesunde Lebensführung. Alkohol gab's natürlich nicht, dagegen gesundes und kräftiges Essen. Auch eine ruhige Schlafstätte fand man wieder; und zwar hatte Vater Bodelschwingh sich ausgedacht, daß jeder seine besondere Ecke für sich haben sollte. Jeder sollte auch sein besonderes Fenster haben, durch das er den Himmel sehen könnte. Er sollte wieder lernen, nach den Sternen zu sehen und seine Gedanken auf das Ewige zu richten. Jeder, der dorthin kam, sollte auch Stille haben können. Er sollte einmal aus dem Lärm der Großstadt in die Einsamkeit eines stillen Sonntags hinabtauchen können. Ich kann Ihnen versichern, daß für manche Menschen, die nur noch von einem Lärm in den anderen und von einer Lust in die andere gejagt wurden, dort in Hoffnungstal zum erstenmal wieder ein stilles, festes Leben begann, aus dem dann eine gute Zukunft erwachsen ist.

Aber Vater Bodelschwingh dachte nicht nur an die Kranken und Arbeitslosen und Obdachlosen, sondern er dachte auch an die Gesunden, an die Arbeiter. Als er erkannte, ein

wie schwerer Schaden die Wohnungsnot ist, begründete er den Verein Arbeiterheim, der in Bielefeld eine große Anzahl von Einzelwohnungen für die Arbeiter geschaffen hat. Auch beteiligte er sich als Abgeordneter an einer großen Reihe von Veranstaltungen, die der Besserung der Lage der Arbeiterschaft dienten. Aber sein eigentliches Gebiet war nicht das der Beratung, sondern das der praktischen Tat. Wenn er eine Not erkannte, dann ruhte er nicht eher, als bis Hilfe geschaffen war. Sein ganzes Wesen war dann an dem Schaffen einer Abhilfe beteiligt. Es gibt solche Menschen, die etwas Lebenschaffendes haben. Ich bin selbst mit Vater Bodelschwingh einmal durch die Krankensäle der epileptischen Kinder gegangen. Ich erinnere mich deutlich an das eine Zimmer, in dem einige Kinder lagen und saßen, die infolge ihrer Krankheit fast vollständig verblödet waren. Der eine Junge, der dort war, erkannte nicht einmal den Lehrer, mit dem er täglich zusammen war. Als Vater Bodelschwingh aber mit uns in das Zimmer trat und sein leuchtendes, liebevolles Auge auch auf diesen Knaben fiel, kam von dem Mund desselben der Ruf: Vater Bodelschwingh! Auch sonst habe ich es oft wahrgenommen, wie diese Heilandsart, die Vater Bodelschwingh an sich trug, Menschen, die schon ganz in Krankheit oder Unglück erstarrt waren, wieder aus ihrem Eis auftauen ließ und zu warmen Seelen machte. Für ihn paßte das Wort, das in einem alten Psalm steht, und das er auch besonders lieb hatte: Gott hilft den Elenden herrlich. Ich erinnere mich deutlich an einen Sonntagmorgen, an dem wir in seinem Wohnzimmer zusammen saßen: Vater Bodelschwingh war schon ein alter Mann und nach einem Schlaganfall, den er gehabt hatte, recht gebrechlich geworden, aber er schilderte eine Feier, die wir zusammen vorhatten, mit der ganzen Phantasie und Liebe, und zwar alle Gesänge und alle Reden auf das Wort gestimmt: Gott hilft den Elenden herrlich.

Nun sagt vielleicht jemand: Ja, der kann leicht vom Helfen sprechen, dem es gut geht. Aber in Wahrheit kann kein Mensch einem anderen helfen, wenn er nicht selber einmal in Not gewesen ist und immer wieder die Not fühlt. Und Vater Bodelschwingh hatte vor allem eins aus seinen trüben Erfahrungen sich erworben: Er wußte, daß er selbst ein schwacher und elender Mensch war. Sie haben vielleicht

seit vielen Jahren nicht mehr das Wort gehört, das ab und zu mal in der Bibel steht, das Wort Demut. Bei manchen Menschen ist die Bescheidenheit nicht echt, und dann ist sie uns widerwärtig. Aber bei Vater Bodelschwingh war etwas ganz echtes in der Bescheidenheit, wenn er davon sprach, daß wir arme Bettler sind, die, ohne etwas zu haben, vor dem Himmelstor stehen. Und wenn er dann in seiner ganz einfachen und kindlichen Weise davon erzählte, daß die Himmelstochter der freien Gnade zu ihm gekommen wäre und ihn froh gemacht hätte, dann wußte jeder Mensch, der überhaupt andere Menschen versteht, daß ein ganz schlichter, kindlich demütiger Mensch vor ihm stand. In allen seinen Erfolgen hat Vater Bodelschwingh diesen Sinn der schlichten Demut behalten. Ich erinnere mich noch, wie er von seinen „großen Freunden" sprach, als ich ihm einmal Grüße von dem Kultusminister und anderen Herren in Berlin ausrichtete. Mir ist auch noch im Gedächtnis, wie dankbar er für jeden guten Rat war, den ihm irgendein Freund brachte, auch wenn er selbst, der viel erfahrenere Helfer und Berater, viel besser Bescheid wußte als die Ratgeber sonst.

Auf Vater Bodelschwingh paßt sehr gut das Wort, das auch eins seiner Lieblingsworte aus dem Neuen Testament war. Dort heißt es einmal: „Darum, weil uns Barmherzigkeit widerfahren ist, werden wir nicht müde." Als er schon zwei Schlaganfälle gehabt hatte und kaum noch sich bewegen konnte, da hat er mir das Wort noch auf das Bild geschrieben, das ich Ihnen hier zum Schluß zeigen will. Ich habe das Bild so gelassen, wie ich es damals von ihm bekommen habe. Er hat die Karte, auf die es geklebt ist, selbst an der einen Seite losgerissen, man merkt, wie der Achtzigjährige sich gemüht hat, um einem Menschen eine Freude zu machen. Und das ist es, was ich Ihnen gleichsam als eine Fernwirkung, die Vater Bodelschwingh jetzt noch auf uns ausübt, mitgeben möchte: Diese Liebe und dies Mutmachen, das von ihm ausging. Gerade weil er so tätig war und sich der göttlichen Art so völlig öffnete, war es ihm möglich, auch von der Art dessen etwas in sich zu tragen, der den Menschen gesagt hat: Gott ist die Liebe.

6.

Idealismus in der wirtschaftlichen Interessenvertretung der Arbeiter

Vortrag in einer christlich-nationalen Arbeiterversammlung

von **E. Hartwig**, Arbeitersekretär, M. d. R.

Die scharfen, oft mit brutalen materiellen Mitteln durchgeführten wirtschaftlichen Kämpfe lassen — so wird leicht in intellektuellen Schichten gefolgert — für erhebenden, geistig den Menschen und das Volkstum fördernden Idealismus keinen Raum.

Und doch ist diese Annahme ein großer Irrtum. Wirtschaftliche Interessenkämpfe wachsen auf dem Boden ständischer und völkischer Not. Solche Notzeiten haben — einen gewissen kulturellen Hochstand des Volkes, des Standes vorausgesetzt — immer den Impuls zur Auslösung die Massen begeisternder Ideale gegeben.

Solche idealen Hochziele sind aber vor allem als Merkmal mit den großen Wirtschaftskämpfen der Arbeitnehmer verbunden gewesen.

Nur marxistisch-kommunistische Verbohrtheit wird dem Lebensinhalt des Arbeitgebertums, der freien usw. Berufe echten, wahren Idealismus absprechen. Aber auch für den den ganzen Menschen verzehrenden Idealismus trifft das Heilandswort zu: „Wahrlich, ich sage Euch, es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, denn ein Reicher in das Himmelreich."

Der Idealismus der Satten und in allen Rechten und Lebensforderungen Gesicherten, der sich in prangenden Worten, in strahlenden Sälen und auf prunkenden Festen als unzerstörbare Kraft präsentierte, er zerbarst an den Jahren der Kriegsnot und der Revolutionsnot wie eine Seifenblase — es triumphierte, aufs Ganze gesehen, in dieser Schicht der Materialismus über den Idealismus.

Verfolgt man die wirtschaftlichen Interessenkämpfe der Arbeiterklasse in der Vergangenheit, so erkennt man, daß das große, begeisternde Ziel die Befreiung von der fast sklavischen Fron war, die der Industrialismus nur für die Arbeitermassen mit sich brachte. Ein würdiges Menschentum war das Ideal. Aber auch das hauptsächlichste und in den folgenden Kampfzeiten wirksamste Mittel zur Erreichung dieses Zieles war ein ideales. Dieses Ideal ist die ständische Verbrüderung auf kulturellem, politischem und wirtschaftlichem Gebiet. Die Verbrüderung — die äußerliche wirksame organisatorische Form ist die Gewerkschaft — soll die Arbeitermassen befähigen, die höchsten persönlichen, ständischen und materiellen Opfer zu leisten. Die „Verbrüderung" als Schlagwort durch Karl Marx in die Welt geschleudert in seinem: „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!" soll im marxistisch-sozialistischen Sinne nur als Triebkraft für irdisch-materielle Rechte und Vollkommenheit dienen, während das Ideal der Verbrüderung im christlich-sozialistischen Sinne der Heilandsparole: „Liebe Gott, deinen Herrn, über alles und — deinen Nächsten als dich selbst" entstammt. Hier tritt das materielle Glück hinter dem geistigen idealen Ziel: Vervollkommnung des Menschentums zur Gotteskindschaft zurück.

Das Ideal der Brüderlichkeit hat in der marxistisch-sozialistischen Arbeiterbewegung das Ziel: Alle Macht durch Solidarität der Arbeiterklasse. Diese Macht der Arbeiterklasse soll ihr ein anderes Ziel verwirklichen: „Die Freiheit," Befreiung von Ausbeutern, den Unterdrückern. Dies Freiheitsideal der marxistischen Arbeiterbewegung erstrebt nur eine rohe Rollenvertauschung. Die Rechte und Freiheiten der Kapitalisten und der Bourgeoisie gehen unverkürzt, ja, ins Groteske übertrieben, in die Hände der „Arbeiterräte" über. Was oben war, soll unten sein. Diktatur des Proletariats.

Unser Ziel ist Gleichberechtigung und Versöhnung. Im wirtschaftlichen Interessenkampf der christlich-sozial gerichteten Arbeiterbewegung ist in der Brüderlichkeit eine Solidarität der Christen des Arbeiterstandes aufgerichtet. Sie will ebenfalls die Befreiung der wirtschaftlich Schwachen. Aber sowohl von der marxistisch wie mammonistisch begründeten kapitalistischen Wirtschaftsform

die unbedingte Anerkennung der göttlichen Sittengesetze und die freie Gebundenheit an das Wohlergehen des Nächsten und damit der Gesamtheit ist die höchste ideelle geistige Freiheit, in ihr ist gleichsam eine Personifizierung der Freiheit erreicht: der Triumph der Nächstenliebe über das gleißende materielle Glück!

Den beiden hier beleuchteten Zielen stellte sich als gleichwertiges Ideal, seit den Tagen der französischen Revolution voran leuchtend, die Gleichheit aller. Der revolutionäre Marxismus verheißt diese Gleichheit durch die Vergesellschaftung der Produktionsmittel und der Expropriation des Besitzes. Materielle Not und Klassenrecht wird nach ihm dadurch aufgehoben. Ein harmonisches Glück der Menschen wird erreicht, indem durch die Beseitigung ungleicher Besitzverhältnisse und Wegräumung gesellschaftlicher Unterschiede auch eine allmähliche Gleichheit in der Bildungshöhe und damit eine Ausmerzung der Gegensätze hoch und niedrig, reich und arm erreicht würde.

Hier kommt am schärfsten der Unterschied in der idealen Zielrichtung zwischen christlich-nationaler und marxistischer Arbeiterbewegung zum Ausdruck.

Unter Hintansetzung aller materiellen und standesmäßigen Vorteile, die, rein verstandesmäßig gesehen, die deutsche Einheitsorganisation der Arbeitnehmer bieten würde, zögerte die christlich-soziale Arbeiterschaft beider christlichen Bekenntnisse keinen Augenblick im Gegensatz zum materialistischen Religionsbekenntnis des marxistischen Proletariats, sich zu organisieren auf der Plattform des Bekenntnisses und der Verteidigung des christlichen Glaubens, der Verherrlichung der völkererlösenden göttlichen Liebe, der Menschwerdung, des Kreuzestodes und der Auferstehung des Gottessohnes. Das ist standesmäßig ein Beispiel, wie es — wenn auch mit allen menschlichen Schwächen — von gleicher idealer Höhe bisher von keiner anderen Standes- oder Berufsgruppe in gleicher Kraft als Grenze materieller Interessenvertretung aufgerichtet ist.

Ob der Idealismus echt ist, muß die Wirkung, die er auf die Gesinnung und Betätigung der Einzelpersönlichkeit ausübt, erweisen.

Beobachten wir hier kritisch die Wirkung, die die marxistischen Ideale auf ihre Anhänger auslösten und noch

auslösen, so sehen wir, wie eine furchtbare Materialisierung das Ergebnis ist.

Führer und Geführte konkurrieren darin, wie sie das Motto: „Macht euch das Leben angenehm und schön, kein Jenseits gibt's, kein Wiedersehn" für sich persönlich realisieren können. Eine Aemter- und Titel- und Einkommenjagd der Führer ist an der Tagesordnung, die sich bei den Mitgliedern bis zu immer erneuten explositionsartigen ungesetzlichen Angriffen auf das Eigentum der Mitmenschen steigert. Die Ideale des Marxismus sind den enttäuschten Massen lächerlich geworden. Sie haben ihre begeisternde Triebkraft verloren. Die radikalisierten verführten Massen stürzen sich in die Arme des radikalsten Sozialismus, der revolutionären Vernichtung. In Kommunismus und Bolschewismus sehen sie ihre Erlösung. Ihr Erwachen wird entsetzlich sein!

Der Idealismus ist getötet, der Mammonismus hat in den roten Massen gesiegt dank des Beispiels ihrer Führer.

Gewiß ist auch in den christlich-nationalen Arbeitermassen der Materialismus nicht besiegt. Aber der auf dem Boden der Gottheit verankerte Idealismus ist doch führend. Während der Marxismus in der Praxis alle idealen Ansätze tötet, begeistert der christliche Sozialismus seine Anhänger zu immer höheren Opfern für die Gesamtheit.

Aus all dem Gesagten aber geht hervor, daß eine politische oder wirtschaftliche Bewegung, welche Massen in Marsch setzen will, sich erstens darüber klar sein muß, daß die Triebkräfte, die in den Massen lebendig sind, geistigen, nicht materiellen Ursprungs sein müssen, und zweitens, wie diese idealen Triebkräfte den realen Zielen der Bewegung dienstbar gemacht werden.

Diese Ziele aber sind eine Wirtschaftsordnung, die das ganze Volk, durch freie Organisation mitbestimmend, umfaßt, den Ertrag nach den Bedürfnissen der Gesamtheit regulierend, eine Staatsordnung autoritativ ausgestattet, vom Volke durch demokratische Verfassung kontrolliert, eine soziale, deutsch-christlich geartete Rechtsordnung, ein von unten nach oben durchorganisiertes technisches und allgemeines Bildungs- und Erziehungswesen, das jeden Begabten in Wirtschaft und Staat an seinen Platz stellt, getragen von den sittlichen Forderungen des Christentums.

So sind unsere wirtschaftlichen Kämpfe nur notwendige Lebensäußerungen des quellenden christlichen Sozialismus, der unsere Bewegung wie ein Kraftstrom durchzieht, der mit der sich allmählich vollziehenden geistigen Vervollkommnung des Volkes ihm die seiner geistigen Struktur entsprechenden wirtschaftlichen Lebensformen schafft.

7.

Zusammenarbeit von Arbeitgeber und Arbeitnehmer

Vortrag, gehalten in der Deutschen Wellwirtschaftlichen Gesellschaft in Berlin im Sommer 1919

von **Friedrich Albert Spiecker**

Am 23. Juni dieses Jahres, dem Tage, an dem die deutsche Nationalversammlung die vorbehaltlose Annahme der schmachvollen Friedensbedingungen unserer Feinde gutgeheißen hat, war ich mit Vertretern der Berufsgenossenschaft der Feinmechanik und Elektrotechnik in Jena zur jährlichen Tagung versammelt. Da konnte ich es mir nicht versagen, in meinem Begrüßungswort darauf hinzuweisen, daß der Tag von Jena 1806 in der preußischen Geschichte bisher als der Tag tiefster Demütigung betrachtet worden sei, und daß nun in der Geschichte unserer Berufsgenossenschaft der Tag von Jena 1919 zusammenfalle mit dem Tag der tiefsten Beugung Deutschlands unter das harte Joch der auch im Friedensschluß noch unerbittlich grausamen Feinde.

Aber auf den Tag von Jena 1806 sind die Tage von Leipzig 1813, Belle-Alliance 1815, Sedan 1870 und Versailles 1871 gefolgt. So wird auch auf den Tag von Versailles 1919 noch ein anderer Tag folgen, der dem geknechteten und schmachvoll entrechteten Deutschland wieder Gerechtigkeit und gleiches Recht mit den anderen Völkern

gewähren wird. Diese Zuversicht wollen und dürfen wir uns nicht nehmen lassen. Deshalb können wir nicht anders, als heute schon an die Fragen des Wiederaufbaus unserer Weltwirtschaft mit allem Ernst heranzutreten.

Die Aufforderung unseres Herrn Präsidenten, meinerseits auch einen Beitrag zur Besprechung dieser Fragen zu leisten, erreichte mich während einer längeren Abwesenheit von Berlin. Ich glaubte, ihr unbedenklich Folge leisten zu sollen, weil der Zusammenbruch der alten Gesellschaftsordnung sich auf einem Gebiet, an dem ich durch meine berufliche Entwickelung auf das Lebhafteste beteiligt bin, besonders scharf geltend gemacht hat. Ich meine das Verhältnis der industriellen und kaufmännischen Angestellten zu ihren Vorgesetzten im Geschäftsbetrieb. Wenn diese Frage auch nur ein Teilgebiet des Themas betrifft, welches mir in der mir erst später bekannt gewordenen Einladungskarte zugeschrieben ist, so glaubte ich doch, dabei bleiben zu dürfen, weil diese Frage jedenfalls von größter Bedeutung für die Stellung der deutschen Industrie in der Weltwirtschaft ist.

Bei Gelegenheit einer Verhandlung im Reichsarbeitsministerium über die bereits eingeleiteten Vorarbeiten zur Schaffung eines neuen, alle Gebiete des Arbeitsrechts umfassenden Gesetzes haben Vertreter verschiedener Angestelltenverbände erklärt, die Angestellten wünschten und erwarteten nichts anderes, als in Bezug auf das Arbeitsrecht (— von Pflichten war dabei keine Rede, —) mit den Arbeitern auf eine Stufe gestellt zu werden. — Es ist bedauerlich, daß nicht sogleich geantwortet wurde, daß diese Forderung selbstverständlich auch die gleiche Art des Entgelts für die geleistete Arbeit in sich schließen würde, nämlich die Verrechnung von Tage- oder gar Stundenlohn mit täglicher Kündigung, statt des bisher üblichen Monatsgehaltes mit sechswöchentlicher Kündigung zum Quartalsersten. Freilich ist durchaus nicht gesagt, daß nicht alsbald die Gegenerklärung erfolgt wäre, diese Schlußfolgerung entspreche durchaus den Ansichten der Angestellten oder wenigstens der Angestelltenverbände, denn die Angestellten wüßten sich jetzt in ihren Stellungen durch das errungene Mitbestimmungsrecht ihrer Ausschüsse besser geschützt, als früher durch das langfristige Kündigungsrecht.

Es ist eben nicht zu leugnen, daß weite Kreise unserer Beamtenschaft geradezu geblendet sind durch die großen Erfolge der Arbeiter in der Geltendmachung ihrer Ansprüche auf Grund ihres Zusammenschlusses in Gewerkschaften und sonstigen Verbänden. Daß es ihnen, den Angestellten, nun auch mit Hilfe der Verbandsbildung gelungen ist, ihre wirtschaftlichen Ansprüche in einem früher nicht geahnten Umfange zur Geltung zu bringen, hat sie vollends in der Meinung bestärkt, daß nun alles Heil in der Verbandsbildung gegeben sei, und demnach alle Vorzüge ihrer früheren persönlichen Stellung unbedenklich preisgegeben werden könnten gegenüber den Errungenschaften der Verbände. Ja, man geht so weit, zu erklären, daß erst jetzt, im Schutzbereich der Verbände und Ausschüsse, das geflügelte Wort Bethmann-Hollwegs: Freie Bahn dem Tüchtigen! zur Geltung gebracht werden könne, eine Anschauung, die, wie ich später erweisen werde, nur auf Selbsttäuschung beruht.

Ich bin weit davon entfernt, die Verbandsbildung der Angestellten irgendwie verurteilen zu wollen. Sie entspricht dem Zuge der Zeit und wird für die Interessenvertretung der Angestellten gute Dienste leisten können. Aber es scheint mir, daß die Verbandsleitungen bei ihren Bestrebungen in mancher Beziehung zu weit gehen. Dies scheint mir überall da der Fall zu sein, wo die persönliche Freiheit und Entwickelungsfähigkeit des einzelnen Angestellten durch die Maßnahmen der Verbände beeinträchtigt zu werden droht. In hohem Maße ist diese Befürchtung hervorgerufen durch die Forderung einiger Verbände, daß das von ihnen angestrebte Mitbestimmungsrecht ihrer Ausschüsse und später der Betriebsräte sich nicht nur auf die Einstellung, sondern auch auf die Beförderung und Entlassung von Beamten erstrecken solle. Die Gewährung dieser Rechte würde m. E. ganz dazu angetan sein, die freie Bahn, die bisher dem Tüchtigen offen stand, für die Zukunft zu verschließen.

Denn ich frage jeden, der mit offenen Augen durch die Welt gegangen ist, ob er nicht überall zur Rechten und Linken seines Weges Männer angetroffen hat, die von der Pike auf gedient und sich unter dem alten System

kraft ihrer Tüchtigkeit zu den ersten Stellungen emporgerungen haben.

Ich wage kaum, mit der Aufzählung solcher Männer, deren Wirken in meinen Gesichtskreis gekommen ist, anzufangen, aus Furcht, manchen zu vergessen, der hier auch genannt zu werden verdiente. Aber einige der hervorragendsten sind doch allgemein bekannt, wie Alfred Krupp, Ludwig Loewe, Paul Mauser, Heinrich Ehrhardt, Werner Siemens, Emil Rathenau, Siegmund Schuckert, N. A. Otto, H. E. Schniewind, Otto Andreae, Carl Zeiß, August Abbe, Max Duttenhofer, J. N. Heidemann und unzählige andere, deren Namen aber nicht so allgemein bekannt sein dürften. Und diese alle sind groß geworden unter dem alten System, ja, man kann wohl sagen: durch das alte System. Denn dieses System gewährte dem Einzelnen volle Freiheit, sein Arbeitsfeld so lange zu wechseln, bis er den Boden gefunden hatte, in dem er unter sich Wurzel schlagen konnte, um dann aus der so gewonnenen Lebenskraft heraus Erfolge zu erzielen, die ihn von Stufe zu Stufe höher empor führten.

Nun frage ich, ob unter dem neuen System, unter dem Obwalten der Ausschüsse und Betriebsräte dem Einzelnen die gleiche Freiheit der Entfaltung gewährleistet bleiben wird. Besteht nicht die Gefahr, daß gerade dem Tüchtigen bei einer Absicht des Stellenwechsels vermöge des Mitbestimmungsrechtes seiner Mitbewerber die größten Schwierigkeiten erwachsen? Das große Heer der Mittelmäßigen, aus dem doch den Ausschüssen die meisten ihrer Mitglieder kommen werden, wird den Vorwärtsdrängenden als einen „Streber" denunzieren und seinen Eintritt in den Kreis der Mitarbeiter im eigenen Betrieb als unerwünscht bezeichnen. Und wird nicht derjenige, der sich durch Fleiß, Gewissenhaftigkeit und Zuverlässigkeit in der Arbeit auszeichnet und sich dadurch sehr bald des besonderen Vertrauens seines Vorgesetzten erfreuen wird, ebenfalls in den Geruch eines Strebers, eines Schmeichlers und Speichelleckers kommen, dem die zur Mitbestimmung Berechtigten bei jeder sich bietenden Gelegenheit Uebelwollen entgegenbringen und Hemmungen in den Weg legen werden. Schon heute werden Angestellte in gehobener

Stellung vielfach nicht mehr als Kameraden, sondern als der „verlängerte Arm des Unternehmers" bezeichnet.

Es soll nicht geleugnet werden, daß unter dem alten System auch mancher Unwürdige sich vordrängen und kürzere oder längere Zeit sich der unverdienten Huld seines Vorgesetzten erfreuen durfte. Aber auf die Länge der Zeit konnte er doch nur dann sich behaupten, wenn kein Tüchtigerer sich neben ihm Bahn brach und Geltung verschaffte.

Wird es denn in Zukunft ganz ausgeschlossen sein, daß unter der Mitwirkung der Angestellten-Ausschüsse oder der Betriebsräte sich die Führer der Verbände, wenn sie überhaupt noch in einer Geschäftsstellung tätig sein wollen, in bevorzugte Stellen drängen, gleichviel ob ihre Fähigkeit mehr auf dem Gebiet der Verbandspropaganda, als der Betätigung im Geschäft oder Betrieb liegt?

Und doch kommt bei dem Wiederaufbau unserer Wirtschaft alles darauf an, daß in der Tat den Tüchtigen freie Bahn gelassen wird. Die Aufgaben, welche Industrie und Handel, Bank und Gewerbe zu lösen haben werden, um uns die Vorbedingungen zu erfolgreicher Entwicklung unserer Wirtschaft zu verschaffen, werden ungleich größer sein, als sie vor dem Kriege gewesen sind. Da gilt neben dem immer dringender werdenden Ruf: Auf zur Arbeit! mit gleichem Recht die Mahnung: Freie Bahn für die Tüchtigen! Und beide Worte gelten ebensowohl für die Handarbeiter wie für die Kopfarbeiter.

Hier kommt aber ein tiefgreifender Unterschied zwischen den Leistungen und Bestrebungen der körperlichen und der geistigen Arbeit in Betracht. Der Handarbeiter ist bei seiner Leistung nur an das Werkzeug und die Maschine gebunden, und das Erzeugnis seiner Arbeit, welches zur Beurteilung seines Verdienstes dient, tritt in augenfällige Erscheinung. Er kann deshalb leicht seine Stelle wechseln, wenn er weiß, daß er auf dem neuen Platz die erforderlichen Werkzeuge und maschinellen Einrichtungen findet. Ganz anders der Kopfarbeiter, der sich aus der Masse der schematischen geistigen Arbeiter etwas herausgehoben hat. Für ihn beruht die Arbeit vielfach neben der schriftlichen Wiedergabe seiner Gedanken und Pläne auf dem mündlichen und somit rein geistigen Verkehr mit anderen

Menschen, sei es mit den Mitarbeitern, welche beaufsichtigt und weitergeleitet werden sollen, sei es im Verkehr mit Fremden, welche durch Wort und Schrift überzeugt werden sollen, daß das ihnen angebotene Erzeugnis des eigenen Werkes für ihn, den Reflektanten, besser und zweckdienlicher sei, als das entsprechende Erzeugnis fremder Arbeit. Bei dieser geistigen Tätigkeit kommt es in hohem Maße darauf an, das Vertrauen des Käufers zu gewinnen. Die Voraussetzung zu dieser Leistung ist aber, daß der Verkäufer sich von dem Vertrauen seines Auftraggebers getragen fühlt. Deshalb kann der geistige Arbeiter, der sich auf diesem so hochbedeutsamen Gebiet des Verkehrs mit den Geschäftsfreunden zu bewegen hat, nur dann darauf rechnen, in seiner Laufbahn vorwärts zu kommen, wenn es ihm gelingt, seinem Vorgesetzten das Vertrauen in seinen Takt und seine Fähigkeit einzuflößen. Für ihn, den Unterhändler, ist das Vertrauen in seine Persönlichkeit das einzige Mittel, welches ihm zum Erfolg verhilft. Und wenn der deutsche Kaufmann seit 1870/71 in der ganzen Welt den Erzeugnissen deutscher Arbeit in immer steigendem Maße Aufnahme verschafft hat, so ist es zum großen Teil darauf zurückzuführen, daß er es besser als andere verstanden hat, das Vertrauen der Welt für die deutsche Ware zu gewinnen. Wenn wir die deutsche Weltwirtschaft wieder aufbauen wollen, dann müssen wir es uns in erster Linie angelegen sein lassen, das durch die boshaften Verläumdungen unserer Gegner erschütterte, wenn nicht vollständig zerstörte Vertrauen der Völker in die deutsche Zuverlässigkeit wieder zu gewinnen. Wie können wir aber hoffen, dieses Ziel zu erreichen, wenn wir im inneren geschäftlichen Verkehr die Pflege des persönlichen Vertrauens zwischen Angestellten und Vorgesetzten durch Eingriffe von dritter Seite beeinträchtigen, wenn nicht gar ganz untergraben lassen.

Und das ist das höchst bedauerliche Ergebnis der Ereignisse der letzten Monate, daß die Angestellten bei Verfolgung ihrer wirtschaftlichen Vorteile durch ihre Verbände das persönliche Vertrauensverhältnis zu ihren Vorgesetzten rücksichtslos zerschlagen haben. Das Mitbestimmungsrecht der Ausschüsse und Betriebsräte mag für den Handarbeiter ein zulässiges Mittel sein, seine Interessen

zu verfolgen, für den Beamten aber, dessen Tätigkeit und Wirksamkeit auf geistigem Gebiete liegt, ist das Mitbestimmungsrecht der Ausschüsse das beste Mittel, um das zarte Pflänzchen des persönlichen Vertrauens zwischen ihm und seinen Vorgesetzten im Keime zu ersticken. Der beste Beweis für diese Behauptung ist in der bereits angeführten Forderung der Angestelltenverbände gegeben, wonach für Handarbeiter und für Kopfarbeiter, für körperliche und für geistige Arbeit das gleiche Recht in dem neuen Gesetz über das Arbeitsrecht gefordert wird. Ein Vertrauensverhältnis kann nicht durch gesetzliche Bestimmungen geschaffen, sondern nur durch sorgfältige und ungestörte Pflege persönlicher Beziehungen gewonnen werden.

Hier steht das Individualrecht in direktem Gegensatz zu dem Massenrecht. Dieses Massenrecht, das gemeinsame Recht ganzer Gruppen, Berufsstände und dergleichen, oder, wie wir es auch wohl nennen können, das soziale Recht bedarf auch sorgfältiger Pflege und fortschreitender Ausgestaltung. Als höchstes Ziel, als strahlendes Ideal mag hier das alte Bibelwort gelten: „Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst!" und als praktische Richtschnur das andere Wort: „Alles nun, was ihr wollt, daß euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen!" Solche Worte zeigen das wahre Bild des edlen Sozialismus. Auf diesem Gebiet der sozialen Betätigung wird, wie wir hoffen dürfen, Deutschland auch in der Zukunft die Führung unter allen Völkern behalten.

Aber das Bewußtsein, daß wir auf dem sozialen Gebiete noch große Aufgaben vor uns haben, darf uns nicht blind machen für die unbedingte Notwendigkeit, das durch die jüngsten Ereignisse tief erschütterte Vertrauensverhältnis zwischen unseren Beamten und ihren Vorgesetzten wieder herzustellen und auszubauen. Nur wenn es gelingt, die Macht des Vertrauens, dieses stärkste Bindemittel zwischen Mensch und Mensch, unserer geistigen Arbeiterschaft wieder einzuflößen, sodaß die Beamtenschaft wieder ein Herz und eine Seele mit ihrer Nährmutter bildet, werden wir erfolgreich in den Wettkampf zur Wiedereroberung des Weltmarktes eintreten können.

8.

Was ist Weltanschauung?

Ansprache in einer Arbeiterversammlung der Sozialen Arbeitsgemeinschaft Berlin-Ost

von **Friedrich Siegmund-Schultze**

Liebe Nachbarn und Freunde!

Sie haben mir die Frage gestellt: Was ist Weltanschauung? Freund Holek hat dafür keinen anderen Redner gefunden und daher mich gestern festgemacht. Seitdem frage ich mich: Ja, was ist denn eigentlich Weltanschauung?

Das ist, wie ich heute abend wieder gesehen habe, doch eine sehr schwierige Frage. Ich habe mich vorhin mit acht oder neun von denen, die hierher gekommen sind, darüber unterhalten und habe sie gefragt, was denn nach ihrer Meinung Weltanschauung sei. Der eine sagte: Das kann man überhaupt nicht sagen. Ein anderer: Politische Anschauung ist Weltanschauung. Ein dritter: Internationale Ueberzeugung. Der Vierte: Weltanschauung liegt auf wirtschaftlichem Gebiet. Der Fünfte: — da sitzt er — Naturwissenschaftliche Erkenntnis ist Weltanschauung. Der Sechste: Religion ist Weltanschauung. Wer hat recht? Was ist nun Weltanschauung?

Natürlich kann man über diese Frage nicht sprechen mit Schlagworten. Schlagworte gelten in der Politik! Wir wollen uns ganz ernsthaft überlegen, was man mit „Weltanschauung" meinen kann. Und ich will so zu sprechen versuchen, als machte ich hinter jedem Satze eine Pause, um Sie zu fragen: Was denken Sie darüber?

Ich will Sie zunächst in frühere Zeiten führen und Ihnen zeigen, was man da als Weltanschauung erkannt hat.

Sie haben vielleicht schon einmal gehört von den alten griechischen Naturphilosophen. Das waren Leute, die wollten sich darüber klar werden, woraus denn eigentlich die Welt bestände. Was ist das Wirkliche? Was steckt hinter den Dingen? Sie wollten sich auf diese Weise eine Weltanschauung zurecht machen. Da haben Sie schon die naturwissenschaftliche Weltanschauung, von der vorhin die Rede war. Es lebte z. B. in Milet ein Weiser, er hieß Thales, der sagte: Die Welt ist ursprünglich Wasser. Alles ist aus Wasser gemacht, und alles wird zu Wasser. Sie können sich vielleicht denken, wie er zu dieser Meinung gekommen ist. Er hat sich überlegt, wie das Wasser gefrieren kann, also fest wird, und umgekehrt, wie das Wasser auch verdunsten kann, das heißt zu Luft wird. Er fand also: Wasser kann Luft werden, Wasser kann fest werden. Nun gibt es drei Elemente: Luftförmiges, Flüssiges und Festes. Also ist vielleicht das Flüssige, das in der Mitte liegt, der ursprüngliche Stoff gewesen. — Die Denker nach Thales spannen diesen Gedanken weiter. Sie gaben aber zum Teil ganz andere Antworten. Der eine sagte: Nicht das Wasser, sondern das Feuer ist es, aus dem alles gemacht ist. Ein dritter: Irgend etwas, was wir gar nicht kennen, was aber zwischen den uns bekannten Elementen liegt, also ein Urstoff, liegt allen andern zu Grunde. Wieder ein anderer — er hieß Heraklit — sagte: Man kann überhaupt nichts Bestimmtes sagen. Wenn er gefragt wurde: Welche Weltanschauung hast du denn? so stellte er sich hin und bewegte nur den Finger — so. Das sollte heißen: Alles bewegt sich. Er sagte z. B.: Du kannst nicht zweimal in denselben Fluß steigen; denn wenn du das zweite Mal hineinsteigst, dann ist es ja schon wieder anderes Wasser, dann ist es also nicht mehr derselbe Fluß.

Hier haben Sie also Männer, die sich wirklich eine Anschauung von der Welt machen wollten. Und sie bildeten sich diese ihre Weltanschauung aus der Natur, die sie beobachteten und durchdachten. Es war also eine durch Denken erworbene naturwissenschaftliche Weltanschauung. Nun aber hatten diese Naturphilosophen noch daneben ihre Anschauungen über andere Fragen, über das Staatsleben, über den Handel, über die Götter. Zwischen

diesen Anschauungen über das Leben und Handeln und ihrem natürlichen Weltbild war noch kein rechter Zusammenhang. Aus Wasser oder Feuer ergibt sich noch nicht, ob der Mensch gut oder böse handeln soll. Ein Naturphilosoph konnte Aristokrat und konnte Demokrat sein. Eine Einheit von Weltanschauung und Politik war nicht vorhanden. Das trat noch deutlicher hervor, als jene Anschauungen an andere weiter gegeben wurden. Die Schüler dieser Denker zogen nämlich die Weisheit ihrer Lehrer auf Leisten und sagten: Das und das ist die Wahrheit, das kann man lernen. Und nun lehrten sie die Menschen. Man nannte diese Leute Sophisten. Die Sophisten waren eine Zeit lang die Lehrer der Bürger von Athen. Sie lehrten bestimmte Erkenntnisse, je nachdem, welche Lehre sie selbst übernommen hatten, und verlangten von ihren Schülern, daß die dieselbe Meinung hatten. Aber was sie lehrten, waren eigentlich nur Meinungen und Kenntnisse. Wenn sich jemand einbildete, daß er damit eine wirkliche Weltanschauung hatte, dann irrte er sich. Wir wollen nun sehen, wie diese oberflächliche Auffassung, daß eine Anhäufung von Kenntnissen schon eine Weltanschauung wäre, überwunden wurde.

Da lebte im alten Athen ein Mann — er war sehr häßlich und hatte eine zänkische Frau — ich höre schon den Namen Xantippe nennen — er selber also hieß Sokrates. Dieser Sokrates sagte: Was nützt uns denn alle die Wissenschaft, die uns da beigebracht wird! Jeder Mensch muß sich doch seine Wahrheit selbst suchen. Er war scheinbar ein Nichtstuer, wenigstens nach der Meinung der Leute. In Wirklichkeit arbeitete er aber fortwährend, nämlich mit dem Kopf. Heut gibt's ja immer noch Leute, die nicht einsehen, daß das auch Arbeit ist. Sokrates also ging herum, arbeitete nicht, wie die Dummen meinten, und wurde dafür auch von seiner Frau gescholten. Wenn er so auf den Markt kam und jemanden stehen sah, fragte er ihn etwa: Wie steht's? Was denkst du? Da antwortete wohl mancher nicht. Aber wenn einer etwa sagte: Ich denke, wir müssen gegen die Perser Krieg führen, oder: Ich will einen Prozeß führen, — so antwortete Sokrates: Die Hauptsache ist, daß du dir mal über dich selbst klar wirst. Wenn du das nicht erreichst, wenn du dich nicht

selbst erkennst, dann nützt dir alles nichts. Wenn du nicht davon eine Anschauung gewinnst, wie dein eigenes Inneres beschaffen ist, dann kannst du nichts richtig anschauen, was außer dir liegt, dann kannst du auch keine Weltanschauung haben. Und die Weisen nach Sokrates, seine Schüler Plato, Xenophon und wie sie alle heißen, die mit ihm dasselbe erkannt hatten, sagten auch: Es kommt zuerst darauf an, daß du erkennst, was du selbst bist. Erst von da aus bildet sich eine wahre Weltanschauung. Und das hat sich erwiesen: Erst die Denker, die über sich selbst klar wurden, ehe sie die Welt zu erkennen meinten, sind zu einer umfassenden Weltanschauung gekommen. Plato und Aristoteles haben ihre großen Weltanschauungen gebildet, weil sie durch die Schule des Sokrates gegangen waren.

Das also ist das erste, was wir aus der Geschichte sehen: Es kommt zunächst auf die Selbsterkenntnis an, dann erst kann man zu einer Welterkenntnis gelangen.

Alles wiederholt sich in der Geschichte. Sie sind ja alle schon mit Gelehrten zusammengekommen. So wie damals im alten Athen die Sophisten die Anschauungen ihrer Meister lehrten, so gibt es auch heute viele Gelehrte, die ihre Anschauungen von anderen übernehmen und sich so ihr System zurechtmachen. Sie lernen Griechisch und übernehmen zugleich irgend eine griechische Anschauung. Aber nicht nur unter den Gelehrten, sondern auch unter den anderen Leuten gibt es solche Menschen mit einer Kriegsersatz-Weltanschauung. Ich erinnere mich noch sehr deutlich an eine Unterhaltung, die wir mal hier in Berlin-Ost hatten, bei der von einem ähnlichen Thema die Rede war. Da sagte ein junger Mann: Das alles kann doch überhaupt nicht mehr zwischen uns diskutiert werden, Haeckel hat doch das Gegenteil bewiesen. Sie wissen, wer gemeint ist, Ernst Haeckel, der die „Welträtsel" geschrieben hat. Was ich nun an diesem Satz angreife, das ist: „Haeckel hat doch bewiesen." Damit soll für alle Zeiten entschieden sein, was jeder Mensch denken darf. Sie wissen, daß zur Zeit des Kopernikus alle Menschen überzeugt waren, daß sich die Sonne um die Erde dreht. Als nun Kopernikus behauptete, daß sich die Erde um die Sonne drehe, da

wurde er verlacht. Aber nach einigen Jahrzehnten zweifelten die Menschen nicht mehr daran, daß es so ist, wie Kopernikus sagte. Und wissen Sie nun schon das Allerneueste? Heute gibt es ein paar große Gelehrte, die der Meinung sind, daß das doch nicht stimmt. Sie haben gewiß alle von Professor Einstein und seiner Relativitätslehre gehört. Diesen Gelehrten ist es wieder zweifelhaft geworden, daß sich die Erde um die Sonne dreht. Auch vieles sonst, was unsere Väter auf Grund der Wissenschaft ihrer Zeit angenommen hatten, ist heute wieder zweifelhaft geworden. Eine Weltanschauung, die sich einfach darauf gründet, was einzelne Gelehrte bewiesen haben, ist gar nichts wert. Morgen wird das Gegenteil bewiesen. Nur auf das, was man selbst erlebt hat, kann man seine Anschauung bauen.

Das, was die alten Griechen erkannt haben, das geht heute gerade wieder durch unsere Zeit wie eine große Bewegung. Unsere Jugend, die wieder wandern und die Natur lieben gelernt hat, die merkt, daß man aus den staubigen Büchern nicht alles lernen kann. Die Hauptsache muß von anderswoher kommen. Die liegt tiefer, die muß man aus dem Leben schöpfen.

Wir sehen also: Die Weltanschauung besteht nicht in etwas fest Ueberliefertem, sondern sie ist etwas, in das man sich frei hineinarbeiten muß. Ganz mit Recht ist mir vorhin gesagt worden: Es handelt sich heute überall um den Gegensatz zwischen sozialistischer und bürgerlicher Weltanschauung. Wir haben hier oft darüber gesprochen, daß auch für uns kaum ein Gegensatz bedeutsamer ist als eben der zwischen proletarischer und bürgerlicher Lebensart. Aber gibt es auch einen Gegensatz zwischen proletarischer und bürgerlicher Weltanschauung? Wenn Weltanschauung etwas Selbsterarbeitetes ist, etwas, was auf Selbsterkenntnis und eigenem Suchen beruht, kann es dann eine Weltanschauung geben, die für eine ganze Klasse paßt? Der Bürgerliche oder der Proletarier, der das meint, der von seiner bürgerlichen oder proletarischen Weltanschauung spricht, weiß überhaupt noch nicht, was Weltanschauung bedeutet. Eine Klasse kann gemeinsame Auffassungen über ihre Lage haben, sie kann infolgedessen auch zu einer ein-

heitlichen Politik kommen. Aber Sie sehen ja, daß nicht einmal hierin heut die Arbeiterklasse einig ist: Cassel steht gegen Halle, und in Halle spalten sie sich wieder, und links von Halle sind wieder noch zwei bis drei Parteien. Ebenso wenn man die wirtschaftlichen Anschauungen nimmt: da ist nicht einmal der Casseler Parteitag, der Mehrheitssozialismus, in sich selbst einig, sondern da streiten sie sich darüber, wie weit eine Sozialisierung am Platze ist. Also nicht einmal die politischen Anschauungen des Proletariats sind dieselben. Wenn man aber nicht mal einig ist in politischen und wirtschaftlichen Fragen, dann natürlich noch viel weniger in denen der eigentlichen Weltanschauung.

Vielleicht sagt nun aber doch noch jemand: Unsere gemeinsame Weltanschauung ist der Sozialismus. Darauf antworte ich: Der Sozialismus ist im Grunde und zunächst doch nur eine wirtschaftliche Anschauung. Der Sozialismus sagt nichts über die Naturwissenschaft, nichts über die Religion. Im Gegenteil, er läßt der Wissenschaft ihre Freiheit, und er sagt: Religion ist Privatsache. Der Sozialismus sagt zunächst nur etwas über die wirtschaftliche Form, die die Welt haben sollte, vielleicht damit auch etwas über die politischen Formen, nicht aber über die sittliche oder religiöse Form. Wenn wir uns das klar machen, dann kommen wir auch zu der Einsicht, daß die sogenannte sozialistische Weltanschauung doch keine wirkliche Weltanschauung ist. Zur Weltanschauung gehört eben auch die naturwissenschaftliche Anschauung; vor allem gehört aber dazu, daß wir uns klar werden über uns selbst. Wenn das nicht geschieht, dann können wir nie eine wirkliche Weltanschauung gewinnen. Sie werden mich recht verstehen: Ich lehne hier weder ab die bürgerliche noch die proletarische Weltanschauung, ich sage auch nichts gegen den Sozialismus, sondern ich zeige nur: das alles sind wirtschaftliche oder politische Anschauungen, aber die eigentliche Weltanschauung liegt tiefer. Natürlich kann es sein, daß ein Sozialist eine ganz bestimmte Weltanschauung hat. Aber man kann nicht sagen, daß alle Sozialisten oder alle Bürgerlichen dieselbe Weltanschauung haben müßten. Jeder muß sich, wenn er ein verständiger Mensch sein will, seine eigene Weltanschauung bauen. So wie man äußerlich sich sein eigenes Kleid anzieht, so sollte man sich auch innerlich

seine Kleidung schaffen. Das ist die Voraussetzung einer wirklichen Weltanschauung.

Sehen Sie mal: Wenn Sie hierin mit mir übereinstimmen, dann empfinden Sie mit mir zusammen eine ganz große Freude. Worüber? Wir sind frei! Frei! In unserem Innersten frei! Wir können auch, wenn wir äußerlich noch so gebunden sind — durch unseren Beruf, durch Krankheit, durch die Familie, durch unsere Freunde und Feinde — wir können trotzdem uns in unserem Innern eine ganz freie Meinung bilden, über uns selbst, über die anderen Menschen, über die Welt. Wir können uns unsere Weltanschauung bilden, ganz gleich, ob wir Bürgerliche sind oder Proletarier, ob Mann oder Frau, ob Russe oder Engländer, ob Greis oder Jüngling. Ja, es kommt nicht einmal darauf an, ob wir klug oder dumm sind. Das will ich Ihnen gleich noch zeigen.

Ich will nämlich noch mit Ihnen fragen, wie wir eine solche Weltanschauung suchen wollen. Sie werden schon gemerkt haben, daß ich ein gewisses Mißtrauen gegen den bloßen Verstand habe. Sokrates ist auch mißtrauisch gegen den bloßen Verstand gewesen. Wenn es so stünde, daß nur der Verstand die Wahrheit findet, dann würden ja die allerklügsten Leute am besten dran sein. Dann könnten wir hier vielleicht überhaupt nicht mittun. Aber es kommt eben nicht nur auf den Verstand an, sondern auch auf das Gefühl und auf den Willen. Sie haben vielleicht selbst schon von jemandem gesagt: „Der hat kein Gefühl." Nun, es gibt in der Tat Leute, denen jedes Gefühl abzugehen scheint. Denken Sie nur an die beiden jungen Leute, die in diesen Tagen die alte Frau ermordeten, nachdem sie sich von ihr hatten Kaffee kochen lassen. Die Anschauungen, die so jemand hat, verdienen allerdings nicht den Namen „Weltanschauung". Wenn wir das Ganze der Welt richtig anschauen wollen, dann müssen wir erst einmal lernen, die Einzelheiten, die der Verstand täglich zerkleinert, gering zu achten. Wir müssen erst einmal ein Gefühl gewinnen für die Unendlichkeit der Welt. Erst wenn wir dem Unendlichen gegenüber den richtigen Abstand gewonnen haben, verstehen wir die einzelnen Teile der Unendlichkeit recht. Gefühllose Menschen können nichts

richtig erfassen. Nur wer sich in seine Umwelt hineinfühlt, kann sich richtige Gedanken darüber machen.

Aehnlich steht's mit dem Willen. Haben Sie schon einmal bemerkt, daß die Menschen verschiedene Anschauungen haben je nach dem Willen? Ein Mensch, der sich nur treiben läßt von dem, was ihm gerade an Lockungen entgegentritt, der ins Kino geht, wenn es ihm paßt, und der sich ein Mädel nimmt, wenn er Lust hat, wird auch eine Weltanschauung danach haben. Solche Menschen haben eine feste Weltanschauung meistens überhaupt nicht. Wenn aber ein Mensch seinen Willen schult und festmacht, dann kommt auch irgendwann mal die Zeit, wo sein Verstand richtig arbeitet, wo sich seine Weltanschauung bildet. Also der Verstand alleine macht's nicht. Und die sogenannte Bildung erst recht nicht. Es kann einer noch so gebildet sein — und hat doch keinen Blick ins Leben, hat keinen Begriff vom Menschen, hat keine Weltanschauung. Dagegen kenne ich manchen einfachen, schlichten Mann, der eine wirkliche Weltanschauung hat, wie Sokrates.

Also: Weltanschauung ist nicht nur Sache des Verstandes. Wir alle können eine Weltanschauung suchen.

Nun werden ja manche Menschen sagen: Ja, aber wir wollen uns gar keine suchen. Wenn der Mensch ißt und trinkt und wenn er noch etwas Vergnügen sonst hat, dann fühlt er sich am wohlsten. Aber ich behaupte: Dann fühlt er sich im Grunde nicht wohl. Ich könnte jedem meiner Bekannten hier sagen: Ihnen genügt das Essen und Trinken in Wahrheit nicht, Sie würden umkommen, wenn Sie nicht auch geistige Fragen bewegten. Nun kann man die Menschen unterscheiden — sehen Sie so: in einer Stufenfolge — ob sie sehr lebendig sind oder ob sie nur etwas lebendig sind, ob sie etwas träge sind oder ob sie ganz träge sind. Es gibt Menschen, die sich über jedes Ding eine Frage machen, und es gibt Menschen, die nur über manche Dinge nachdenken — und zu diesen beiden Gruppen werden wohl die, die hierher kommen, gehören. Es gibt aber auch Menschen, die sich über nichts eine Frage machen: denen ist alles piepe — ganz recht: alles wurscht. Nun wissen wir ja, daß der Berliner Arbeiter, wenn er durch Jahrzehnte hindurch schwer hat arbeiten müssen, die Lust am Denken verlieren kann. Aber wir

alle kennen doch die Sonntagsstimmung: wenn wir dann einmal zu uns selbst kommen. Manchmal hilft uns die Natur dazu. Manchmal bringt uns ein wichtiger Lebensabschnitt zur Selbstbesinnung. Und bei uns Männern ist es doch dann nicht anders, als daß wir über alle Fragen, die dann vor uns stehen, nachdenken müssen. Wer dann nicht denkt, verdient gar nicht die Bezeichnung Mensch. Also, wenn wir überhaupt darauf Anspruch machen, Menschen zu sein, dann müssen wir uns über uns selbst klar werden. Das tote Hindämmern, das manchmal über uns kommt, muß aufhören. Wir sehnen uns nach Leben. Das muß doch unser Ziel sein, daß wir wirklich lebendig werden. Ich meine jetzt mit lebendig werden, daß in einem selbst alles lebendig wird, wie draußen in der Natur im Frühling, wenn alle toten Zweige Leben bekommen und die Knospen sich auftun und wieder Farbe in das tote Einerlei kommt. So kann's auch in uns entstehen. So kann aus der lebendigen Bewegung unserer Seele eine Weltanschauung erwachen.

Sie sehen: Wenn wir eine Weltanschauung haben wollen, kommt es doch gar nicht an auf den Verstand, sondern auf ganz andere Dinge. Vor allem eben auf den Willen. Da gibt es Menschen, wenn die hören, daß in einer Familie irgend ein Notstand vorhanden ist, so denken sie wohl: Es wäre gut, wenn ich ihnen hülfe. Aber der Wille ist in ihnen nicht lebendig. Gerade in den sogenannten gebildeten Ständen sind soviele Menschen, die gut reden können, aber nicht den Willen haben, irgend etwas zu tun. Wenn aber in demselben Augenblick, in dem die Not uns klar wird, nicht nur in unserem Verstand, sondern in unserem Gemüt, wenn dann in demselben Augenblick auch schon der Wille zur Hilfe einsetzt, dann entsteht Leben. Deshalb: erst einmal die Dinge in unser Gemüt aufnehmen, dann kommen sie in uns zum Leben, dann kann auch Nutzen für die Welt daraus entstehen. Ich muß immer noch an jenen Abend hier in diesem Kreise denken, an dem wir uns darüber unterhielten, was unsere Soziale Arbeitsgemeinschaft denn eigentlich will. Wie einige von Ihnen da aus sich heraus den Vorschlag machten, daß wir uns einer oder zweier Familien in ganz stiller Weise annähmen. Da sah man: die Worte sind nicht nur mit dem

Verstand aufgefaßt worden, sondern auch mit dem Gemüt und zugleich mit dem Willen; sie wurden Leben.

Mir scheint also die Vorbedingung für eine Weltanschauung die zu sein: innerlich lebendig werden. Das, was Sokrates bei seinen Mitbürgern wollte, und was alle wahrhaft großer Menschen zu allen Zeiten bei ihren Zeitgenossen erreichen wollten, wozu wir einander helfen wollen, ist: daß wir unser eigenes Wesen finden und dadurch innerlich lebendig werden. Gerade die deutschen Männer arbeiten zu viel mit dem Verstand und geben zu wenig auf Gemüt und Wille. Wenn da sich nun aus Gefühl, Verstand und Wille zusammen ein Leben in uns schmiedet, ein ganz starkes Leben, dann ist die Vorbedingung für eine Weltanschauung geschaffen. Erst wenn wir das haben, das innere Leben, dann wird uns jeder Vortrag, den wir hören, auch dazu helfen können, daß wir eine Weltanschauung erhalten. Wenn wir dann über politische Fragen nachdenken, so kann uns das dazu helfen; oder wenn wir uns die Fragen des Sozialismus klar machen, dann wird in uns auch die Weltanschauung sich klären. Erst wenn wir ein inneres Leben haben, dann wird die Frage nach der Weltanschauung gelöst sein, dann wird jeder sich sein eigenes inneres Haus bauen können.

Ich möchte zum Schluß nur noch eins sagen; Wenn mich ein Mensch fragt, welche Weltanschauung soll ich denn haben, so antworte ich ihm: Du sollst deine eigene Weltanschauung haben. Also zunächst inneres Leben, um von da aus Weltanschauung zu gewinnen. Aber wenn er diesen Weg für sich gegangen ist, dann wird er von da aus auch noch weiterfinden, daß wir uns auf vielen Wegen mit anderen zusammenfinden und gegenseitig unterstützen können. Aber erst einmal selbst laufen lernen. Dann erst können wir mit anderen zusammen laufen. Erst wenn man ein inneres Leben hat, dann wird das Leben bei dem des anderen auch geistige Nahrung finden. Dann werden wir auch Gemeinsamkeiten in unserer Weltanschauung finden. Wie wir das finden, das zu sagen ist nicht das Thema des heutigen Abends. Wir wollen ein anderes Mal uns fragen: Was ist Gemeinschaft?

9.

Armut und Würde

Eine Ansprache in einem Bildungsverein

von **Elly Heuß-Knapp**

Fast fühle ich mich in diesem Kreis zu der Erklärung verpflichtet, daß es sich bei meinem Thema um keinen Druckfehler handelt. Nicht über „Anmut und Würde" im Schillerschen Sinn soll gesprochen werden, nicht ein Bildungsideal steht vor unseren Augen, sondern eine Forderung nationaler und wirtschaftlicher Ethik; es handelt sich um Deutschlands Armut und Deutschlands Würde.

Arm sind wir, nach Würde streben wir. So etwa könnte das Motto eines Bundes heißen, der sich vor kurzem zusammenfand und heut bereits feste Wurzeln geschlagen hat. Bei seiner Gründung wollten einige der Paten dem Kind einen rauher klingenden Namen geben: Bund der Armen oder Bund der deutschen Armut. Es sollte versucht werden das harte Wort „die Armen," das heute in der ganzen Wohlfahrtspflege taktvoll vermieden wird, aufzunehmen und es zu einem Ehrennamen zu machen. Man denke an das Beispiel der Geusen, die den Bettelsack trotzig zum Symbol erhoben und den Spottnamen „Bettler" zu Ehren brachten. — Aber das Wort „Bund der Armen" erschien zu mißverständlich. Es hätte wohl nur den Menschen etwas zu sagen, die den tiefen Zusammenklang von „arm" und „selig" nicht vergessen haben. . . . So wählte man einen anderen: „Bund der Erneuerung wirtschaftlicher Sitte und Verantwortung." Von seinen Voraussetzungen und Zielen soll heute die Rede sein.

Der Krieg ist die Wurzel unserer Armut, der Friedensvertrag von Versailles ist der Schuldschein, dessen Einlö-

sung uns zu Bettlern macht. Das deutsche Volk versucht, nach Vogel-Strauß-Manier die Augen vor dieser Tatsache zu schließen. Wer kennt den Vertrag in all seinen Einzelheiten? Warum wird er nicht in jeder Schule, jedem Verein, jeder Partei immer und immer wieder besprochen? Drückt die Kette weniger schwer, wenn man ihre Glieder nicht unterscheidet? Wie will ein Volk sich befreien, wenn es unwissend bleibt über die Art und Wirkung seiner Lasten? Deutschlands Befreiung kann nur das Werk der Deutschen selbst sein. Sie beginnt mit klarer Erkenntnis der Not. — Nicht von der politischen Seite her soll heute an diese nationale Schicksalsfrage gerührt werden, sondern von der moralisch-wirtschaftlichen. Das erste, was not tut, ist das Bewußtsein vom tiefen Ernst unserer Lage. Wir wollen dem Begriff „Armut" nicht mehr feige ausweichen. Wir wollen jedem aufs eindringlichste klar machen, daß es kein Haus geben kann, das nicht spürt: wir werden arm, wenn das Vaterland verarmt. Auch die bisher glimpflich wegkamen, auch die Gewinnler werden Verluste lernen und leiden müssen. Die schwersten Folgen an Steuern, an Kohlenmangel, an Geldentwertung stehen noch vor uns. Bisher versuchten die meisten Klassen und Einzelmenschen, soviel es ging „herauszuschlagen" (ein Wort, das in seiner Brutalität vorzüglich paßt), um bei der allgemeinen Geldentwertung doch den eigenen Stand und die eigene Person auszunehmen, durch Lohnerhöhung, Gehaltserhöhung, Aufschlag auf die Preise der Armut die eigene Tür zu schließen. Umsonst, sie findet immer eine Hintertür, bei dem Kreislauf der Teuerung. Wirksamer als jede Steigerung der Einnahmen (von Papiergeld), ja die einzig wirksamen Wege aus dem Elend heraus sind: Steigerung der Produktion und Vermeidung von Ausgaben. — Dies sind Gemeinplätze, Selbstverständlichkeiten. Aber hätte ein Bund nicht schon seine Berechtigung, wenn er solche Binsenwahrheit wirklich zum Grundgesetz für das Haushaltsbuch jeder deutschen Familie gemacht hätte? Wenn ein Familienrat in jedem Haus abgehalten würde: wie können wir helfen, mehr Güter zu erzeugen, und wie können wir unseren Bedarf herabschrauben ohne zu verelenden? Verzicht und Arbeit überwinden die Armut, nichts anderes. Den Willen zum Verzicht stärken, die

Freude an der Arbeit wieder beleben, das ist der Beginn der Erneuerung.

Für die gesamte Volkswirtschaft gilt dies ebenso wie für den Einzelhaushalt. Wie es überhaupt eine Aufgabe unserer Zeit ist, die enge Verbundenheit beider hervorzuheben und dem Grundsatz Geltung zu verschaffen: Du sollst dein Haus so bestellen, daß nach gleicher Art die ganze Volkswirtschaft gedeihlich geleitet werden könnte! An die Stelle der Verschwendung, die in Vorkriegszeiten als Begleiterscheinung eines in manchen Punkten doch künstlichen Aufschwungs herrschte, muß in unserem Wirtschaftsleben ein durchdachtes Haushalten mit allen Gütern treten. Die Produktionspolitik hat zum Ziel: in möglichst hohem Umfang die Bedarfsdeckung aus der Heimat und ihrer Arbeit herauszuholen, denn aller Zukauf vom Ausland bedeutet Verschwendung für ein Land, das vor der schweren Frage steht, ob es allen seinen Kindern Arbeit und Brot geben kann. Freilich müssen wir im Austausch mit dem Ausland bleiben, wollen wir Rohmaterial einführen und fertige Ware ausführen, sind wir auf lange Zeit hinaus auf fremde Nahrungsmittel angewiesen. Doch soll nur Notwendiges, kein sinnloser Luxus eingeführt werden. Mit allem Ernst muß die Forderung an unsere Regierung gestellt werden, an Industrie, Handel und Verbraucher: alle Handels- und Wirtschaftspolitik, auch die Fragen von Ein- und Ausfuhr nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten zu regeln. Das wagte man kaum mehr. Das Wort „wirtschaftliche Interessen" hat einen falschen Heiligenschein bekommen, und im öffentlichen Leben pflegt man eine fein säuberliche Scheidung von Geschäft und Sittlichkeit vorzunehmen. Wir kommen aber aus dem moralischen Tiefstand nicht mehr heraus, wenn nicht die fest organisierte öffentliche Meinung des anständigen Menschen laut und immer lauter ihr Veto einlegt gegen das einseitige Herrschen des Geschäftsgeistes. Die Wiedererlangung der Ehrlichkeit und des Pflichtgefühls, die vor dem Krieg unser bestes nationales Gut waren, muß uns höher stehen als alle rein wirtschaftlichen Erwägungen. Dies beschränkt sich keineswegs auf Einfuhr und Ausfuhr. Wenn etwa die Zwangswirtschaft, so nötig sie als Kriegsmaßnahme gewesen ist, die Bestechlichkeit zur Folge hat, so muß

der Bund, unparteilich wie er ist, auch den Kampf gegen die Zwangswirtschaft aufnehmen, denn keine Sünde kann größer sein vor dem Richterstuhl einer Wirtschaftsethik, als die Käuflichkeit von verantwortlichen Angestellten, Beamten und Leitern.

Solche Bekämpfung von Mißständen ist ein Ziel der Wirtschaftsethik, aber doch nur ein negatives. Zur wirtschaftlichen Sittlichkeit gehört mehr, gehören positive Ziele: Die Ehrung jeder guten Arbeit. Sicher wäre Deutschland weniger arm, wenn niemand mehr Unnötiges und Wertloses kaufte — wenn etwa aller Schund vernichtet würde, der unter dem zweifelhaften Namen „Galanteriewaren" die Schaufenster füllt, — aber ebenso wahr ist es, daß Deutschland reich wird, wenn jeder nur gute Arbeit leistet, bei Herstellung und Einkauf auf Qualität der Güter achten lernt. Von hier aus läßt sich das Handwerk mit seinen Möglichkeiten der Beseelung der Arbeit neu werten. Hier setzt auch der pädagogische Gedanke der „Arbeitsschule" ein, oder die Idee des allgemeinen Arbeitsdienstjahres. Solche im edelsten Sinne demokratischen Ziele bedürfen der werbenden Vorarbeit, welche Erkenntnis der Zusammenhänge von wirtschaftlichen und ethischen Fragen verbreitet. Das kann heute weder die Regierung noch eine einzelne Partei leisten. Ohne Zweifel haben Krieg und Revolution die Instinkte und Traditionen auch der Gesellschaft verwirrt und erschüttert, nicht nur des Staates. Konvention, im guten Sinne des Wortes, neu zu schaffen, ist vielleicht die schwerste Aufgabe des Bundes der Erneuerung. Neue Tradition setzt neue Gesinnung voraus. Die Erkenntnis setzt sich um in Willen. Ehe ein „Bund der Erneuerung" äußeren Einfluß bekommt, muß er innerlich Macht gewinnen über seine Mitglieder. Die Erneuerung muß bei den Einzelnen beginnen, und zwar muß jeder bei sich selbst den Anfang machen, nicht bei seinem Nachbarn. Nur so ist das Pharisäertum zu vermeiden, das jedem „Tugendbund", (wie die Spötter sagen werden) leicht zur Gefahr wird. Gemeinsam und einigend soll das Suchen nach neuen Lebensformen sein, auch nach einer neuen Geselligkeit. Sie soll der Armut unserer Zeit Rechnung tragen, aber alle geistigen Schätze sammeln, die weder die Motten noch der Rost fressen, und die gewißlich keine Ententemacht

wegnehmen kann; — Reichtümer, die, wie im Märchen, sich mehren, wenn man sie verschenkt.

So kommen wir denn endlich auf das Geistesleben zu sprechen, nachdem wir gegen alle Gewohnheit dieses Kreises vorwiegend aufs Gebiet des Wirtschaftlichen eingegangen sind. Das geschah mit voller Absicht. Denn wie die Träger des geschäftlichen Lebens ethische Betrachtungen häufig den Philosophen und Theologen zuwiesen, sie aus politischen und ökonomischen Erwägungen aber ausschieden, so haben umgekehrt die Führer des geistigen Lebens in Deutschland sich viel zu wenig um Volkswirtschaft und Politik gekümmert. (Das war das Neue, was Friedrich Naumann brachte, beides zu vereinigen.) Wirtschaftliche Zustände sind mit dem Geistesleben untrennbar verbunden. Es ist kein Zufall, daß Deutschland das Land der Dichter und Denker war, solange es arm war, das Land der Techniker, als es reich wurde. Heut knüpfen wir wieder an die Zeiten der materiellen Bedürftigkeit an. Wir wollen zu Schiller zurückkehren und von diesem Reichsten unter den deutschen Armen lernen, wie man in der Welt der Wirklichkeiten und der Widrigkeiten lebend sie überwindet, ohne sie zu fliehen, dadurch, daß wir ewiges Heimatrecht erwerben in der Welt der Gedanken und Gefühle; — in einem Reich, da kein „Friedensvertrag" Geltung hat, denn: „Nur der Körper eignet jenen Mächten, die das dunkle Schicksal flechten" und „wenn im Leben noch des Kampfes Wage schwankt, erscheinet hier der Sieg!" Tönt nicht Schillers Wort auch zu der heutigen Generation, vielleicht wuchtiger als je: „Genieße, wer nicht glauben kann. Wer glauben kann, entbehre." —

Wenn wir für die Feierstunden zu den größten Zeiten deutschen Geisteslebens zurückkehren, so mag uns für den Alltag ein bescheideneres Vorbild genügen. Da denken wir gern und voll Hoffnung an den Stil, der, auch in Nachkriegszeiten entstanden, aus Armut zur Sachlichkeit führte: den Biedermeierstil unserer Urgroßväter. Vielleicht erwächst auch unserer Generation aus der Not und Dürftigkeit eine neue Form des äußeren und eine Belebung des inneren Lebens.

Wenn bisher von Verzicht und Arbeit gesprochen wurde als von den Helfern in unserer Not, so genügt uns dies

Ziel nun nicht mehr. Denn dabei wurde die Armut rationalistisch aufgefaßt als einen Zustand, der überwunden werden muß, aus dem in mühevollem Energieaufgebot nach und nach wieder Wohlstand, wieder Reichtum werden kann. Wir aber suchen einen Wert in der Armut selbst. Wir wollen aus der Dürftigkeit, die durch Krieg und Niederlage, also von außen über uns kam, fast etwas wie freiwillige Armut gestalten, wollen den Segen der Armut suchen. Das liegt dem Sozialpolitiker weltenfern. Er kennt das Elend, die Not, das Verbrechen, die Demoralisation, die im Gefolge der Armut zu wachsen pflegen. Er bekämpft daher die Armut selbst, wie er zu sagen pflegt, „an den Wurzeln". Der Christ wird ihm entgegnen: Du Tor, die Wurzel ist die Sünde, die Armut ist nur das Erdreich, in dem böser und guter Same wächst. Wieviel Segen hat die selbstgewählte Armut denen gebracht, die sich ihr hingaben! — Dieser Gedanke war gar nicht zeitgemäß, so oft auch gerade in reichen, verwöhnten Kreisen das Leben des heiligen Franziskus gelesen wurde. Dabei reizte doch nur die Sensation, der Gegensatz zum gültigen Alltagsleben. Nein, in der Vorkriegszeit kannte man zwar noch das biedere Sprichwort „Armut ist keine Schande", aber niemand glaubte so recht daran. Im Scherz wurde es so zitiert: „Reichtum ist keine Schande, und Armut macht noch nicht glücklich." Und daran glaubte man fest. Nun will eine neue Gesinnung, aus der Not geboren, den Spruch nochmals ändern: „Armut ehrt." Können wir diesem Wort glauben? Es ist ein Wenn dabei: wenn Armut sich mit Würde verbindet, mit dem Stolz, der nicht mehr scheinen will als sein, ja viel mehr sein als scheinen. Das Wort vom Reichtum, der nicht glücklich macht, und der Armut, die nicht schändet, war ein böses Pharisäertum, solange es predigend und mahnend von den Reichen zu den Armen gesagt wurde. Die Antwort mußte Neid und Verbitterung sein. Heut sieht es ganz anders aus. Denn den Gedanken von der Armut, die ehrt, die ein Segen sein soll, wird von der bisher führenden Schicht zu sich selbst gesprochen. Sie ist arm geworden, gerade sie steht in Gefahr, ins Proletarische zu sinken. Sie will aus ihrer Not eine Tugend machen, denn sie weiß: Deutschland kann ohne diese äußerlich

bescheiden lebende, innerlich führende Bildungsschicht nicht existieren. — Bisher hat freilich die große Menge der „Gebildeten" nicht mit dieser Bereitschaft zur Würde in der Armut und zur Rückkehr zu geistigen Gütern geantwortet, sondern unter der Führung einiger Blätter, die sich nicht genug tun konnten an Hetze und Aufreizung, setzte nach der Revolution ein ganz deutlicher Klassenkampf ein, ein Neid und Haß der bisher führenden, sich bedroht fühlenden besitzenden Klassen, der „neuen Armen", gegen die „neuen Reichen" und gegen die aufsteigenden handarbeitenden Klassen. In diesem Haß zwischen den Volksgenossen sehen wir die größte Gefahr, sie erscheint uns genau so würdelos, wie die oft beklagte Jagd nach Vergnügungen, die sich in Kinos und „Lokalen" aller Art breit machen. Beides ist näher verwandt, als die Verbitterten glauben. Der Neid und die Genußsucht sind nur zwei Früchte vom gleichen Stamm: der würdelosen Auffassung von Armut und Reichtum. Beides gewachsen im Herrschaftsgebiet des Materialismus, auf dessen Krone eingeschrieben steht: Mein Reich ist nur von dieser Welt. Hier kommen wir an den Kernpunkt der ganzen Frage. War denn das Wort von der „geistig führenden Schicht" nur eine Redensart? Meinte man damit nur die Klasse derer, die ein gesichertes Leben haben? An der geistigen Führung ist in Deutschland nichts geändert. Wenn diese Schicht ihre Bitterkeit zu überwinden bereit ist und dem Glauben an die materialistische Entwicklung einen stärkeren, durch Prüfungen geklärten Glauben an die Macht der Gedanken, des Geistes entgegensetzt, dann kann ihr und damit dem ganzen deutschen Volk die äußere Notlage zum Segen werden.

So ist es aber eine Klasse im Volk, an die sich zunächst der Aufruf zur Erneuerung wendet? Gewiß, aber eine Klasse ohne deutliches Klassengefühl, eine Gruppe, von der jeder zunächst als Einzelmensch bewertet sein will, die sich nicht zur Erringung besserer Bedingungen gewerkschaftlich zusammenschließt, sondern die frei verbunden ist durch den undefinierbaren Begriff der „Bildung", — sie setzt sich aus allen Ständen zusammen und würde den Namen Klasse im Marx'schen Sinne niemals auf sich anwenden. Jeder meiner Zuhörer in diesem Kreis weiß es: „wir"

sind gemeint. Vielleicht hat einer oder der andere das abwehrende Wort auf den Lippen: wendet euch mit der Predigt von der Erneuerung doch an die, die es am nötigsten haben, an die Schieber und Kriegsgewinnler oder an die Jugendlichen, die ihre hohen Löhne verprassen. Aber im Grunde wissen es doch alle: Solche Erhebungen beginnen immer in dem Kreis, der „bereit" ist. Und trotz aller Umsturzversuche sind die Gebildeten noch oben auf der Stufenleiter des Volkes. Kein Volk hat mehr, ja oft übertriebene Ehrfurcht vor den „Gelernten", als das unsere. Sie müssen also vorangehen. Lassen Sie mich dies zum Schluß in einer altmodischen, denn moralischen Geschichte klar machen, — Rückert hat sie erzählt:

Es war ein König, der den Menschen zürnte, weil sie sich nicht besserten, der selbst aber sich nicht bessern wollte. Ihm gab sein Hofnarr eine Lehre. Als der König ihn nach dem Grund seines Unmuts fragte, sprach er:

„Daher ist er, daß ich der Magd mit Aschen
Und Wasser heut befahl, die Treppe rein zu waschen.
Da wusch sie ungeschickt von unten statt von oben,
Und schelten mußt ich sie, wo ich sie wollte loben.
Denn von der obern floß zur untern Stufe nieder
Der Unrat, und beschmutzt ward das Gewaschne wieder.
Ich hab es ihr gesagt: Umsonst ist, was du putzest,
Wenn mit dem Obern du das Untre stets beschmutzest.
Ich sagt es nochmals ihr, mein Wort war ohne Nutzen:
Von unten kannst du nicht die Treppe gründlich putzen.
Ich sagt es abermals: Wenn sich der Glanz erneuern
Der ganzen Treppe soll, fang oben an zu scheuern!"

Arm sind wir, nach Würde streben wir. Wir wollen die Armut erkennen lernen als ein Schicksal, mit dem man ringt, bis daß es einen segne. Wenn wir einen Geleitspruch suchen, so können wir ihn beim Apostel Paulus finden (er würde auch als Reisesegen für alle Zusammenkünfte unserer Diplomaten mit der Entente passen): Wir wollen uns beweisen „als die Sterbenden, und siehe, wir leben, als die Gezüchtigten und doch nicht ertötet, — als die Armen, aber die doch viele reich machen, als die nichts innehaben und doch alles haben."

10.

Verständnismöglichkeiten zwischen Landbesitzern und Landarbeitern

Eine Rede an Landbesitzer

von Graf **Leopold Baudissin**

Der Gedanke, den ich vor Ihnen behandeln soll, erscheint einfach. Geht man der Sache aber auf den Grund, sucht man bis an die Wurzeln des Mißverstehens zu graben, so steht man, schneller als es gedacht, mitten in den tiefsten Problemen menschlicher Lebensnöte.

Ich höre den Einwurf: „das ist aber gar nicht nötig, man muß nicht immer in die Tiefe gehen, oberflächliches Lüften und Lockern hat auch seinen Wert. Kleine Mittel haben auch ihr Gutes." Ja gewiß, aber sie können nur mildern; heilen kann nur die Beseitigung des Uebels.

Die bis zum Hasse gesteigerte Verständnislosigkeit, mit der sich heute weite Schichten des Volkes gegenüberstehen, kann nur beseitigt werden durch grundlegende Veränderungen.

Um was handelt es sich denn im letzten Grunde? Wo liegt das Mißverstehen, wenn ein solches vorhanden ist?

Uralte Menschheitsfragen sind es, die ihrer Lösung harren. Ungestillte Sehnsuchten nach einem menschlichen Lebensstil, Forderungen nach dem Ausgleich von Kapital und Arbeit, nach Verbesserung und Umwandlung unseres Wohnungs- und Bodenrechtes spielen hinein.

Solange aber die der Lösung harrenden Fragen nicht innerlich von uns verarbeitet und nach dem Maße ihrer Ausreife praktisch ausgewertet werden, wird auch das Verständnis, das innige Band zwischen Volksgenossen, zwischen Landbesitzer und Landarbeiter nicht geknüpft werden.

Ich lehne daher, je weiter wir auf dem Wege der umwälzenden Entwicklung fortschreiten um so mehr, die homöopatische Behandlung der Frage als nebensächlich und verwirrend ab. Das hindert uns nur am Sehen der Wahrheit. Ich hätte Ihnen von Landbund, von der Aufhebung der Zwangswirtschaft, vom Werte des Genossenschaftswesens, von der Volkshochschule, von der Anschaffung eines Lichtbilderapparates oder dergleichen erzählen können. Das sind mehr oder weniger ausgleichende Versuche, aber das verlorenene Verständnis bringen sie nicht zurück.

Ja, gab es denn schon einmal auf dieser kampfdurchfurchten Erde Zeiten des Verständnisses zwischen den Menschen der besitzenden und besitzlosen Kreise? Können wir denn nicht aus diesen Zeiten lernen und auf sie zurückgreifen? Nein, die hat es nie gegeben! Man muß den Besitzlosen diese Frage vorlegen.

Das Mißverstehen, um den Ausdruck beizubehalten, die großen Gegensätze haben immer bestanden. Landbesitzer und Landarbeiter im heutigen Sinne haben wir freilich erst seit dem Beginn des vorigen Jahrhunderts. Aber so alt wie unsere deutschen Eichen, so alt sind die Kämpfe zwischen den jeweiligen Inhabern des Besitzes und den in irgend einer Form zur Arbeit an den Besitze Verpflichteten, den Arbeitern.

Mit den veränderten wirtschaftlichen Verhältnissen verschieben sich die Forderungen, die gestellt werden, aber das Problem bleibt genau dasselbe. Der Arbeiter fordert den Anteil an den Produktionsmitteln, am Besitze oder am Mehrwert der Produktion.

Richten Sie den Blick auf die Sklavenaufstände des alten Roms, beobachten Sie die erbitterten Ständekämpfe des Mittelalters, lesen Sie die Geschichte des Riesenkampfes des modernen Proletariats, überall stoßen Sie auf dies Ringen der Menschheit.

Sie müht sich ab, sie schreckt vor Blut und Gewalttat nicht zurück, um eine tief innerliche Sehnsucht, eine instinktiv empfundene, eigene Aufgabe nur um einen Schritt der Erfüllung näher zu rücken.

Es hat Zeiten gegeben, wo politische und nationale große Ziele die Menschheit so beanspruchten, daß sie von dem soeben geschilderten Ringen zeitweise abgezogen war.

Dieser Zustand konnte als scheinbar wirtschaftlich friedliche Entwicklung gedeutet werden. Alte „goldne Zeiten" vielleicht. Aber trotz alledem keine Zeiten, wo das innere Verstehen zwischen den beiden Parteien hergestellt war. Das Feuer schwelte weiter bis zum nächsten Ausbruch des Brandes.

In einem solchen Ausbruch von bisher nie dagewesener Stärke stehen wir. Das Schauspiel ist grauenhaft, der Verlauf der Krisis nicht abzusehen. Zu verstehen ist unsere Zeit nur dann, wenn man die alte Menschheitsforderung nach Revision unserer gesellschaftlichen Lebensformen sowie unseres Boden- und Besitzrechtes zur berechtigten Grundlage des Geschehens macht. Diese Menschheitskrisen sind bisher, gemessen an ihren Zielen, alle erfolglos verlaufen, ja sie haben die bisherige Kulturwelt jedesmal an den Rand des Chaos gebracht.

Kein Wunder, das der größte Teil der schwerfälligen egoistischen Staatsbürger solche Zeiten der Ausbrüche nicht liebt, sie mit größtem Argwohne verfolgt. Der große Menschheitserfolg war ja bisher stets versagt. Der Egoismus blieb der Sieger.

Was die Menschheit bis zum heutigen Tage schützte, in einem solchen Ausbruche zu Grunde zu gehen, im Chaos zu versinken, war der Staat, die feste Zusammenfassung aller Kräfte, die den Fortbestand der alten Gesellschaft erstrebten.

So ist also der Staat der Schutz der Menschen vor der entfesselten Bestie ebenso, wie er fraglos das größte, unüberwindliche Hindernis gewesen ist gegen den Menschheitsfortschritt, den die Welt sehnsüchtig erkämpfen wollte.

Der kapitalistische Staat mit seinen egoistischen, bürokratischen Neigungen, gestützt auf starke äußere Machtmittel ist der geborene Gegner des Fortschrittes, den die glühende Sehnsucht der Edelsten erstrebt. Wenn der Staat sich auch noch der Kirche, der Religion des Volkes, fest verbündete, so schien er unüberwindlich.

Und doch ist unser Staat zertrümmert und mit ihm ein großer Teil der Kirche.

Nur hierdurch allein wurde die Möglichkeit zu der Umwälzung, zu dem Ausbruch der menschlichen sozialen Hoffnungen gegeben. Nur der durch äußere Einflüsse,

durch den Weltkrieg geschwächte Staat mußte sich dies gefallen lassen. Ein starkes, in sich gefestigtes Staatswesen hätte die Revolution sofort niedergeschlagen. Auch so fehlte nicht viel daran.

Auf diese Weise erleben wir unsere heutigen Zustände. Ob sie mehr furchtbar als hoffnungsvoll aussehen, will ich hier nicht entscheiden. So widersinnig es vielleicht auch manchen von Ihnen erscheinen mag, es ist seit langer Zeit mal wieder der Menschheit die Möglichkeit gegeben, die Fesseln alter, verfitzter, unerträglich ungerechter Verhältnisse zu sprengen und aus der Gebundenheit heraus einen Schritt weiter zum alten Ziele menschlicher, ursprünglicher Wesensform zu tun. Das Schwert des Staates, des bisherigen Hüters alter Rechte und Kulturerrungenschaften hat weder Schneide noch Spitze. Seine Autorität ist nur eine fadenscheinige, für Gewaltmenschen ein Gespött.

Die Lage ist eine sehr ungemütliche. Gefahren drohen von rechts und links. Der Optimismus wird auf harte Proben gestellt und kann heute beweisen, ob er unverwüstlich ist. Glaubensstärke und Willenskraft zum Guten tut not. Ratlosigkeit ist vorhanden bei denen, die an die große Menschheitsaufgabe nicht heranwollen; geistige und sittliche Zuchtlosigkeit bis zur Vertiertheit bei denen, die in allem Geschehen nur den Zerfall der so unangenehm empfunden staatlichen Autorität begrüßen.

Wer lenkt das Lebensschifflein durch all diese Klippen?

Diese Frage beschäftigt heute die große Menge mehr als die zweite nach dem ermöglichten Lebensfortschritt. So ist es auch mit der Frage unseres Themas. Wird sie gestellt aus innerer Herzenssehnsucht nach Verständnis, aus dem vollen Bewußtsein, daß unser soziales Leben von Grund aus der Erneuerung bedürftig ist? Oder stellt die Frage nur die Todesfurcht, nur die Angst, den erworbenen Besitz zu verlieren?

Wenn unser Auge nicht sehend wird, wenn sich nicht die Richtung inneren Erfassens unserer eigenen Aufgabe als Mensch verändert, dann werden wir das Verständnis zwischen Landbesitzer und Arbeiter ebenso wenig erleben, wie zwischen irgend welchen anderen Ständen.

Ich fasse zusammen: Die Menschheit steht in schwerem Ringen um eine neue soziale Lebensform. Die unerhörte

Schwäche der staatlichen Machtmittel gab die Möglichkeit, den alten Kampf um das Menschenrecht aufzunehmen. Wie kann er auslaufen?

Der Staat überwindet den Zustand der Schwäche. Er saugt die widerstreitenden Kräfte auf. Durch Anpassung wird aus einem roten Jakobiner ein gesättigter Bourgeois. Die betrogene Menge bleibt betrogen. Die wilde Bewegung verebbt im Sande, wie schon so manche vorher. Der geängstigte Staatsbürger atmet auf. Das furchtbare Chaos der völkischen Selbstzerfleischung wird vermieden. Der Retter Staat tritt mit frommem Augenaufschlag und besonderer Betonung seiner Verdienste um Ordnung und Sitte wider Chaos und Unkultur in seine alten Rechte. Die verängstigte Menschheit jubelt ihm zu. Der Landbesitzer bleibt im alten Besitze seiner Scholle, der Landarbeiter in seinem Arbeitsverhältnis. Eine Reaktion auf die Zeiten der Unruhe tritt ein. Der Wohlstand der Besitzenden wächst. Aber die Menschheit selbst ist trotz der ungeheuren Erschütterung nicht einen Schritt weiter gekommen. Die besten Kräfte zum Fortschritte sind verbraucht. Bis zum nächsten Ausbruch der unsterblichen Menschheitssehnsucht hat es nun einige Zeit.

Nun der zweite Fall: Die Revolution setzt sich durch, sie überwindet gewaltsam alle Machtmittel des im Staate zusammengefaßten Bürgertumes. Sie versucht auf den Gräbern und Trümmern der zerstörten Kultur ein Neuland praktisch aufzubauen.

Kann dieser Neuaufbau gelingen? Wird er vor allen Dingen den Fortschritt gegenüber den früheren Verhältnissen bringen, der doch allein vielleicht imstande ist, die furchtbaren Opfer zu rechtfertigen.

Kommt es zu einem innerlich menschlichen Systemwechsel? Das ist die Frage, die entscheidet über Lebenssinn oder Unsinn.

Kann die Frage nicht ehrlich bejaht werden, so erhebt in kürzester Zeit die Hydra des kapitalistischen Staates ihre Häupter. Der Egoismus siegt auf der ganzen Linie. Der Landbesitz wird unbeschränktes Eigentum einzelner bleiben, und der Landarbeiter wird sich auf der heimatlichen Scholle elender und vernachlässigter vorkommen, als je zuvor. Namen

werden sich ändern, und die Kultur alter, eingesessener Geschlechter wird verschwinden. Sie wird ersetzt werden durch Menschen, die der Zufall, der Strudel der Umwälzung an die Oberfläche warf. Die das „Glück" hatten, übrig zu bleiben, werden mit blutigen Händen die Arbeit da aufnehmen, wo sie ein anderer vor dem Umsturze liegen lassen mußte.

Die Welt ging durch chaotische Zeiten, sie ertrug die Schrecken bestialischer, ungezügelter Triebe, sie brachte der Idee des Umsturzes blutige Opfer. —

Und trotzdem kein Fortschritt. Nein, wohl sicher ein klar erkennbarer Rückschritt auf allen Gebieten des Wirtschafts- und Geisteslebens. Kein Schritt vorwärts! Welche unausdenkliche Tragik!

Und nun der letzte Fall: Die furchtbare Not der Zeit greift endlich einmal an die Seelen der trägen Menschen heran! Eine Revolution ohne Gleichen, eine Läuterung des öffentlichen Gewissens durchbricht von innen heraus mit elementarer Gewalt die Jahrhunderte alten Fesseln der seufzenden Menschheit. Es stehen Menschen als Führer auf, die imstande sind, dem brennenden Sehnen der Menschen hohe, sittliche Ziele und mit denselben wirtschaftlich praktische Ausführbarkeit zeigen. Es wird endlich erkannt, daß eine Heilung kranker, schädlicher Verhältnisse nur auf dem sittlich-religiösen Grunde einer selbst gewählten, im Leben durchgeführten Weltanschauung möglich ist. Es geht wie eine Erleuchtung durch die verdunkelte Welt, daß es zum Leben des einzelnen Menschen sowohl als auch zum Zusammenwirken der Menschen miteinander einer festen Bindung bedarf, ohne welche alle Kultur rettungslos zerfällt.

Diese Bindung kann nur der festgefügte Staat oder aber im höheren, fortschrittlichem Sinne eine Gemeinschaft einzelner Menschen geben, deren innere Richtschnur eine freiwillig übernommene, sittliche Lebensanschauung bildet.

Keine Bindung, schrankenloses Ausleben der Instinkte führt ohne Gnade zum Untergang, zur Unkultur barbarischster Zeiten.

Aeußere Bindung gewährte bisher der egoistische Staat mit allen seinen Gebrechen. Innere Bindung an eine

sittlich-religiöse Lebensanschauung bedeutet den zu erstrebenden Fortschritt!

Nur auf diese Art kann das Neue entstehen, ohne daß nur Flicken auf das alte kapitalistische Staatskleid gekleistert werden. — Dann wird das Fragen von selbst aufhören, warum der Landarbeiter sich in dem baufälligen Kasten, den er noch vielfach mit dem Vieh teilt, nicht wohl fühlt, während er täglich das nach allen Regeln modernster Wohnungskultur erbaute Herrenhaus vor Augen hat.

Dann wird nicht mehr geduldet werden, daß Tausende von Morgen der unveräußerliche Besitz einzelner Bevorrechtigter sind, während der Hunger nach eigener Scholle immer weitere Kreise ergreift. Dann wird das Privateigentum an Land und Boden unter ein Recht gestellt werden, das jeden Mißbrauch ausschließt.

Nur dann werden die zersetzenden Arbeits- und Lohnkämpfe ihres Charakters entkleidet, wenn der Geist menschlicher brüderlicher Gemeinschaft auf beiden Seiten bestimmend geworden ist.

Nur mit der inneren Stellungnahme zum Besitze als zu einem anvertrauten Pfande lassen sich die viel umstrittenen Boden- und Besitzrechte glücklich lösen. Nur auf diesem Wege schließt sich die Kluft, die alle zu verschlingen droht.

Ob's je gelingen wird? So klingt mir die hoffnungslos skeptische Frage entgegen. —

Jedenfalls aber nur dann, wenn die führenden, geistigen Kräfte der besitzenden Klassen den einzig gangbaren Weg wählen. Vorläufig legen die Allermeisten schon zu lange die Hände ängstlich abwartend und ratlos in den Schoß.

An die Tore des Reiches klopft die russische Lösung der Frage!

Es gilt den Kampf! So lange die Erde steht, wird dieser Kampf, dies Sehnen und Ringen nach einer Neugestaltung menschlicher sozialer Lebensformen nicht verstummen.

Mögen ermüdet alte Fechter ins Grab sinken, die Besten des jungen Geschlechtes nehmen den Streit wieder auf.

So wollen auch wir, die wir sehend geworden sind, den guten Kampf für unser Volk und Vaterland kämpfen bis zum deutschen Siege!

11.

Religion und Kultur

Ansprache eines Arbeiters an Arbeiter

von Wenzel Holek

Werte Freunde! Die Kirche nimmt das Recht für sich in Anspruch, Kulturträgerin zu sein. Wäre Kultur nichts anders als bestimmte religiöse Handlungen, dann hätte sie allerdings recht. Doch wir verstehen unter Kultur etwas viel Tieferes und Festeres, wie wir im Verlaufe des Vortrages sehen werden.

Kultur ist ein Begriff, unter dem jeder etwas anderes verstehen kann: Es gibt Bodenkultur, Pflanzenkultur, Geisteskultur, Seelenkultur, deutsche Kultur, chinesische Kultur usw. Ebenso hört man stolz von Arbeiterkultur reden, wenn einige tausend Arbeiter sich in irgendeinem Theater eingefunden und ein Stück gesehen haben. „Die Arbeiterschaft hat Sinn für Kultur!" heißt es dann, ohne mit dem Begriff Kultur sich näher vertraut gemacht zu haben.

Vielleicht waren es fünf unter den Vielen, die zu dem aufgeführten Stück ein inneres Verhältnis hatten. Auf solche Tatsachen kommt es ja wenig an, der marktschreierische Eindruck nach außen ist die Hauptsache.

Die besitzenden Klassen halten sich zufolge ihres ererbten geistigen Gutes und nach der bei ihnen ausgebildeten Standesform für die wahren Förderer und Träger der Kultur.

Denselben Anspruch erhebt, wie schon erwähnt wurde, auch die Kirche. Und der heutige Abend soll den Zweck haben, uns mit ihr auseinanderzusetzen und festzustellen, ob sie recht hat oder nicht. Deshalb ist zunächst nötig, uns über den Begriff klar zu werden.

Liebe Freunde! Wenn man das Wort Kultur nicht als ein leeres Schlagwort benützt und es in seinem wahren Sinne erkannt hat, dann versteht man etwas ganz anderes darunter, als heute fast allgemein darunter verstanden wird.

Das Wort Kultur stammt wahrscheinlich von dem Wort Kult ab. Somit bekommt es aber sofort eine ganz andere Bedeutung. Kultur wäre dann eine bestimmte Form des Zusammenlebens von Menschen, die gegeben wäre, wenn über- und außerhalb des Einzelnen oder des Volkes etwas Höheres, ein Gott, ein Ideal stünde, um das sie sich scharen könnten und das sie einen würde. Es muß etwas sein, was in allen Gliedern ein gemeinsames Lebensinteresse bedeutet, sie zu einer innerlich gebundenen Gemeinde zusammenführt. Wenn aber Kultur ein innerlich gebundenes Gemeindeleben bedeutet, dann setzt das selbstverständlich auch einen ganz anderen Bildungsbegriff voraus, als wir ihn heute haben. Kultur und Bildung sind unzertrennliche Begriffe, sie gehören zusammen, wie Eheleute, sie ergänzen sich. Die Bildung beruht auf der Veredelung des Seelenlebens, der sittlichen Kräfte, die wir menschliche Gesinnung nennen. Erst wenn wir diese Bildung in der Gemeinschaft durch Erleben erwerben, und sie besitzen, und nach dem Maße, wie wir sie besitzen, ein immer höheres Lebensgut, schaffen, das Leben nach dem Willen des Höchsten, des Gottes, der das Leben entstehen läßt, es erhält, in uns und über uns steht, so formen, daß alle Glieder friedlich nebeneinander leben, erst dann können wir von einer Kultur reden.

In dem Sinne gebildete Menschen würden eine Gemeinschaft bilden, die nicht in Stände und Klassen mit Sonderinteressen zerfiele, sondern in der jeder nach Maßgabe seiner Befähigung auf seinen Platz gestellt würde, auf dem er zufrieden sein könnte. Solche Bildung können die Menschen aber nur in einer Gemeinschaft mit anderen ebenso gesinnten erleben und wieder erleben lassen; sie wächst organisch aus dem Leben heraus, sie kann nicht von „Oben" durch schöne Predigten, schwunghafte Festreden oder durch philosophische-theologische Auseinandersetzungen gemacht werden, sie ist kollektivisch. Die Wissensbildung aber, die unser Götze geworden ist, ist individualistisch, sie beruht auf individueller Begabung der Einzelnen, sie wirkt

trennend, wenn die andere Bildung nicht hinter ihr steht. Diese andere Bildung macht die Menschen frei von den tierischen Trieben, sie sieht in der Wissensbildung nicht ein Werkzeug zum Nutzen des Einzelnen oder der Einzelgruppe, sie kennt sie nur als Mittel zum Wohle des Ganzen.

Bildung ist die Form, in welcher die Kultur von den Menschen besessen wird, sagt de Lagarde. Es kommt aber darauf an, wie unsere Bildung beschaffen ist; nach ihrer Beschaffenheit sieht auch die Form aus, in die wir die äußeren Kulturmittel kleiden.

Ein wissenschaftlich gebildeter Mensch, der nicht die vorher genannte Bildung besitzt, ist in unserem Sinne kein Kulturmensch, er kann trotz des hohen Wissens und der geistigen Feinheiten ein roher Mensch sein, er findet kein Verhältnis zu seinen Mitmenschen und ist deshalb außerstande, die äußeren Kulturmittel mit dem Leben anderer in harmonischen Einklang zu bringen. Er stellt sich außerhalb seiner Mitmenschen — seines Volkes und auch außerhalb dessen, was das Volk einen soll.

So zu leben, gefällt heute noch den meisten Menschen und Volksgenossen, ohne Unterschied der Klassen und Stände. Sie sind froh, von der Anforderung verschont zu bleiben, von der Kultur innerlich berührt zu werden. Sie haben fast alle Fähigkeiten verloren, die Kultur als Mittel zur Entwicklung eines höheren Lebens anzuwenden. Die Kultur ist ihr Götze, sie sind Sklaven der Kultur. Ja vielen ist die Kultur sogar ein Ideal. Aber die Kultur als Ideal anzusehen, wäre gerade so zutreffend, sagt de Lagarde, als wollte der Maler das Farbenreiben, Pinselwaschen und die Leinewand als Ideal ansehen und nicht das, was er mit diesen Mitteln auf die Leinewand zu bringen bestrebt ist, oder wenn der Bauer den Mist auch als Ideal ansehen wollte. Kultur ist eben doch nicht anders zu verstehen, als ein Streben nach der höchsten Form eines sittlichen Lebens, und zwar im Sinne eines höheren Wesens, das größer ist und höher ist als das Leben selbst.

Fragen wir nun: wo in der gegenwärtigen Gesellschaft finden wir solche Bildung und Haltung? Haben die Bürgerlichen sie? Haben die Arbeiter sie? Hier und da

sind kleine Gruppen zu finden, die besitzen sie wohl, haben aber noch wenig Einfluß auf die Gesamtheit, deren Glieder mehr oder weniger unter dem Einfluß der Plutokratie, der Geldherrschaft, stehen.

So wie einst die Juden innerlich entarteten und um das goldene Kalb herumtanzten, tanzen auch wir im Scheine des Geldes um den Industrialismus. Jeder will der Erste sein und für sein vergängliches Leben so viel wie möglich dabei erhaschen.

Soziale Stellung der Eltern, Begabung, der Geldsack spielt dabei die Hauptrolle. Und wer die Begabung nicht hat, dem hilft die Protektion. Die glücklichen Sklaven des goldenen Kalbes freuen sich ihres Lebens. Die anderen, die stiefmütterlich Behandelten, stehen mit Haß und Neid erfüllten Herzen ihnen gegenüber. Der Kampf, der in Haß, Neid, Standesvorurteil, Standesdünkel, Hochmut, Einfalt, Unterschätzung und Dummheit verwandten Seelen tobt wütend weiter.

Die Schulen bilden die Menschen aus für diesen Kult. Die Literatur ist ihre Helferin. Und die Tagespresse peitscht die niedrigsten Instinkte und Leidenschaften auf. Das nennt man moderne Kulturarbeit!

Und die Kirche?

Das, was wir bisher als Kultur erkannt haben, finden wir in den urchristlichen Gemeinden wieder und nirgends anders. Die Urchristen bilden Gemeinden. Alle Angehörigen der Gemeinde sind Kinder Gottes, des Vaters, Brüder und Schwestern. Gott ist das vollkommenste Wesen, und der Mensch hat die Pflicht, sich zu ihm hinauf zu entwickeln. Es genügt aber nicht, Gott durch äußere Handlungen zu dienen. Gott wohlgefallen, das heißt: Nächstenliebe. Was man nicht will, das einem getan werde, darf auch den anderen nicht getan werden. — Gemeinsames Leben, gemeinsame Arbeit, gegenseitiges Dienen! Gott war liebevoll, barmherzig, gerecht, und es war sein Wille, daß jeder, der in ihm leben wollte, es auch sein mußte. So diente jeder Gott und seiner Gemeinde und sich selbst. Jesus wußte genau, daß ein Aufstieg zum höchsten Lebensgut nur auf diese Weise möglich sei. Und er wurde nicht müde in Ermahnungen

an alle, ob reich oder arm, ihm auf diesem Wege zu folgen. Denn er wußte auch, daß die äußeren Zustände sich erst dann bessern, wenn die Menschen innerlich besser geworden sind, wenn sie nach dem Willen Gottes lebten. Er wußte auch, daß die Armen ebenso wie die Reichen von schlechten Eigenschaften beladen sind. Hätten die Menschen seine Lehre befolgt, statt sich von den niedrigen Trieben leiten zu lassen, so hätte das Leben bis heute eine Höhe erreicht, die wir gar nicht ahnen können.

Leider müssen wir nach 2000 Jahren die traurige Tatsache hinnehmen, daß heute noch, trotz des großen Fortschrittes, den die Menschen auf allen Gebieten des Wissens und der Kunst erreicht haben, sie mit der Entwicklung ihres Seelenlebens, ihrer sittlichen Kräfte auf derselben Stufe stehen wie damals. Alle Ermahnungen von Männern, die Lehren von Jesus zu befolgen, blieben erfolglos. Unser Seelenleben hat mit der Entwicklung der äußeren Feinheiten des Lebens nicht Schritt gehalten.

Das innerlich gebundene Urchristentum schlug allmählich in ein flaches Glaubensbekenntnis um, eine rein geistige Sache, ohne sozialen Unterbau, wie das Urchristentum ihn aufwies. Handlungen wie: kirchlich sich taufen, trauen lassen, Almosen geben, an Gott glauben, ihm durch Gebete und Gesang dienen, sind die Hauptsache. Aus der religiös-sozialen Ethik des Urchristentums wurde nur eine religiöse Ethik formuliert. Denn die religiös-soziale Ethik fand bei den Besitzenden und Herrschenden keinen Gefallen. Dafür aber war die religiöse Ethik für die Armen gut und für jene annehmbar. Und die Kirche befreite sich so von einer großen Unannehmlichkeit. In den Begriffsbildungen und Auslegekünsten waren und sind ja die Theologen Meister. Beide Teile mußten befriedigt werden. Die einen bekamen den Trost und die Hoffnung auf ein gutes Jenseits, die anderen die Berechtigung aufs Jenseits und Diesseits. So wurde durch berechnende Weisheit der Geist des Urchristentums von der Kirche ferngehalten. Aus dem Urchristentum wurde ein flaches Kirchentum. Es läßt sich von Standes- und Klasseninteressen leiten, statt die Wahrheit offen und ehrlich da anzuerkennen und sich dafür einzusetzen, ganz gleich, auf wessen Seite sie liegt. Der Kirche mangelt es an ethisch-sozialem Wollen, wie

wir es bei dem Urchristentum sehen. Das kirchliche Leben beruht nicht auf einem innerlich gebundenen, gemeindlichen Leben wie das Urchristentum. Die Kirche verband sich mit dem Staat und mit der Plutokratie, denen sie wie eine geistige Polizei zur Seite stand und ihnen treu diente. Sklaverei, Leibeigenschaft, moderne Lohnsklaven sind keine Einrichtungen und Zeichen von Kultur — und doch wurden sie von der Kirche gesegnet als von Gott gewollte Einrichtungen. Wer es nicht glauben wollte und murrte, wurde verdammt.

Wer z. B. selbst Zeuge der Arbeiterbewegung war, für die Befreiung des Arbeiterstandes aus geistiger, politischer und wirtschaftlicher Knechtschaft mitgearbeitet hat, der braucht keine Beweise aus Chroniken der vergangenen Zeiten hervorzuholen, der weiß, welche Judasrolle bei diesem Befreiungskampfe die Kirche spielte. Auf der einen Seite verfolgte der Staat mit seiner Polizei und seinen Gerichten alles, was sich erlaubte, menschenwürdigere Existenz zu verlangen oder eine gerechte politische staatsbürgerliche Stellung zu fordern. Und die Kirche — sie tat alles, was ihr als treuem Verbündeten ziemte, alles, was die Arbeiter verlangten, war bei ihr ein Satanswerk. Sie predigte und verdammte es in die Hölle. Die rebellischen Seelen waren Teufelsseelen. Und wenn einer wegen seiner Gesinnung, die Jesus gewiß noch ermutigt hätte, zwischen Gefängnismauern saß oder zu Tode gehetzt ins Grab sank, da vergossen die Formtheologen noch Tränen über die verirrte Seele.

Jawohl, aus den Nachfolgern Jesu sind Nachfolger des Pharisäertums geworden: Du sollst an Gott glauben und tun, was das Gesetz von dir fordert, aber wie du mit andern auskommst, oder sie mit dir verfahren, in diese irdischen Dinge mischt sich Gott nicht drein. So beschaffen ist das Kirchentum heute noch. Es hat nicht das geringste Recht, sich Kulturträger zu nennen!

Liebe Freunde! Machen wir uns nichts vor, gestehen wir es offen ein: alles, was wir bisher versucht haben, worauf wir unsere ganze Hoffnung gesetzt haben, daß es uns zum höheren Leben führen werde, hat uns enttäuscht. Die schönsten Ideen, die herrlichsten Pläne nützen alle nichts, wenn wir innerlich unreif sind, sie zu verwirklichen

und sie zu erhalten. Wir alle fühlen es, es fehlt uns etwas, eine innere Kraft zum Schaffen. Wo ist die Quelle, die uns die Kraft wiedergäbe? Sollen wir uns wieder an die Quelle wenden, die von allen Seiten uns so verstellt worden ist — an das Urchristentum?

Vielleicht regt sich in uns bei diesem Gedanken ein Widerwille. Aber in uns regt sich auch eine leise Sehnsucht nach einem Etwas, das uns auf unserem Lebenswege voranleuchten könnte, was uns neue Kraft, neue Hoffnung und neuen Glauben gäbe, also jene Kräfte, die in dem Urchristentum so lebendig waren und die der Menschheit unvergängliche Wahrheiten brachten, die uns befähigen, das Leben zur höchsten Blüte zu entwickeln — zur höchsten Kultur. Dies sind die Lebensrätsel, zu deren Lösung die Arbeiterschaft berufen ist. Was für eine nebensächliche Rolle spielt da nicht der Streit darum, wie die Urkraft, von der wir alle überzeugt sind, daß sie da ist, daß sie das Leben spendet und es erhält, zu heißen hat, ob Gott, Natur, Geist oder sonst wie. Und so wie dieses Etwas, das größer als das Leben der ganzen Welt sein muß, das Leben erhält und eint, so müssen auch wir uns um das Etwas, um diesen Gott einen, alle sittlichen Kräfte in uns entwickeln, damit unser Leben zu dem Größten und Höchsten emporsteige.

Ich sehe eine Bewegung entstehen, aber keine Kampfbewegung gegen jene Bewegungen, die den Haß schüren und die Leidenschaften aufwühlen in Menschenherzen, sondern eine Bewegung, die versöhnende Liebe den Herzen bringt. Ich sehe neue Gemeinden entstehen von Menschen, die in dienender Liebe sich üben, die die menschliche Gesinnung, den Gemeinsinn, die wahre menschliche Bildung pflegen nach dem Willen dessen, der zu dem Zwecke das Leben ihnen gespendet, Gemeinden mit dem urchristlichen Geist erfüllt. Religion soll Leben und Leben Religion werden.

Wenn wir zum Schluß noch einmal alles, was wir besprochen haben, zusammenfassen, so dürfte uns klar geworden sein, welche bewußte oder unbewußte Verlogenheit darin steckt, wenn unser Leben als ein Kulturleben gepriesen wird. In einer Gemeinschaft, wie es z. B. das deutsche Volk sein will, wo jeder Volksgenosse nur

für sich denkt, nur auf den Nutzen des eigenen „Ich" bedacht ist, wo die Menschen aus den Gegensätzen und gegenseitiger Bekämpfung nicht herauskommen, da ist ein gemeindliches Leben, aus dem ein einheitliches Leben und eine einheitlich beseelte Arbeit herauswüchse, ausgeschlossen. Weder die Kirche noch die bürgerliche Klasse vermochten ein solches gemeindliches Leben zu schaffen, weil die seelische Veredelung mit den von dem Geiste geschaffenen äußeren Feinheiten des Lebens in keinem Verhältnis stand. Die Menschen trugen ein feines Kleid, hatten aber ein verdorbenes Seelenleben, vermochten also nicht, ein einheitliches Leben herbeizuführen. Es war nur Zivilisation.

Die Arbeiterklasse, die wohl ein Ideal hat, ist leider mit derselben Unreinheit behaftet. Und so lange, wie sie das ist, wird sie auch nicht die Kraft haben, ihr Ideal zu verwirklichen und ein Gemeinschaftsleben in unserem Sinne erwachsen zu lassen. Wenn sie sich aber von den alten Schlacken reinigt, sich dem Geiste des Urchristentums öffnet und diesen Geist dann mit ihrem Ideal verbindet, dann erst könnte sie die große Frage des Lebens lösen.

Das wäre dann auch Kultur, wie sie nach unserem Begriff sein soll.

12.

Die soziale Verpflichtung des deutschen Studenten

von Professor D. **Gottfried Naumann**, Leipzig

Außerordentliche Lagen rechtfertigen und erfordern außerordentliches Tun. Unser deutsches Volk erlebt eine in der Weltgeschichte noch nie erlebte Demütigung und Not, einen politischen und wirtschaftlichen Tiefstand, dessen Ueberwindung in absehbarer Zeit schwer denkbar ist. Bisher, das heißt, vor dem Kriege, war es beim deutschen Studenten etwas Ungewöhnliches, daß er sich um öffentliche Angelegenheiten tatkräftig kümmerte. Wir wollen hier

nicht untersuchen, weshalb dies der Fall war und was es für Vorteile in sich barg und welchen Schaden es verursachte. Jedenfalls ist es zur Zeit für jeden bewußt lebenden jungen Deutschen, besonders einen solchen, der auf Bildung Anspruch machen möchte, schlechterdings unmöglich, sich für seine Studienzeit in die Weltenferne hinter seine Bücher oder die Laboratorientische zu verkriechen, es sei denn, daß ihm seines Volkes Schicksal völlig gleichgültig geworden wäre. Wer aber mit seinem Volk noch fühlen kann — wehe dem Heimatlosen, der dazu nicht mehr fähig ist! — den wird das unbesiegbare Bedürfnis dazu treiben, irgendwie und irgendwo mitzuarbeiten, an der Erhebung seines Volkes mitzuarbeiten oder es vor völligem Versinken in grausige Vernichtung zu bewahren.

Daß unser Volk von der harten, unbarmherzigen Hand Mächtigerer unaufhörlich gequält wird, hindert uns gewiß daran, daß wir uns von dem furchtbaren Schlage, im Weltkriege der Unterlegene zu sein, wieder erholen. Aber weit mehr hält uns nieder, daß wir innerlich so zerrissen sind, daß wir als Volksgenossen untereinander uns oft wie die erbittertsten Feinde, ja sogar bewaffnet, gegenüber treten und uns auf diese Weise selbst zerfleischen. Schlimm stand es schon in dieser Beziehung vor dem Kriege, jetzt hat sich ein Gegensatz der Klassen herausgebildet, wie er schärfer kaum noch gedacht werden kann. Es ist aber keine Aussicht für unser Volk, und damit auch für die Menschheit, Frieden und Kraft wieder zu erlangen, wenn es nicht gelingt, den Geist der Brüderlichkeit und Versöhnlichkeit unter uns so zur Geltung zu bringen, daß wir die Fähigkeit zu gemeinsamem Handeln wieder gewinnen. Zunächst schon aus diesen völkischen, vaterländischen Erwägungen ergibt sich die soziale Verpflichtung des Studenten, das heißt die Verpflichtung, versöhnend, Klassen überblickend, Stände verbindend zu wirken.

Auch die Triebkräfte des Evangeliums weisen auf denselben Weg. Ist's nicht ohne weiteres für einen Menschen, der vom Geist Jesu Weisungen sich vorschreiben läßt, ein unerträglicher Zustand, wenn er offenbare Feindseligkeit dauernd um sich sieht, wenn nicht Liebe, sondern ganz unverhüllter Haß der beherrschende Geist ist?

Menschen, die keiner lahmen, unwahren Kompromisse fähig sind, — und der Jugend gerade steht es an, sich gegen solche, zu denen das Leben nur zu leicht überredet, mit aller ihr zu Gebote stehenden ungebrochenen Entschiedenheit zu wenden — sie können sich doch nun einmal dem Banne der großen Worte nicht entziehen: „Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst," „Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen" — und werden dadurch zur sozialen Mitarbeit verpflichtet.

Gerade der Student! Kann er sich zur Zeit auch nicht zu den ökonomisch Bessergestellten rechnen, ist er sogar unter den heute herrschenden Lebensverhältnissen auf die Stufe eines Proletariers herabgedrückt, so wird er doch auch in Zukunft zu der Schicht unseres Volkes gehören, die die Führung übernehmen muß, die sich in erster Linie für des Volkes Entwicklung und Wohl wird verantwortlich fühlen und einsetzen müssen. Auf Grund seiner Bildung und höheren Kenntnisse kann nun erwartet werden, daß er über die Fähigkeit verfügt, Meister der naturhaft aufsteigenden Gefühle der Enttäuschung, der Verärgerung, der Rache und Abneigung zu werden und zu bleiben und sich die Ruhe der Sachlichkeit zu wahren; diese ist vor allem nötig, um in den sozialen Kämpfen über eine unsichere, tatenlose Stimmung hinweg den rechten Standpunkt zu finden und die soziale Verpflichtung zu erkennen, die man seinem Können und seiner Stellung entsprechend zu übernehmen hat.

Und sie dürfte zunächst darin bestehen, daß man sich die Klarheit des Handelns schafft und sichert. Planloses Experimentieren hat niemals Wert; auf dem Gebiete des Verkehres der Menschen unter einander und der Menschenbehandlung ist's in besonderem Maße verhängnisvoll. Voraussetzung aber für ein zielbewußtes Wirken ist zunächst deutliche Erfassung der Sachlage. Und so wird es in erster Linie darauf ankommen, daß Sie ein eingehendes Studium der sozialen Frage, voran der sozialen Verhältnisse treiben. Es ist nicht zu umgehen. Als ein verhängnisvoller Irrtum hat sich die Meinung erwiesen, daß man auch ohne besondere vorherige Beschäftigung mit ihnen der Schwierigkeiten der gesellschaft-

lichen und wirtschaftlichen Ordnung später im Berufe werde Herr werden können. Auch bei Bestgesinnten hat es sich herausgestellt, daß zum sozial förderlichen Handeln mehr gehört als ein gutes Herz und ein guter Wille. Wie viele, die nicht tief genug geschaut hatten, sind infolge der Enttäuschungen und ausbleibenden Erfolgen vor der Zeit mürbe geworden. Das richtige soziale Handeln ist in unseren Augen ein Können, und auch zu diesem Können gehört ein Wissen. Darum tut soziales Studium not! Zweifellos belastet es das Berufsstudium; aber wo es sich um die Lebensfrage unseres Volkes handelt, muß dies Opfer gebracht werden. Wo etwas als Forderung eines an Jesu Art sich entzündenden Geistes auftritt, darf es kein Wenn und Aber geben. Man kann auch so fragen: was hat alle Vorbereitung auf einen Beruf für einen Zweck, solange der Bestand des Volkes in Frage gestellt ist? Also soziales Studium! Und zwar in erster Linie Studium der sozialen Verhältnisse, unter denen zur Zeit die Gesellschaftsschicht lebt, die in der sozialen Frage die Ursache der Bewegung ist, die kapitallose, lohnarbeitende Arbeiterschaft. Aber hier genügt nicht, daß man Lohntabellen und Statistiken liest und sie mit der so oft gehörten Bemerkung wieder weglegt: „ungeheure Löhne! Was wollen sie noch?" Man verfahre gründlich, das heißt, man gehe der Sache auf den Grund! Es sei dahin gestellt, ob diese Löhne, wenn man neben sie die Preistabellen für Lebensmittel und Kleidungsstücke hält, wirklich „zu hoch" sind. Man kümmere sich vielmehr um die Art, wie und wo diese „so hoch belohnten" Menschen leben, was sie für Wohnungen haben, was sie in ihrer freien Zeit treiben, was ihnen die Familie ist und sein kann, was sie denken, wofür sie streben, wonach sie sich sehnen. Dann gilt es festzustellen, warum sie so leben und so sind, vor allem, wodurch sich dieser Gegensatz gegen die anderen Gesellschaftsschichten, ihr Klassenhaß erklärt. Und um hier genau zu gehen, wird es nicht genügen, sich auf das Lesen von Schilderungen (z. B. der Wohnung- und Fabrikinspektoren) so wichtig sie auch sind, und der Arbeiterautobiographien, so unentbehrlich ihre Lektüre ist, zu beschränken, hier ist der persönliche Eindruck wirklich notwendig und entscheidend. Darum benutze man jede

Gelegenheit, die sich einem ungesucht bietet, und suche solche, einen zuverlässigen Einblick in die Lebensverhältnisse und die geistige Eigenart der modernen Großstadt-Arbeiterschaft zu gewinnen. Die Mitarbeit in kirchlicher und kommunaler Armenpflege leistet wohl einige Dienste, aber besser als alles andere belehrt das Wohnen und Leben in Arbeitervierteln, das täglich mit den Brüdern des handarbeitenden Volkes in Verbindung bringt. Die Wohnungsnot unserer Tage verschlägt manchen Studenten aus den früheren Studentenvierteln in die „Proletarier-gegend." Wer von diesem „Geschick" betroffen ist, der vermeide nur nicht den Umgang mit der ihm vielleicht neuen, ungewohnten Umgebung, sondern suche und pflege ihn, schließe Bekanntschaften und tue, wenn es möglich ist, das Herz für Freundschaft auf, sowie echte Freundschaften von der Dorfschule her fürs ganze Leben geblieben sind. Auf diese Weise werden wir weltfremden Akademiker wirklich mit dem Leben und Denken unserer Brüder und Schwestern aus dem Volk bekannt, zumal wenn wir sie nicht nur mit den Augen eines kühlen Beobachters betrachten, sondern mit einem Christusherzen, das mit der Seele des Nächsten innerlichst fühlt. Mit solchem Kennenlernen wird sich ein volles Verstehen verbinden, das nicht in allen Fällen, aber meist ein Verzeihen sein wird. Und dieses wird sich vollenden, wenn wir der Frage tiefer nachgehen, warum das alles so gekommen ist.

Sie treibt dann dazu, sich in die Wirtschaftsgeschichte der vergangenen 70 Jahre zu vertiefen, sich mit der Entstehung und den Folgen des Industrialismus zu beschäftigen und Psychophysik zu treiben. O, ich sage euch, meine Freunde, wie Schuppen wird es euch von den Augen fallen, und mit tiefem Mitgefühl werdet ihr auf euer Volk, auf das jetzt so oft geschmähte „Volk", als auf ein teils irre geleitetes, teils mißhandeltes schauen, und wenn ihr wie Jesus fühlen könnt, wird's euch aus der Tiefe des Herzens dringen: „Mich jammert des Volks." Ganz still wird man dann, und ein fester Entschluß entspringt der bedrückten Brust: es soll besser werden!

Aber ist's nicht besser geworden? Durch die Revolution? Nein, es ist schlimmer geworden. Nicht nur insofern, als die schon vorhandene Kluft zwischen den Ständen sich in

erschreckender Weise noch verbreitert und vertieft hat, nein, die ganze Ratlosigkeit unserer geistig mechanisierten, aber dabei aufgeklärten Arbeitergeneration, das Leben zu meistern, ist größer denn je, bei jung und alt, bei Mann und Weib. Haben sie auch Geld, so kommen sie doch aus dem Elend und der Verbitterung nicht heraus. Und darum gehört zur sozialen Verpflichtung des Studenten nicht nur soziales Studium, sondern auch soziales Verhalten, soziales Handeln. Was heißt sozial handeln? Nichts tun, wodurch andere Volksschichten sich mit Recht verletzt fühlen müssen und was so den Klassenhaß und Klassenkampf fördert. Daß einst von vielen Studenten auf diesem Gebiete gesündigt worden ist, steht fest, und sie sind nicht zum geringen Teil daran schuld, daß sich soviel Zorn der sogenannten arbeitenden Klassen gegenüber den sogenannten herrschenden angesammelt hat. Und es war berechtigter Zorn! Denn vor aller Augen wurde viel kostbare Zeit mit nichtigem Tand oder Schlimmerem vergeudet, und die später über den Anderen zu stehen gedachten und dann auch tatsächlich Autorität beanspruchten, scheuten sich nicht vor den Augen der „Proleten" und ihren Kindern im Sumpf zu waten und vor allen deren Töchter mit in denselben herabzuziehen. Deutsche Studenten von heute, die noch einen Funken von Verantwortlichkeitsgefühl haben, sind verpflichtet, von all diesem Treiben mit aller Entschiedenheit sich abzuwenden, aber dies nicht nur für ihre Person, sondern auch zu protestieren dort, wo sich Kommilitonen noch in dieser Weise vergessen sollten. Leider ist diese Aufforderung auch nach den ernsten Erlebnissen der letzten Jahre nicht überflüssig, viele scheinen aus der Not der Zeit nichts gelernt zu haben. Es besteht die Gefahr, daß das Leben unserer Studenten zum Teil wieder in den oberflächlichen, lächerlichen Betrieb übergeht, der tiefer angelegte Geister schon vor dem Krieg abgestoßen hat und sozial so verwüstend wirkte. Zur sozialen Verpflichtung des deutschen Studenten, zumal wenn er christlich fühlt, gehört, daß seine Lebensführung vorbildlich sei, vorbildlich an Schlichtheit, Arbeitsamkeit und Tiefe. Das Volk lebt stets nach, was es oben gesehen hat; darum ist's jetzt auf so verkehrtem Wege. Soll's besser werden, muß es zuerst „oben" gründlich anders, besser werden.

Es ist schon angedeutet worden, daß die wirtschaftlichen Verhältnisse den Studenten in Deutschland zwingen werden, auf die Stufe des einstigen Proletariers herabzusteigen. Wenn das dazu dienen kann, in ein besseres verständnisvolleres Verhältnis zur Arbeiterschaft zu kommen, so wollen wir gern dazu bereit sein. Mit Freude wollen wir dann an die Seite des Bruders und der Schwester aus dem Volke rücken, wie's Jesus tat, dann besteht die Möglichkeit, vieles wieder gut zu machen, was unsere Klassen- und Standesgenossen einst durch Stolz, Absonderung, Brutalität, Leichtsinn und Gedankenlosigkeit verdorben haben. Dann laßt uns all das Pharisäerhafte, Dünkelhafte abstreifen, was Jesus so klar durchs Wort und durch die Tat gegeißelt hat, als er sich zu den Niedrigen seines Volkes hielt. — Fern bleibe uns im Verkehr mit der Arbeiterschaft jeder Groll gegen die revolutionären Geister, die einen solchen Umsturz in den Besitzverteilungen herbeigeführt haben, zumal es sehr problematisch ist, ob ihnen die Entwertung des Geldes und die Verteuerung der Lebensmittel zuzuschreiben ist. Es ist ja auch sehr fraglich für einen gerecht Urteilenden, ob sich der Zorn über die Revolution gegen das „Volk" richten darf (nicht unbekannt ist das Wort, daß Revolutionen immer von „oben" gemacht werden) und andererseis wird der ruhig abwägende Geist vieles verstehen und nicht nur richten, sondern gern bereit sein, dem ganz anders denkenden und empfindenden Manne aus dem Volk die Bruderhand zu reichen. Sozial Handeln heißt zusammenrücken — einfach um als Mensch mit dem Menschen zu verkehren, um als Mensch am Menschen Freude zu haben, um von Herzen gern auf- und anzunehmen, was im Anderen lebt und was er zu geben hat an Lebenserfahrungen, Lebensgefühlen und Gemütswerten, an Sorgen, Schmerzen, um den Anderen, an dem, was uns bewegt, was uns erhebt oder niederdrückt, teilnehmen zu lassen, um ihm das, was er nicht hat, froh zu spenden. Sozial handeln heißt, vor allem auf geistigem Gebiete Gütergemeinschaft zu pflegen. Sie ist viel wichtiger, wertvoller und vor allem in gewissem Sinne eher durchführbar als eine solche auf wirtschaftlichem Gebiete. Und dabei kommt es weniger auf Mitteilungen von Kenntnissen an, als auf solche von Wissen. Gerade solches Mitteilen

wird sozial versöhnend wirken; denn was trennt, ist viel weniger der Unterschied im Besitz, als der in der Bildung.

Und zum sozialen Studium und Verhalten muß das soziale Wirken kommen. Ist unser Leben so ganz in sozialer Gesinnung gewurzelt, dann wird uns unser Beruf einmal ganz von selbst dazu treiben, daß wir in ihm sozial wirken. Was ist da im „alten" Deutschland gerade von beamteten und nicht beamteten Akademikern gesündigt worden. Das von „oben herab" behandelt, und das „angehaucht" werden, war an der Tagesordnung. Einst wurde nichts dabei gefunden, aber einmal mußte die getretene Volksseele sich wehren. Mancher Gebildete hat den Stachel dieser Behandlung noch im Kriege kennen gelernt. Es gilt in unserem praktischen Leben radikal mit der bewußt oder unbewußten Art der Menschenbehandlung zu brechen, als sei der andere nur um unseretwillen da, Zwecke für uns zu erfüllen, und Mittel zu sein für unsere Kultur. Jeder Mensch ist Selbstzweck. Dies Wort leuchte uns in goldenen Lettern. Bisher hat es sich naturnotwendig gerächt, weil es gegen die Bestimmung des Schöpfers ging, daß man die Arbeiter „für sich" arbeiten ließ, ohne sich um sie zu kümmern und sie entsprechend ihrer Arbeitsleistungen für uns zu schätzen. Auch hier hat Jesus mit echtem Tiefblick die letzten Zusammenhänge in den Naturgesetzen menschlichen Zusammenlebens erkannt, als er das Wort sagte, das weit über die Innerlichkeit des Religiösen hinaus Bedeutung hat: „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele." Sozial wirken heißt so arbeiten, daß man die Seele des Anderen achtet. — Darum kommt es darauf an, sich schon früh als geistiger Führer im Volk darauf einzustellen, daß Seelen geschützt und gestützt werden. Nicht länger dürfen bestehen bleiben oder wieder kommen wirtschaftliche Verhältnisse, die mit so verwüstender Macht über Menschenseelen hereinbrechen, wie wir's in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gesehen und geduldet haben. Wenn gefährliche Wirkungen für Leib und Seele unvermeidlich sind, dann müssen wir mithelfen, daß Mittel und Wege gefunden werden, sie durch Gegenwirkungen zu paralysieren.

Aber die Hauptsache bleibt, daß in uns die Gesinnung lebt, die wir am klarsten und kräftigsten in Jesus, dem Gekreuzigten, spüren und durchs Evangelium vollständig wird: bereit sein selbstlos zu dienen, sein Leben zu lassen für seine Brüder. Wer davon innerlich getrieben wird, der kann nicht anders als versöhnlich zu wirken, der muß seine soziale Verpflichtung als Student erfüllen.

13.

Religiös-sittliche Kräfte sozialer Arbeit

Eine Ansprache an Sozialarbeiter

von Alice Salomon

Die Motive, die die Menschen zu sozialer Arbeit führen, sind sehr mannigfaltig. Eitelkeit, der Wunsch, eine Rolle zu spielen, Gutmütigkeit, Hilfsbereitschaft, Charitas, Bürgersinn, Gerechtigkeit, Brüderlichkeit, der Wunsch, sich selbst zu vergessen oder das Verlangen nach befriedigender Arbeit, das Streben nach Lebensinhalt oder nach ausreichendem Lebensunterhalt: alles das kommt nebeneinander vor, oft auch durcheinander gemischt. Denn das menschliche Herz ist ein klarer, durchsichtiger Kristall. Vielerlei Regungen haben darin Platz und kämpfen darum, sich auszuwirken.

Welche Bedeutung haben unter diesen Motiven die religiösen und die sittlichen Kräfte? Sind sie bewegende Kräfte wie alle anderen, mit gleicher Wirksamkeit und mit der gleichen Hoffnung auf Erfolg? Oder lehrt uns äußere und innere Erfahrung, daß durch diese Kräfte das Gemeinschaftsleben in ganz anderer Weise beeinflußt und umgestaltet werden kann als durch jede mehr von der Oberfläche ausgehende Hilfsarbeit, daß der heilige Zweck auch heilige Motive fordert.

Eine objektive Beantwortung dieser Frage ist unmöglich, schon weil kaum jemand die Motive vollkommen beurteilen

kann, die ihn selbst zu sozialer Arbeit treiben, und weil man noch viel weniger imstande ist, den Gründen anderer gerecht zu werden. Selbst ein Versuch, zu erfassen, ob etwa religiöse Organisationen in ihren Erfolgen weltlichen Vereinigungen überlegen sind, wäre zwecklos; einmal weil Erfolge sozialer Arbeit überhaupt nicht statistisch oder konkret zu erfassen sind. Vor allem aber weil in keiner Weise verbürgt ist, daß alle Mitglieder religiöser Organisationen von religiösen Motiven erfüllt sind, während andererseits eine interkonfessionelle Gemeinschaft unter Umständen vorwiegend aus religiös orientierten Personen bestehen kann.

Die Bedeutung religiös-sittlicher Kräfte für die soziale Arbeit kann deshalb nur subjektiv gewertet werden. Jede Behandlung der Frage kann nur dem einzelnen sozialen Arbeiter helfen sich klar zu werden, welcher Platz in der Rangordnung der Kräfte und Beweggründe der Religion und der Ethik für sein eigenes Tun zukommt. Jede Beantwortung kann nur subjektive Bedeutung beanspruchen.

Von diesem subjektiven Standpunkt aus möchte ich aber den Glauben vertreten, daß es überhaupt keine anderen als religiös-sittliche Kräfte geben kann, die imstande sind, ein Menschenleben an die soziale Aufgabe zu binden. Es bedarf keiner Erörterung darüber, daß amoralische Motive — Eitelkeit, Wunsch nach Geltung — wohl Menschen vorübergehend in eine soziale Arbeit führen, aber ihn nicht darin halten können. Anders steht es mit Motiven, die eben nicht eindeutig sind — wie dem Wunsch nach Lebensinhalt und Unterhalt. Aber auch hier sind die Voraussetzungen für eine Bindung des Lebens an die Aufgabe nicht gegeben. Bringt die soziale Arbeit Schwierigkeiten, Zweifel, Konflikte und Enttäuschungen — und welche soziale Arbeit muß nicht mit Notwendigkeit all das bringen? — so liegt der Impuls zu einer anderen Lebensgestaltung nahe.

Wie steht es aber mit den Antrieben, die aus dem Verbundensein mit der nationalen Gemeinschaft hervorgehen? Es ist in unserer Zeit gesteigerten politischen Interesses manchmal der Gedanke ausgesprochen worden, daß der Weg zur Arbeit für die Gemeinschaft durch eine staatsbürgerliche Erziehung führe, daß der Bürgersinn an die Stelle religiöser Motivationen — die Gerechtigkeit

an Stelle der Charitas treten solle. Ganz abgesehen von der Lebensfremdheit einer rationalistischen Denkweise, die da meint, Gesinnung durch Wissen zu erzeugen, ist die Auffassung, daß Bürgersinn sich in sozialer Arbeit auswirken muß, überhaupt irrig. Bürgersinn kann von den verschiedensten politischen Ueberzeugungen getragen sein. Er kann soziale Arbeit sowohl bejahen wie verneinen. Der Bürgersinn, der glaubt, daß das Wohl der Gemeinschaft am besten durch die Auslese der Starken gefördert wird, daß die Fürsorge für die Schwachen einen Abzug an Kraft von der Gesamtheit bedeutet, ist an sich genau so berechtigt wie der Bürgersinn, der eine Gleichheit der Lebensmöglichkeiten für alle herbeiführen will; der dem Starken etwas nimmt, um es dem Schwachen zu geben.

Genau so berechtigt als Bürgersinn! Denn er gibt kein politisches Ideal, kein politisches System oder Programm, das den Begriff der Gerechtigkeit verwirklichen kann. Die Einen empfinden als gerecht, wenn der Fähigste herrscht oder wenn angestammte Rechte berücksichtigt werden. Der Andere glaubt an Rechte, „die mit uns geboren," an die Gleichberechtigung alles dessen, was Menschenantlitz trägt, und glaubt, daß kein Mensch gut genug ist, um über andere zu herrschen. Gerechtigkeit ist eben kein politischer Begriff, sondern ein sittlich-religiöser Begriff. Wer im religiös-sittlichen Sinn dagegen nach einer Wertung sub specie aeternitatis sucht, wer an die Gotteskindschaft aller Menschen, an ihre Brüderlichkeit glaubt, kann für seine Nächsten, kann für die Gemeinschaft brüderlich empfinden. Für ihn bedeutet Gerechtigkeit, daß jeder Mensch Gelegenheit hat, zu werden und leisten, was er nach seinen Gaben zu werden und zu leisten bestimmt ist. Auch dieser religiös-sittliche Standpunkt kann zu sehr verschiedenen politischen und wirtschaftlichen Idealen führen. Man denke an Christlich-Soziale wie Carlyle, Ruskin, Kingsley mit ihren sozialkonservativen oder sozial-aristokratischen Programmen — oder an Tolstoi, den das Christentum zum geistigen Vater des Kommunismus machte.

Unter allen Umständen aber muß man von diesem religiös-sittlichen Standpunkt zu einem sozialen Programm geführt werden, zu einem Programm der sozialen Tat. Das Christentum hat — wie schon das Judentum vor ihm

eine eminent soziale Sekte. Es ist nicht eine Privatreligion zur Rettung individueller Seelen — sondern eine Religion, die eine Gemeinschaft schaffen, die ein Gottesreich auf Erden errichten will; eine Religion, die zu gegenseitiger Hilfe und gegenseitigem Dienst verpflichtet.

Diese Seite des Christentums ist nur lange Zeit, besonders im Protestantismus, in den Hintergrund getreten. Wäre es zu einer das Gemeinschaftsleben gestaltenden Macht geworden, hätte es die Beziehungen der Menschen untereinander geregelt und beherrscht, so hätte es ein Reich der sozialen Gerechtigkeit schaffen müssen. Statt dessen klafft ein unüberbrückbar scheinender Gegensatz zwischen den sozialen Zuständen des industriellen Zeitalters und den Lehren des Evangeliums. Man kann gar nicht daran zweifeln, daß die Religion keine Macht über die Herzen ausgeübt hat, daß Glauben und Handeln in tausendfältigem Maße nicht mit einander übereinstimmen.

Viele haben daraus den Schluß gezogen, daß der Glaube falsch war, daß man ihn preisgeben und von der Schwere des Sittengesetzes etwas ablassen soll, um den Menschen seine Erfüllung zu erleichtern. Das ist etwa die Stellung, die die Sozialdemokratie lange Zeit gegenüber der Religion eingenommen hat. Die Entwicklung hat gezeigt, daß dieser Weg notwendig zur Aufhebung sittlicher Normen überhaupt führt; daß die Sittlichkeit in der Luft schwebt, wenn man sie nicht religiös begründet, daß der Sozialismus — wie er sich parteipolitisch auswirkte — schließlich nicht mehr soziale sondern individualistische Triebe lebendig machte. (Streiks in sozialisierten Betrieben, fortgesetzte Lohnforderungen der Straßenbahner und dergleichen.) Vielleicht gibt es keinen zwingenderen Beweis für die Bedeutung der religiös-sittlichen Kräfte im sozialen Leben als die Tatsache, daß eine so stark auf gegenseitige Hilfe gegründete Bewegung wie die sozialistische keine aufbauende Arbeit für eine neue Begründung der Sittlichkeit geleistet hat. Sie zehrt eben, obwohl sie nach außen oft einen Gegensatz zur Religion hervorkehrt, unbeirrt von dem Erbgut an sittlichen Normen, das ihr von den gläubigen Vorvätern überkommen ist.

Es mehrt sich daher beständig die Zahl derer, die die religiösen Lehren tatsächlich zum Maßstab des sozialen

Lebens machen wollen, die darin die Grundlage sehen, auf der überhaupt ein Gemeinschaftsleben ohne Schuld und Unrecht erwachsen kann. Sie sehen die sozialen Zustände unserer Zeit als Schuld an, als eine soziale Schuld, die die heutige Generation teils vorgefunden, teils aber geduldet und gesteigert hat. Wer diese Schuld einmal begriffen hat, weiß, daß man nur mit dem Opfer der Leistung und des Lebens sühnen kann. Wo die religiös-sittlichen Kräfte wirklich lebendig sind, da führt ein gerader, unmittelbarer, folgerichtiger Weg zur sozialen Arbeit. Es gibt keine anderen Kräfte und Motive, die diesen in der Bindung des Menschen an die soziale Aufgabe überlegen wären.

Aber noch von einem ganz anderen Gesichtspunkt kann man der Bedeutung der religiös-sittlichen Kräfte für die soziale Arbeit nachgehen. Sie sind nicht nur geeignet, die Verpflichtung zu sozialer Arbeit lebendig zu machen und zu erhalten, sondern es liegt etwas in der Natur der sozialen Aufgaben, was diese Kräfte gar nicht entbehren kann. Alle soziale Arbeit ist Arbeit für die Hebung der kulturell weniger entwickelten Klassen. Im Unterschied zur charitativen Arbeit ist sie nicht Hilfe für den Einzelnen, der an unser Mitgefühl appelliert, der unser Mitempfinden, unsere Liebe wachruft — sondern Dienst an den Klassen, die wirtschaftlich, gesundheitlich, sittlich oder geistig Not leiden. Aber wenn die soziale Arbeit auch immer auf die Beseitigung von allgemeinen Mißständen, auf den Ausgleich der Klassenunterschiede eingestellt ist, so kann sie doch in der Regel nur durch den Einzelnen die Klasse erreichen und beeinflussen. Alle soziale Arbeit ruht letzten Endes immer wieder auf persönlicher Arbeit, persönlicher Wirkung. Wo aber kann die lebendig fließende Kraft zu persönlicher Hingabe und persönlicher Wirkung kommen, wenn wir nicht in jedem Geringsten den Bruder sehen? Allgemeine Menschenliebe, wenn sie mehr als ein oberflächlicher, geselliger Instinkt, wenn sie eine wirklich lebensgestaltende Macht sein soll, die sich nicht nur gegenüber dem Angenehmen und guten und begabten und tüchtigen Nächsten bewährt, sondern auch gegen die Dirne und den Trunkenbold, den Unbegabten und Törichten kann doch überhaupt nur erwachsen auf dem Boden eines Glaubens an den

Wert jeder einzelnen Menschenseele. Bewußt oder unbewußt wird in jedem sozialen Arbeiter dieser Glaube lebendig sein, ohne den der Sinn der Arbeit so oft in Frage gestellt wäre.

Die soziale Arbeit bedarf der religiös-sittlichen Kräfte, und diese Kräfte werden immer die vornehmsten Motive sozialer Arbeit sein, werden ihre Träger zur sozialen Arbeit führen und sie daran binden.

Vielleicht aber werden diese Kräfte auch durch die soziale Arbeit hervorgebracht und vertieft: bei dem Helfenden wie bei dem, für den die Arbeit ausgeübt wird.

Beim Helfenden: denn die soziale Arbeit führt uns tausendfach dazu, ein schlichtes Heldentum zu beobachten, das uns Ehrfurcht vor der menschlichen Natur abnötigt, sittlichen Kräften zu begegnen, die trotz stärkster Lebenshemmungen siegreich bleiben, und die Zeugnis ablegen von Mächten und Lebensenergien, die nicht mit dem Verstand begriffen werden können. Aus solchen Erfahrungen blüht immer neu und immer tiefer Glaube, Hoffnung und Liebe auf.

Wo aber diese Kräfte von dem sozialen Arbeiter ausstrahlen, werden sie auch jene ergreifen, mit denen die Arbeit sie in Beziehung bringt. Es gibt keine überzeugendere Form, keine so zwingende Art der Mission und der Evangelisation als den lebenden Beweis, als die Ueberzeugung, die die Lebensführung ihres Bekenners bestimmt und die sich im Handeln offenbart. Nur selten kann ein Mensch dem Anderen seinen Glauben durch Worte vermitteln und zu eigen machen. Aber opferwilliges Tun, das aus der Gesinnung quillt, wird fast immer begriffen, und es lenkt das Sehnen zu jenen geheimnisvollen Gründen, die dazu Kraft verleihen. Feuer entzündet sich an Feuer. — Lebendiger Glaube an religiös-sittlichen Kräften.

„Darum, dieweil wir solch ein Amt haben, werden wir nicht müde."

14.

Was soll die Jugend in ihrem Verein?

Ansprache des Leiters an männliche Jugend auf der Hauptversammlung des Vereins

von **Günther Dehn**

Wenn ich solch eine Schar von jungen Menschen vor mir sehe wie heute abend, dann muß ich immer denken: also das ist die böse Jugend, an der man in dieser Zeit so wenig Gutes läßt! Es hat uns wohl allen schon in die Ohren geklungen: „Wer sitzt bis spät in die Nacht im Kaffee und verplempert sein Geld, trinkt die teuersten Weine und raucht die besten Zigarren? Das sind alles nur junge Burschen und Mädchen." „Die jungen Leute verdienen eben viel zu viel." „Man hat ihnen zu viel Freiheit gegeben, und nun erkennen sie überhaupt keine Autorität mehr an." So ist die Jugend, erfreulich ist sie manchmal nicht. Aber dann hat sie doch wieder etwas, worauf die Alten fast mit dem Gefühl eines wehmütigen Neides blicken. Sie hat ein großes Gut, das die Alten eben nicht mehr haben. Es ist nicht ihr Verdienst, daß sie es hat. Es ist ihr geschenkt worden, und wahrhaftig, sie geht mit diesem Geschenk schlecht genug bisweilen um, aber sie hat es doch. Was ist das? Ganz einfach: die Jugend ist jung. „Wir sind jung, und das ist schön." Mit strahlendem Auge und lachendem Munde könnt ihr das immer wieder sagen. „Ja, wir sind jung, und das ist schön."

Was heißt aber nun jung sein? Laßt es mich einmal so ausdrücken: jung sein heißt, radikal sein. Bitte sehr, werden da manche bei sich denken, jetzt wird es gar politisch, und ich bin durchaus nicht radikal. Nein, politisch ist es

nicht gemeint. Radikal kommt her von radix, die Wurzel. Radikal sein heißt wurzelhaft sein, echt sein. Es heißt, den Dingen auf den Grund gehen wollen, es heißt, Sehnsucht haben, in der Welt der Wahrheit und nicht in der Welt des Scheins zu leben. Und mag die Jugend nun sein, wie sie wolle, ich kann mir nicht denken, daß sie diesen Sinn für das Radikale, nämlich für echtes und ursprüngliches Leben ganz verloren hat. Gewiß es gibt Jugend, die ist älter als der älteste Zittergreis, aber daneben, den Glauben lasse ich mir nicht nehmen, kann man doch immer wieder junge Menschen finden, in denen der Funke wahrhaftigen Lebens glüht und die nichts anderes wollen als eben jung sein.

Und wenn ich nun an uns denke, an die Jugend des Vereins und frage, was wollen wir eigentlich, was soll die Jugend in ihrem Verein, so laßt es mich auf den ganz einfachen Satz bringen: wir wollen jung sein im Verein, weiter nichts. Wir wollen ein Kreis von jungen Menschen sein, eine Gemeinschaft, in der man versucht, echt und ursprünglich zu leben. Wir wollen in allen Dingen unseres gemeinschaftlichen Lebens versuchen, dem Echten zum Siege zu verhelfen. Wir wollen innerlich sein, nicht äußerlich, wahrhaftig, nicht am Scheine hängend, geistig, nicht sinnlich. Aber das sind zunächst einmal alles nur Worte, die wir erst zu verstehen versuchen müssen. Wir werden sie verstehen, wenn wir ganz einfach in das praktische Leben unseres Vereins hineinblicken und uns bei einer Reihe von Punkten fragen: was ist hier das Richtige? Wo liegt das Echte, das wir suchen und wo das Aeußerliche, der Schein, das Gemachte, das wir nicht haben wollen?

Ich beginne mit einem Punkt, über den wir ja schon oft gesprochen haben, und den ich jetzt nur im Vorbeigehen streife: Die Zigarette, der Alkohol! Warum wollen wir sie nicht haben? Nur weil es der Gesundheit nicht zuträglich ist? Gewiß, aber das ist recht vernünftig und altklug geurteilt. Wir haben noch einen anderen Grund. Wir sind jung, und darum brauchen wir diese Reizmittel nicht. Wir brauchen nicht erst den Biertopf und die qualmende Zigarre, um uns in Stimmung zu bringen. Jugend ist Trunkenheit ohne Wein, hat ein großer Dichter gesagt. Wir lachen über einen Jungen, der sich den

Glimmstengel in den Mund schiebt, obwohl es ihm gar nicht schmeckt, nur weil die Erwachsenen es tun, und weil er doch um alles in der Welt auch gern erwachsen sein möchte. Ich denke, wir fühlen, daß das das Unechte, der Schein ist, den wir abtun wollen.

Oder ein anderes Kapitel: „Jungen und Mädchen." In unserer Jugendabteilung haben wir sie nicht zusammen, obwohl der Antrag schon manchmal gestellt worden ist, auch junge Mädchen zuzulassen. Wir sind immer dagegen gewesen, weil wir auch hier das Echte tun wollten. Die Zeit von 14—17 ist für gesunde Jugend das Alter der Freundschaft. Der junge Bursche will mit seinem Freund zusammen sein, mit ihm wandern, turnen, spielen, Pläne schmieden und Abenteuer bestehen, und das junge Mädchen fühlt sich am wohlsten im stillen oder auch im fröhlichen Kreise der Freundinnen. Warum will man die beiden zusammen bringen, wenn sie doch noch gar nicht zusammen gehören? Ist das echt und wahrhaftig? Tut man's, so gibt es, ich habe es schon erlebt, nichts anderes als Verlegenheit, es fühlt sich keiner wohl, oder es wird albernes Getue daraus und eine unerfreuliche Poussiererei. Das wollen wir doch lieber nicht haben. Unsere ältere Abteilung hat ja auch junge Mädchen als Mitglieder. Die sollen dort gleichgestellte und gleichgeachtete Kameraden sein, die sich gemeinsam mit den jungen Männern um die Lösung der großen Lebensfragen bemühen. Gut. Aber seid nun auch wirklich Kameraden! Es ist mir doch manchmal zu elegant und zu galant dort zugegangen. Es schwirrte in der Luft von die „jungen Herren" und die „jungen Damen." Es hätte nur noch gefehlt, daß man auch „gnädiges Fräulein" gesagt hätte. Es ging zu cutaway- und stöckelschuhmäßig bisweilen zu! Einmal bin ich hineingefahren und habe gesagt: „Hört bloß auf mit euren gedrechselten Redensarten, Ich verzichte für meine Person ein für allemal auf jeden Titel und jede Anrede mit Herr." Ich war neulich einmal in einer Versammlung von Studenten. Da redete einer immer nur von den Jungs und Mädels, damit meinte er seine Kommilitonen und Kommilitoninnen. Das fand ich echt und natürlich. Wenn das die studentische Jugend kann, warum sollte es die Arbeiterjugend nicht auch können?

Eine große Rolle spielen in unserem Verein zwei

Dinge: die musikalischen Vorführungen und das Theaterspiel. Ueber die muß ich noch etwas sagen. Wir freuen uns ja immer sehr, wenn unsere Musikkapelle bei den Vereinsveranstaltungen sich betätigt, aber auch hier geht's nicht immer so, wie es gehen sollte. Ich bin nicht musikalisch und kann keine große Kritik geben. Ich will nur einmal von meinen Eindrücken bei unserem letzten Musikabend berichten. Da spielten zuerst zwei Freunde, ein älterer und ein fünfzehnjähriger. Der Fünfzehnjährige spielte Geige, der andere begleitete ihn auf der Guitarre. Sie spielten eine Variation über „Freude, schöner Götterfunke." Sie gaben sich große Mühe, aber freilich sehr glänzend war die Leistung nicht. Der Kleine hatte noch nicht lange Unterricht. Trotzdem war es schön, alle waren still und hatten eine echte, reine Freude an dem, was sie hörten. Dann aber setzte sich ein Jüngling ans Klavier, elegant gekleidet mit einer Künstlertolle und fing an über die Tasten zu rasen. Er hämmerte, wie man zu sagen pflegt. Das Klavier verwandelte sich augenblicklich in einen Automatenkasten. Die Klänge der Musik hatten eine sonderbare Wirkung. Die Menschen waren auf einmal wie verwandelt. Man unterhielt sich ganz laut, lachte, machte Witze. Man sang mit. Es war ein bekannter Schlager, der gespielt wurde. Die guten Geister, die kurz vorher noch im Zimmer gewesen, waren auf einmal verschwunden. Mir war zu Mut, als sei ich plötzlich in eine üble Kneipe mitten unter gröhlende, angetrunkene Gäste geraten. Das war mein Jugendverein unter der Einwirkung gemeiner, die Sinnlichkeit erregender Musik. Da hätte gleich einer aufstehen müssen und sagen: wir verbitten es uns ein für allemal, daß man uns hier so etwas bietet!

Mit dem Theaterspielen geht es manchmal ähnlich wie mit der Musik. An sich macht es ja große Freude, ein gutes Stück aufzuführen. Die Schönheit und Kraft der Worte eines Dichters gehen einem erst ganz auf, wenn man sie nachsprechen kann. Den Monolog Tells in der hohlen Gasse muß man auswendig können, den Dialog zwischen Marquis Posa und König Philipp im Don Carlos muß man mit bebendem Herzen selbst gesprochen haben, dann wird man begreifen, warum Schiller ein Dichter

heißt. Ein guter Theaterabend kann Stunden der Weihe und reiner Freude für Darsteller und Zuhörer geben. Aber gerade hier kann man dann auch sehr leicht das Unechte, Unwahre tun. Einmal: man vergreift sich in der Wahl des Stückes. Ein Schlager soll es sein, so denkt die Jugend. Viel gelacht muß werden, oder auch viel geweint. Urkomisch muß es sein oder sehr rührend, so daß kein Auge trocken bleibt, oder auch schauerlich, mit Verbrechern und Detektiven. Einmal habe ich einer solchen Vorstellung beigewohnt. Da wurde ein Verbrecher, der einen Mord auf dem Gewissen hatte, entlarvt durch einen Detektiv, der 15 Jahre nach der Tat genau in der Mordnacht dem Verbrecher in der Gestalt des Gemordeten erschien. Das war was. Das Publikum war hochbegeistert, nur ich war sehr traurig darüber, daß die Jugend gar nicht zu merken schien, wie elend, verlogen, unecht das ganze Stück war. Das müßt ihr lernen, ein Auge zu bekommen für all den Schund, den die Theaterbuchhandlungen anbieten. Man täte im allgemeinen wohl gut, hier etwas mehr auf das Urteil des Leiters zu achten.

Dann aber ist beim Theaterspiel noch eine andere Gefahr. Es kann so recht zu einer Schule der Eitelkeit werden. Man will spielen, um glänzen zu können. Das lockt einen jungen Mann gewaltig, im Rampenlicht zu stehn, beklatscht, bewundert, mit Schmeicheleien überschüttet! „Sie hätten aber auch Berufsschauspieler werden müssen", heißt es dann. Ach, das tut wohl. Es ist mir einige Jahre hindurch regelmäßig passiert, daß ich durch die Rollenverteilung für das Stück zu unserem Stiftungsabend einige Mitglieder verlor. Sie erhielten nicht die große Rolle, deren sie selbst sich für würdig erachteten und zogen dann schwer gekränkt, als verkannte Genies, ihre Wege. Endlich habe ich dann einmal gesagt: „Ich verzichte jetzt auf jedes Theaterspiel so lange, bis ihr anfangt zu begreifen, daß man nicht um seiner persönlichen Eitelkeit, sondern um der anderen willen, um sie zu erfreuen, spielt." Das hat dann etwas geholfen.

Manchmal wird leider auch das Turnen zum Theaterspiel im schlechten Sinne. Es soll geturnt werden! Wir sollen auch unsern Körper ausbilden. Das Turnen ist eine gute Kunst. Es zeigt die Harmonie zwischen Geist

und Leib, die echte Harmonie, die darin besteht, daß der Geist über den Leib regiert. Jede Uebung beweist: hier gebietet der Wille dem Körper. Eigentlich ist Turnen etwas Geistiges. Die Jugend soll fleißig turnen, sie soll auch Wettkämpfe ausführen, auch Preise gewinnen und sich darüber freuen, all das soll sie, nur eins soll sie nicht: sich von dem modernen Sportgeist anstecken lassen. Wenn ich so einen Sportsmann abgebildet sehe, einen Champion der Leicht- oder Schwerathletik oder der Radrennbahn! Die Muskeln sind Berge, sie sprengen beinah den Trikot. Alle Achtung! Aber die Stirn ist niedrig, und die Augen blicken umher in seelenloser, selbstgefälliger Eitelkeit. Da muß ich manchmal an den schönen Vers denken, in dem Matthias Claudius den Riesen Goliath beschrieben hat:

Er hatte Knochen wie ein Gaul
Und eine freche Stirn,
Und ein entsetzlich großes Maul
Und nur ein kleines Hirn.

Wenn ich dann höre, daß die deutsche Jugend solche Menschen zu ihren Vorbildern macht, daß sie sich für sie begeistert, daß sie ihnen nacheifert in ihren eigenen Uebungen und Sonntag um Sonntag ihnen nachrennt, dann will sich mir das Herz im Leibe umkehren.

Der Turner will seinen Körper gleichmäßig ausbilden, das ist gut. Der Sportsmann bildet nur ein Glied, einen Muskel aus. Der Biceps ist sein Gott. Der Turner bildet sich aus, um lebensfrisch und tüchtig in seinem Beruf zu sein. So dient er schließlich anderen Menschen durch sein Turnen. Der Sportsmann denkt nur an sich. Er will verdienen, Geschäfte machen, er giert nach dem Beifall der Menge. Die ganze Welt, in der er lebt, ist Schein und Aeußerlichkeit. Das Turnen ist etwas Soziales, der Sport ist in höchstem Maße unsozial. Jugend, die echtes Leben sucht, sollte allen Sportsgeist bekämpfen.

Ein wichtiger Bestandteil unserer Veranstaltungen sind die belehrenden Vorträge am Sonntag- und Mittwochabend. Es gibt ja manche Mitglieder, die ergreift vor Beginn des Vortrages eine eigentümliche Sehnsucht nach Hause zu gehn, aber von anderen weiß ich, daß sie oft nur um

des Vortrages willen den Verein besuchen. Man bekommt ja auch allerlei zu hören: „China, Land und Leute." „Die Gewinnung der Kohle." „Was ist Theosophie?" „Die Bedeutung des Rätegedankens" usw. So geht es von einem Vortragsabend zum andern. Ist dabei nicht auch eine Gefahr, unversehens ins Aeußerliche, Unechte zu geraten? Wenn man jede Woche ein bis zwei Vorträge hört, dann kommt man schließlich auf den Gedanken: nun weiß ich was, es gibt ja fast kein Gebiet des Wissens, von dem ich nicht etwas erfahren hätte. Man fühlt sich dann auch verpflichtet, bei jeder Diskussion mitzureden, ohne das schöne Wort zu bedenken, daß Schweigen Gold ist und Reden gar oft noch etwas sehr viel Minderwertigeres als Silber. Unversehens ist man so in einen herrlichen Bildungsdünkel hineingeraten, kommt sich wunder wie gelehrt vor und weiß gar nicht, daß man nur mit allerhand Flittern sich behängt hat, daß man vielerlei weiß, aber nichts ordentlich und ganz. Damit sollte die Jugend sich nicht einlassen. Die Vorträge im Verein sollen dazu dienen, ihr Klarheit zu verschaffen über gewisse Dinge, die sie wissen muß. Ich will einmal einige Themen nennen, über die ein junger Mensch heutzutage sich den Kopf zergrübeln muß, so lange, bis er eine einigermaßen befriedigende Antwort gefunden hat. „Zweck und Ziel der Jugendbewegung". „Was ist Sozialismus?" „National und international!" „Kino, Schundlitteratur, Zigarette!" „Unsere Stellung zum Kriege". „Jungen und Mädchen" u. a. m. Das sind Lebensfragen, auf die man Antwort haben muß, nicht zum Zeitvertreib, sondern weil man sonst eben nicht recht leben kann. Antwort auf solche Fragen erhält man auch nicht an einem Abend, man muß vielmehr immer wieder ansetzen, immer aufs neue fragen und nicht ruhen, bis man sich wirklich innerlich über die Dinge klar geworden ist. Dann hat man aber auch etwas durch den Verein gewonnen, das für das ganze Leben gilt.

Einen Punkt will ich in diesem Zusammenhang noch berühren, nämlich „Jugendverein und Politik." Wir wollen nicht sagen: „Mit Politik haben wir ein für allemal nichts zu tun. Wir singen unsere Lieder und machen unsere Spiele und kümmern uns nicht um die böse Welt da draußen." Das geht nicht an. Ihr steht alle im Leben

und hört genug von den politischen Dingen, es wäre feige und unehrlich, wenn wir so tun wollten, als ob das alles hier nicht vorhanden wäre. Die politische Frage ist auch eine der Lebensfragen, von denen wir eben sprachen. Man muß wissen, was sie eigentlich bedeutet, was die einzelnen Parteien wollen, was das für treibende Ideen sind, die hinter ihnen stehn. Darüber muß im Jugendverein gesprochen und gehandelt werden. Daraus geht dann aber, wie ich denke, eins mit aller Bestimmtheit hervor: Parteipolitik können wir hier nicht gebrauchen. Das ist etwas für die Alten, aber nicht für die Jungen. Die Jugend parteipolitisch beeinflussen zu wollen, heißt, sie dumm machen. Verbittet euch die politischen Schlagworte im Verein, ob sie nun heißen: „Juden raus" oder „Der unselige 9. November" oder „Nur die Diktatur des Proletariats kann es machen". Schlagworte haben immer nur ein Körnchen Wahrheit in sich, sind nie echt, und wir wollen doch das Echte und Wahre suchen. Mögt ihr selber euch für diese oder jene Partei begeistern, seid, was ihr wollt, Kommunisten oder Deutschnationale, von eurem Leiter müßt ihr verlangen, daß er ein Mann ist, dem man es anmerkt, daß er nicht Schlagworten nachläuft, sondern daß er innerlich über dem Parteigetriebe steht. Nur solch ein Mensch kann euch in dieser Frage wirklich helfen.

Nun muß ich aber noch von dem Besten sprechen, was der Verein seinen Mitgliedern gibt. Das ist mehr etwas für die Aelteren, aber ich denke, den Jüngeren wird es auch nicht schaden, wenn sie es hören. Es kommt für viele eine Zeit, da werden sie des Vereins überdrüssig. Sie sind dann so etwa 17 Jahre alt. Ihre beständige Klage ist: „Es ist nichts mehr los im Verein", und „Früher war es viel schöner". Auf einmal sind sie dann verschwunden. Ach, im Verein ist immer dasselbe Leben gewesen, aber sie selbst haben sich geändert. Die Vergnügungen, die der Verein nicht bieten will und kann, Alkohol, „Damenverkehr", Tanzboden, die ganze Welt der Aeußerlichkeit, für die wir etwas Besseres suchen, zieht sie eben mit Allgewalt vom Vereine fort. Andere aber bleiben treu, und die begreifen dann allmählich, worauf es eigentlich ankommt. Der Verein ist eine Gemeinschaft, in der einer für den anderen eintreten soll, und in der

besonders die Aelteren sich um die Jüngeren zu kümmern haben. Wenn man z. B. Gruppenführer ist, so ist einem die Verantwortung für ein Dutzend Jungen einfach auf die Seele gelegt. Man hat die Pflicht, sie zusammenzuhalten und für sie zu sorgen. Da lernt man dann, um es ganz nüchtern auszudrücken, anderen Menschen dienen, und das ist das Höchste, was man überhaupt lernen kann. Im Jugendverein kann man so das Geheimnis des ganzen Lebens begreifen, nämlich die Erkenntnis, daß wir nicht für uns allein da sind, daß wir nicht das Recht haben, immer nur an unser eigenes Glück zu denken, sondern daß wir unser Leben im Dienst für andere hingeben sollen. Hat man das im Kleinen, im Vereinsleben begriffen, dann wird man es auch später im öffentlichen Leben anzuwenden wissen. Aber nun muß leider auch bei diesem Punkt gesagt werden: „Seid echt, auch im Dienen." Es gibt im Verein manchmal junge Menschen, die tun wirklich viel für andere, sie opfern sich in der Vereinsarbeit geradezu auf, so daß man denken könnte, sie haben wirklich begriffen, worauf es ankommt. Aber wenn man näher zusieht, so entdeckt man doch, sie denken bei all ihrer Arbeit im Grunde immer nur an sich selbst. Sie sind ehrgeizig, sie wollen eine Rolle spielen, und der Verein ist gerade gut genug dazu, um ihre Ruhmsucht zu befriedigen. Man erkennt sie daran, daß sie außerordentlich empfindlich sind, alle Augenblicke fühlen sie sich zurückgesetzt, weil sie glauben, daß ihnen für ihre Leistungen nicht genug Ehre widerfährt. Geholfen wird durch solche Menschen ja schließlich niemandem, darüber müssen wir uns ganz klar sein. Man bringt sich selbst nicht weiter, wenn man immer nur um sein eigenes, elendes, kleines Ich besorgt ist, und man fördert die anderen nicht, wenn man sie nur an dieses elende, kleine Ich zu binden sucht. Die Sache, der wir dienen, muß uns und anderen groß werden, die Gemeinschaft, in der wir stehen, aber nicht der einzelne mit seinen herrschsüchtigen Gedanken.

Wenn aber nun jemand mich fragen wollte: wie mache ich es, daß ich es lerne, auf echte Weise dem Mitmenschen zu dienen, so berührt er damit schon die letzte Frage, die ich zur Sprache bringen wollte. Manch einer hat bei meinen Worten vielleicht schon gedacht: „Warum redet er

gar nicht von der Religion? Will unser Leiter denn nicht, daß die Jugend christlich erzogen werde?" Gewiß will er das, aber freilich gerade bei der Religion ist die Gefahr ungeheuer groß, daß man ins Unechte, Aeußerliche hineingerät, und das ist doch hier besonders schlimm. Es ist ja um das Christentum etwas gewaltig Ernstes. Die Entscheidung für Gott ist das wichtigste Ereignis im Leben eines Menschen. Das kann man nicht so nebenbei abmachen, das ist ein Erlebnis, das tief in die Seele greift. Es tut weh, Christ zu werden, es ist dem Menschen dabei zumute, als müsse er sterben, sein ganzes altes Leben vergeht ja, und ein neues bricht herein. Wenn man da nun so einfach sagt: wir sind ein christlicher Verein, hier verkehren christliche, junge Leute, wir singen christliche Lieder und halten christliche Andachten, so könnte man mit dem allen auch einer großen Lüge Vorschub leisten. Wir könnten uns einbilden, wir wären Christen, wir hätten also das große, schwere Erlebnis, von dem ich gerade sprach, schon gemacht, und in Wahrheit haben wir keine Ahnung davon. Es gibt Vereine, da trieft so zu sagen alles von Christlichkeit, und tatsächlich kann es vorkommen, daß man bei den Mitgliedern auch nicht einen Hauch vom Geiste Christi spürt. Das wollen wir nicht mitmachen. Ich denke vielmehr so: in einem Kreis von jungen Menschen, wo man sich wirklich bemüht, das Echte und Ursprüngliche zu suchen, da muß man auch allmählich dahin kommen, daß man nach der Quelle alles Echten und Ursprünglichen, das heißt aber nach Gott fragt. Aus der Jugend heraus muß das Fragen nach Gott entstehen. Ganz bestimmt glaube ich, muß von einem Punkte her dieses Fragen nach Gott, mit innerer Notwendigkeit, erwachen, wenn man nämlich wirklich echt im Dienst an andern, wir sprachen vorhin davon, sein will. Es ist gar nicht leicht, über die eigene Eitelkeit hinwegzukommen, es ist vielmehr schwer, unendlich schwer, wirklich selbstlos für seine Mitmenschen Opfer zu bringen. Das entdeckt man selber sehr schnell, aber wenn man dann fest auf seinem Wege bleibt, findet man auch die tiefste Möglichkeit echten Dienstes, nämlich den Eintritt in die Nachfolge Jesu Christi. Da ist man dann auf einmal mitten in der Gottesfrage drin. Aber das kann ich heute nicht weiter ausführen.

Ihr wißt alle, wir stehn an einer Wende der Zeiten. Die alte Kultur ist zusammengebrochen, und nun soll etwas Neues aufgebaut werden. Die Alten können es nicht mehr, sie blicken auf die Jugend. Viel Aeußerliches, viel Schein, viel Gemachtes ist vergangen. Das Neue soll nun besser werden, echt und gut. Hier ist eure Aufgabe. Macht's besser wie das vorige Geschlecht. Deutsche Jugend, sei jung, sei echt!

15.

Christlich denken und sozial denken

Eine Konferenzrede von **Georg Michaelis**,

Saarow (Mark)

Christlich denken heißt „gesinnt sein wie Jesus Christus auch war" (Philipper 2, 5), Knechtsgestalt annehmen, dienen, nicht auf seinem bevorrechtigten Standpunkt verharren, sondern im Opfer gehorsam werden bis zur Sterbensbereitschaft. Sozial denken heißt: im Menschen den Bruder sehen, dem Bruder das gebührende Recht einräumen, Gerechtigkeit säen, um Liebe zu ernten (Hosea 10, 12). Jeder aufrichtige Christ denkt und fühlt sozial; die Forderungen sozialen Empfindens sind in den Forderungen des Christentums eingeschlossen. Wer Christ sein will, aber nicht sozial empfindet, ist nur ein Namenschrist. Ein wahrhaft sozial empfindender Mensch andererseits denkt christlich, selbst wenn er sich hierüber nicht klar ist. Nicht jeder sozial denkende Mensch ist ein „Christ", aber er ist auf dem Wege zu Christus. Aufrichtige Menschen, die wahrhaft sozial empfinden, erkennen, daß ohne Umwandlung ihres alten, unsozialen, selbstsüchtigen Menschen in einem durch Christus frei gewordenen Menschen Verwirklichung sozialen Denkens im Tat-Leben nicht möglich ist. Und so kann man sagen, daß ein wahrhaft christliches Denken sozial denken heißt; und daß aufrichtig soziales Empfinden und

Handeln zum Christentum führt. Nur der Sozialismus ist berechtigt, der sich mit den Forderungen des Christentums deckt.

Ein Sozialist, der nur für Proletarier Rechte erstrebt, nur den Proletarier für seinen Bruder erklärt, der für alle Brüder mechanisch gleiches Recht fordert, denkt nicht christlich, denn er denkt nicht gerecht. Darum denkt er aber auch nicht aufrichtig sozial. Ein Christ, der Vorrechte für begründet erklärt, ohne persönliche Mehrleistung für die Allgemeinheit, denkt nicht christlich und nicht sozial, weil er nicht gerecht denkt. Wahrhaft christlich und wahrhaft sozial denkende Menschen müssen sich also in den Folgerungen ihres Denkens auf sozialem Gebiet finden.

Dies ist ungemein wichtig für das wirtschaftspolitische Leben der kommenden Zeit. Wahrhaft christlich nnd wahrhaft sozial denkende Menschen können und müssen sich auf wirtschaftspolitischem Gebiet einigen und finden, ohne Rücksicht auf die Zugehörigkeit zur politischen Partei. Parteien, mit deren Programm es unvereinbar ist, im Mitmenschen den Bruder zu sehen, dem volle Gerechtigkeit gebührt, sind hoffnungslos für den Wiederaufbau. Sowohl die kapitalistisch Eingestellten, die vom freien Spiel der Kräfte den Wiederaufstieg hoffen, als die Anhänger der Herrschaft des Proletariats, die namens der bisher Rechtlosen Rache üben wollen, sind ausgeschlossen. Sie können nicht mitwirken, den Riß im Volk zu schließen; und die Schließung des Risses ist die Voraussetzung der Gesundung.

Alle Wirtschaftspolitik, jedes Wirtschaftsprogramm muß darauf eingestellt werden, ob es den Anforderungen wahrhaft sozialen Denkens entspricht. Nur die Wirtschaftsform ist berechtigt und erfolgreich, die einen geeigneten Boden für die Wiederherstellung des Vertrauens zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer schafft. Aus diesem entscheidenden Grunde ist der Wiederaufbau im freien Spiel der Kräfte zu verwerfen und der Gedanke der Gemeinwirtschaft auf die Fahne zu schreiben. Das freie Spiel der Kräfte bedeutet den Kampf aller gegen alle. Es ist schuld am Kriege, nichts anderes.

Die Gemeinwirtschaft ist aber nicht nur aus dem Grunde eine Notwendigkeit für unser Wirtschaftsleben, weil in ihrem Rahmen die Versöhnung zwischen Arbeiter

und Arbeitgeber möglich ist. Es deckt sich hier vollständig die wirtschaftliche Notwendigkeit mit der sozialen. Ein Volk, das unter einem Friedensvertrage seufzt, wie dem von Versailles, das eine Schuldenlast trägt, die weit höher ist, als sein Vermögen, das von Rohstoffen entblößt ist und an Nahrungsmitteln schweren Mangel hat, ein Volk, dessen staatlicher Kredit völlig erschöpft ist, kann nicht im freien Spiel der Kräfte sein Wirtschaftsleben aufbauen und zur Selbständigkeit gelangen. In einem Lande, dessen Wirtschaft so aussieht wie die unsrige, kann das freie Spiel der Kräfte, wie wir von Monat zu Monat schaudernd sehen, nur dahin führen, daß unter der Herrschaft des internationalen Kapitals, im Wege wildester Spekulation und unter Ausnutzung der ungesundesten Valutaverhältnisse, die je bestanden haben, einzelne wenige zu mühelosem, fabelhaftem Geldverdienst kommen, während die Masse des Volkes, darunter auch die Vertreter der Intelligenz und der bisherigen Staatsautorität in immer größere Verelendung geraten. Die Fortsetzung dieser Art Wirtschaft muß die Allgemeinheit, muß das Reich zum vollen Zusammenbruch, zu willenloser Knechtschaft unter das Ausland, aber auch zum Zusammenbruch der europäischen Kulturwelt führen. Wir müssen uns klar darüber werden, daß nicht alles frei importiert werden darf, was im freien Spiel der Kräfte angeboten wird, wir müssen einen Plan aufstellen über den Gang des internationalen Verkehrs, einschließlich des internationalen Kreditgeschäfts und der Bezahlung der Einfuhr durch die Ausfuhr. Wir müssen uns klar darüber werden, daß die Einzelwirtschaft nicht mehr geführt werden darf im freien Gewährenlassen der Anforderungen des Genusses, der Bequemlichkeit und der persönlichen Vorliebe. Das Leben der Deutschen muß unter ganz andere Gesichtspunkte gestellt werden. Wir müssen uns in allen Lebensbedürfnissen, im Wohnen, im Essen, im Trinken, in der Kleidung, in dem Verbrauch von Genußmitteln, in unserem Gesellschaftsleben, im Reiseleben, in unseren Festlichkeiten und in der Kindererziehung auf ein Maß zurückstellen, für das wir höchstens einen Vergleich in dem Leben der Generation vor 100 Jahren wiederfinden. All diese Vereinfachung, all diese Einschränkung ist zweifellos möglich, ohne daß das wahre

Kulturleben Schaden leidet. Wir dürfen nicht für Kultur halten, was Auswüchse der Zivilisation waren, wir müssen danach trachten, daß der Geist zur Herrschaft kommt. Wir müssen uns zu der Größe der Auffassung hindurchringen, daß die Armut nicht nur nicht entehrt, sondern daß sie die Ehre des Deutschen wird. Wir müssen es verstehen lernen, was es heißt, wenn von der Schönheit der Armut gesprochen wird.

Wenn wir so unabhängig werden von der Herrschaft materieller Bedürfnisse, dann wird in unser ganzes Wirtschaftsleben eine Befreiung kommen. Wir werden mit um so größerer Tatkraft und um so vollerem Erfolg in der Produktion solcher Güter tätig sein können, welche einmal den noch notwendigen Bedürfnissen unseres Lebens dienen und auf der anderen Seite als Mittel zur Produktion von Ausfuhrwaren angesprochen werden können. Es wird unsere Handelsbilanz sich zugunsten unserer Ausfuhr wieder verschieben, und es wird dadurch eine Gesundung der deutschen Währung eintreten, die eine Verbilligung der Lebensbedürfnisse des Volkes zur Folge hat.

Diese wirtschaftliche Gesundung wird nicht im Wege der Einzelwirtschaft erreicht. Es muß sich schon eine Familie, die in schwere Vermögensnot geraten ist, wenn sie aus ihr durch Arbeit und Tatkraft herauskommen will, zu einer Umstellung ihrer Lebensbedingungen entschließen. In den reicheren, vergangenen Zeiten konnten die einzelnen Familienglieder in Sonderwirtschaften die Bedürfnisse ihres Lebens in Produktion und im Konsum befriedigen. Jetzt heißt's zusammenrücken, sich mit einem Weniger von Comfort und Betriebsumfang begnügen, womöglich gemeinsamen Haushalt pflegen, alle produktiven Kräfte vereinigend und nach einheitlichem Plan nützend, also zu dem zurückkehren, was die ältere Generation groß und erfolgreich gemacht hat.

So steht's auch im Volk: Interessentengruppen müssen sich zusammenschließen, um durch Gemeinwirtschaft die Vorteile des Großbetriebes zu erlangen, die dem einzelnen versagt sind. In ganz überraschender Weise wird hier das Genossenschaftswesen auf den Plan treten. Der genossenschaftliche Zusammenschluß zusammengehöriger Interessentengruppen, wie z. B. der ganzen ländlichen Be-

völkerung, zunächst im Kreis, dann in Provinz oder Bundesstaat und schließlich im Reich, muß bewirken, daß die Landwirte durch eine einsichtige, tatkräftige und leistungsfähige Organisation als Verhandlungsfähige im inneren und internationalen Verkehr auftreten und unter Ausschaltung schädigender Zwischeninstanzen den Güter- und Kreditverkehr gemeinwirtschaftlich regeln. Zusammengehörige Gruppen, wie die Dozenten und Angestellten und Studenten der Universitäten und Hochschulen, müssen sich, wiederum mit einer Reichsspitze genossenschaftlich zusammenschließen, um im gemeinsamen Kampf mit verstärkten Kampfmitteln gegen die Verelendung gerade der Universitätskreise, gegen die Unterbindung des Studiums wegen der Teuerung des Studienbedarfs Front zu machen.

In dieser Gemeinschaftlichkeit des wirtschaftlichen Kampfes bietet sich nun die volle Möglichkeit der Zusammenarbeit aller Stände, der Gebildeten und der mit den Händen Tätigen, der bisher Reichen und Armen, der Arbeitgebenden und Arbeitnehmenden. Es eröffnet sich die Möglichkeit vertrauensvoller Zusammenarbeit in den gemeinsamen Vertrauens- und Verwaltungskörpern der Genossenschaften: die volle Achtung der bisher gegensätzlich Gerichteten voreinander, wenn freier Einblick gewährt wird in die Verwaltung der gemeinsamen Wirtschaftsangelegenheiten, die Heranbildung der bisher der Leitung und Verwaltung der Betriebe Fernstehenden zu vollwertigen Mitarbeitern und zu Führern der Arbeitsgenossen beim Ausgleich der Interessengegensätze. All dieses sind Aufgaben für die Deutschen, die in diesem Umfange, in dieser entscheidenden Wucht und Tragweite, in dieser befreienden Bedeutung zum erstenmal an sie herantreten. Hier handelt es sich in der Tat darum, wer frei werden kann von der krassen Selbstsucht, die nur die eigenen Interessen verfolgt, von dem Herrscherstandpunkt, der dem anderen nur seinen Willen aufzwingen will, von der Lieblosigkeit, die immer nur das eigene Interesse durchsetzen will. Es handelt sich darum, ob ein sozialer Geist, ein christlicher Geist im deutschen Lande regiert oder ein Geist des Materialismus und der Eigenliebe. Wer das große Ziel erfaßt, der muß sich zum friedlichen Kampfe stellen. Hier gilt keine Entschuldigung. Die Parteien, welche mit solcher

Parole in der politischen Arena erscheinen, werden den Platz behaupten. Sie werden sich zur Lösung der großen wirtschaftlichen und sozialen Fragen die Hand reichen können, ohne Rücksicht auf das, was sonst in ihrer politischen Anschauung trennend zwischen ihnen stehen kann. Opfer müssen gebracht werden, aber ohne Opfer ist der Sieg nicht möglich. Wenn aber der Opfergedanke im deutschen Volk zur Herrschaft gekommen sein wird, dann wird der neue Tag anbrechen.

Der neue Tag wird auch über die Grenzpfähle der Völker hinwegleuchten. Die Gemeinwirtschaft wird, wenn die Zeit dafür gekommen ist, die Grenzen überspannen. Gemeinsame vertrauensvolle Zusammenarbeit wird die Völker besser befreunden als Handelsvertrag und Völkerbund. Hier handelt sich's um wahre Friedenspolitik.

16.

Maifeierpredigt

gehalten am 1. Mai 1920 in der Andreaskirche in Berlin

von H. Francke, Berlin

1. Johannes 5, 4

„Alles, was von Gott geboren ist, überwindet die Welt; und unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat".

Als eine maifeiernde Sozialistengemeinde sind wir zu diesem Gottesdienst gekommen; und die Bibel redet aus diesem Anlaß von Weltüberwindung zu uns. In welchem Sinne? Sollen wir etwa der Welteroberer gedenken, der Starken und Stolzen, der Kühnen und Kampflustigen, die ihrem Leben keinen schöneren Inhalt zu geben wußten, als daß sie ein Blatt der Weltgeschichte mit Blut besudelten? Sollen wir die Siegreichen feiern, die Reichsmehrer, die Länderbezwinger, wie es unsere Väter taten, am Sedan-

tage? Gott sei Dank, daß wir keine Sedanfeiern in unseren Kirchen mehr haben werden, — hoffentlich nie mehr für alle Zeit! keine Schlachtengedenktage, keine Siegesfeste! Von dem Wahn hat uns hoffentlich der Weltkrieg für immer kuriert, als wenn die Größe der Welteroberer eine beachtliche Größe für den religiösen Menschen sein könnte, als wenn die Machttaten der Strategen und Politiker Faktoren des göttlichen Weltplans wären. Der Bibel haben wir's nicht glauben wollen, daß das Narreteidinge sind. Nun hat es der Weltkrieg unserem Volk so ad oculos demonstriert, daß es wohl nimmer daran zweifeln kann. Hoffentlich haben wir davon einen bleibenden Gewinn. Nein, die Eroberer sind keine Weltüberwinder in dem Sinn, wie ihn die Bibel vor uns rühmt. Uns ihrer glorreichen Taten zu erinnern, will sie uns wahrlich nicht veranlassen, heut am 1. Mai, am Weltfeiertag.

Will sie's etwa tun im Sinn der katholischen Kirche? Die hebt jetzt mit Maiandachten an in der Tendenz, Weltentsagung zu predigen als den vollkommensten Lebensstand. Sie konzediert allenfalls Lebensgenuß in diesen Frühlingstagen der Menge ihrer Gläubigen. Aber sie zeigt ihnen zugleich das Ideal des ehelosen Priesterstandes; sie rühmt ihnen die Verdienste des Mönchtums und Nonnentums, die auf Maienfreude verzichten, weil im Rosenglühen und im Duft der Flur eine Gefahr der Verführung verborgen liegt, der man am besten aus dem Wege geht. Sie nennen das Weltüberwindung, wenn sich ein sehnsüchtiges Herz aller Sehnsucht entschlägt, wenn sich ein lichttrunkenes Auge gewaltsam vor dem Licht verschließt, wenn sich ein farbenfroher Sinn vor dem bunten Prangen der maiengrünen Welt ängstlich in acht nimmt. Ist das die Forderung der Bibel? Ist Weltflucht Weltüberwindung?

Mich dünkt: nein! Die Bibel muß an ganz etwas anderes denken, wenn sie so kraftvoll verkündet: Alles, was von Gott geboren ist, überwindet die Welt. Sie muß daran denken, daß die gottgeschaffene Welt in all ihrer Großartigkeit für den Menschen eine Welt der Ecken und Kanten ist, an der er sich stoßen soll, eine Welt des Aergernisses, die ihn zugleich festhält und abschreckt, eine Welt der Unvollkommenheiten, die nach Vervollkommnung schreit. Ich denke dabei auch an die Anstöße, die die menschliche

Sünde in die Welt hineinträgt. Aber ich gebe nicht zu, daß sie die einzigen Anstöße sind, an denen ein rechtschaffener Mensch weltirre wird. Sondern die schwersten Anstöße hat Gott selbst in die Welt gelegt. Gott selbst hat die Welt mit widergöttlichen Zügen ausgestattet, gegen die sich unser Widerspruch regen muß. Gott hat gewollt, daß die Welt „anstößig" sei, daß sie arg sei für den Menschen, der sich mit seinen Erwartungen von Gerechtigkeit und Lebensgenüge von ihr enttäuscht sieht. Er soll den Kampf gegen sie aufnehmen. Gott hat gewollt, daß die Modelung der Welt seines Lebens Inhalt bilden soll. Wende mir niemand ein, daß nach der Schöpfungsgeschichte die Gotteswelt vollkommen war. Vom menschlichen Standpunkt bestreite ich das. „Siehe da, es war alles sehr gut," — das mag eine Wahrheit sein für den Ewigen, der in unnahbarer Höhe über den Welten thront. Wer von da oben das Ganze überblickt, alle Zusammenhänge kennt, dem mag die Welt gut heißen, nicht dem, der mitten darin steht und an ihr leidet. Der Gottesstandpunkt ist nicht der menschliche Standpunkt. Unser Horizont ist begrenzt, nicht unendlich. Und diesem Standort angemessen ist das Bekenntnis: die Welt ist arg. Diesem Standort angemessen ist das Christuswort: in der Welt habt ihr Angst. — Aber diesem Standort angemessen ist auch der Trost: ich habe die Welt überwunden, — und demgemäß der Entschluß, daß wir sie auch überwinden müssen. Das soll unsere Christusnachfolge sein, daß wir die Welt nicht so lassen, wie sie ist, daß wir trotz aller Angst vor ihr sie auch nicht fliehen, sondern sie anpacken, um sie umzugestalten. Wir sollen uns wie Christus in diese Welt gesandt fühlen, daß wir „die Werke des Teufels zerstören." — Denn in gewissem Sinne ist die Welt wirklich des Teufels.

Hat die christliche Kirche das richtig verstanden? Ist sie der Welt so begegnet, daß sie sich ihrer annahm als eines Kampfobjektes? Ach ja, sie hat gegen die Welt gestritten, aber doch nicht so, daß sie sie zu überwinden gedachte. Vielmehr hat sie sich oft nur ihrer erwehrt, hat Schranken und Grenzen aufgerichtet, um nicht von ihr überwältigt zu werden. Angst hat sie vor ihr und in ihr gehabt, aber nicht die Angst, die schließlich zum Angriff treibt. Trotz des Christuszurufs: Was seid ihr so furcht-

sam, ihr Kleingläubigen! So ist die Kirche der Welt gegenüber mehr in der Defensive, statt in der Offensive geblieben. Oder sie hat ihr gleichgiltig und interesselos gegenübergestanden, hat um des Widergöttlichen willen, das sie an ihr gewahrte, sie für eine Domäne des Bösen gehalten. Und hat sie dem überlassen, statt sie diesen Krallen zu entreißen. Hat an ihr verzweifelt, statt an sie zu glauben. Hat auf sie gescholten, statt an ihr zu arbeiten. Wozu auch arbeiten an einer Welt, in die Gott selbst die Steine des Anstoßes gelegt hat, die er mit Disharmonien überschüttete, so schreiend, daß die Stimmen der Güte und Vernunft schwer dagegen aufkommen! Am Ende ist's Auflehnung gegen Gott, die Welt ändern zu wollen. Er hat sie so gemacht; also lassen wir sie, wie sie ist, in Gottes Namen. Reiche und Arme müssen beieinander sein; Gott hat sie beide gemacht. Der Väter Sünden müssen an den Kindern heimgesucht werden bis ins dritte und vierte Glied; es steht ja in der Schrift. Kriege sind immer gewesen; also werden sie wohl unvermeidlich sein und werden auch in Zukunft bleiben müssen. Zage Frömmigkeit ist es gewesen, die das gepredigt hat; — eine Frömmigkeit, die sich demütig vorkam und gottergeben, weil sie sich ins Unvermeidliche zu schicken wußte. Und war im Grunde doch mutlos und gottwidrig, weil sie das nicht anzugreifen wagte, was Gott nur geschaffen hatte, damit ihm widersprochen würde.

Da trat neben diese fatalistische Frömmigkeit ein neuer Glaube, eine tatfröhliche Zuversichtlichkeit, die nannte sich Sozialdemokratie. Und sprach: Es darf und kann nicht so bleiben, wie es bisher in der Welt gewesen ist. Die alten Ordnungen — aus wessen Hand sie auch herrühren — sind uns nicht ehrwürdig, so lange sie Härten und Ungerechtigkeiten in sich bergen, gegen die sich das Herz empört. Es ist nicht wahr, daß ein heiliger Wille uns zum Leiden bestimmt hat, sofern in unseren Händen irgend eine Möglichkeit ruht, Leiden und Schmerz zu bewältigen. Es ist keine Auflehnung gegen den höchsten, den heiligen Willen, wenn wir Menschen uns daran machen, all die Schäden und Mängel zu beseitigen, die neben der Menschensünde die geschichtliche Ordnung der Dinge, das natürliche Werden und Wachsen, ja die Natur selbst in

die Welt gebracht hat. Zum Angriff hat uns die ewige Schöpferkraft rufen wollen, sonst hätte sie ihre Schöpfung nicht so angreifbar gestaltet.

Und die Sozialdemokratie machte sich an den Angriff. Sie proklamierte die Forderung eines Normalarbeitstages. Und sie setzte ihn durch. Sie kannte das Bibelwort: Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen, bis daß du wieder zu Erde werdest. Aber sie beugte sich ihm nicht. Sie erkannte es als ein Wort des Fluchs. Und sie hatte recht darin: Worte des Fluchs stehen in der Bibel, nicht daß wir uns damit abfinden, sondern daß wir sie als Peitschenhiebe empfinden sollen. Die Sozialdemokratie wies die erschöpfende, körperliche Arbeit in die ihr gebührenden Schranken zurück. Die Arbeit darf nicht Selbstzweck des Lebens werden. Das Leben dient höheren Zwecken. Arbeit darf nur Mittel zum Zweck sein. Wenn sie acht Stunden des Tages ausfüllt, geschieht ihr mehr, als ihr Recht. Wenn uns die Arbeit nicht Raum läßt, den Dingen zu leben, zu denen sie uns den Zugang erschließen will, ist solch ein Leben sinnlos, ist nicht mehr menschenwürdig. Ein solches Leben durfte nicht bejaht werden.

Es war ein Stück Weltüberwindung, das die Sozialdemokratie mit der Durchsetzung des Normalarbeitstages leistete. Und es war ein Signal zu weiterer Welteroberung, wenn sie den überlieferten Besitzverhältnissen Kampf ansagte. Was ist berechtigter Besitz? Was ist unantastbares Eigentum? Die Sozialdemokratie antwortet: Was einer selbst erarbeitet hat, ehrlich erarbeitet, das soll sein Eigentum sein. Was darüber ist, das ist vom Uebel. Weder Ererbtes, noch Geschenktes soll dir in dem Sinne gehören, wie was du selbst erworben hast, erworben durch deiner Hände Fleiß, oder durch redliche Geistesmühen. Es soll kein arbeitsloses Einkommen mehr geben; Geld und Geldeswert soll wieder zum ehrlichen Tauschmittel werden, nicht zum Träger einer raffinierten Zinswirtschaft. Hei, wie die Welt des Kapitalismus da ins Wanken kam! Wie sie sich verwahrte gegen den Eingriff in ihre freie Konkurrenz, der im Namen des menschlichen Gesamtwohls gegen sie unternommen wurde. Wie sie sich verschanzte hinter die Interessen des Familienlebens und der Kindererziehung.

Als ob das Familienleben Schutz verdiente, dessen Fundamente pekuniär verankert sind! Als ob die Kinder des sozial Minderwertigen nicht denselben Anspruch auf Jugendglück und Vorbereitung für den Daseinskampf haben, wie die Kinder des sozial Verdienstlichen! Freilich, das Vorurteil, das dem allen entgegenstand, war sehr tief eingewurzelt. Die Ueberlieferung, die den Kapitalismus in der Welt ermöglicht hatte, war uralt. War sie damit nicht heilig? Erschien sie nicht bewährt? Erschien sie nicht als Resultat geschichtlicher Entwicklung und damit als ein Stück göttlicher Weltordnung? — Und wenn schon, sagte die Sozialdemokratie, selbst Elemente der göttlichen Weltordnung können unter Umständen Angriffspunkte sein, an denen sich die schöpferische Kraft der menschlichen Sendung offenbaren muß. Gott hat in seine Welt, zumal in die Welt der Historie, Elemente hineinverwoben, die es zu bezwingen gilt. Auch von ihnen gilt es: „Denn die Elemente hassen das Gebild der Menschenhand."

Kapitalismus und Erbrecht liegen wie erratische Blöcke im geschichtlichen Gefüge. Es gilt, sie ins Rollen zu bringen. Und die Sozialdemokratie packte an und brachte sie ins Rollen. Sie inaugurierte eine Steuergesetzgebung, die eine allmähliche Nivellierung unserer Besitzverhältnisse verspricht. Sie kündigte dem Kapital Fehde an, dem Privatkapital; sie verlangt nicht seine Auflösung, aber sie fordert seine Ueberführung in Gemeineigentum. Mögen Industrie und Handel das Kapital, dessen sie bedürfen, aus den Händen der Gesamtheit nehmen, nicht aus den Händen einzelner, die sich unangemessen daran bereichern. Gewiß grenzt es an Konfiskation des Privateigentums, was die Sozialdemokratie will. Aber uns Christen bedeutet solche Konfiskation kein Unrecht, sondern Herstellung wahrer Gerechtigkeit. Wir freuen uns dessen, daß die kolossalen Besitzunterschiede, die heute die Welt zerklüften, aus dieser Welt verschwinden sollen, daß sie reduziert werden sollen auf die Unterschiede, die dem persönlichen Verdienst entsprechen. Damit wird viel Mammonsgeist aus der Gegenwartswelt gebannt werden. Warum hat die Kirche in der Bekämpfung der Geldmacht nicht längst die Energie entfaltet, die jetzt die Sozialdemokratie an den Tag legt?

Und warum hat die Kirche den unheilvollen Geist des Nationalismus nicht ebenso in seine Schranken verwiesen, wie es die international gesinnte Sozialdemokratie auf Grund der letzten Kriegserfahrungen erneut in Angriff nimmt? Sind die Zerspaltungen der Menschheit in sprachverschiedene Nationen, die sich gegenseitig befehden, eine geschichtliche Notwendigkeit? Und wenn schon „geschichtliche" Notwendigkeit, sind sie auch sittliche Notwendigkeit?! Ist das Sittliche immer im Geschichtlichen verwirklicht gewesen? Wenn aber nicht, ist es dann nicht Pflicht, das geschichtlich Gewordene auf seine Berechtigung zu prüfen und gegebenenfalls energisch zu verneinen? Kriege sind immer gewesen. Sie gehören zum Bestand der Welt, wie wir sie aus jahrtausendalter Geschichtserfahrung kennen. Gehören sie deswegen zum Idealbestand der Welt? Gehören sie in die Welt, wie sie der Glaube im Geist vor sich sieht, wenn er sich auf seine göttliche Sendung besinnt: Ihr sollt die Welt zum Reiche Gottes umgestalten! Ihr sollt die Schöpfung vollenden, die Gott unvollendet gelassen hat. Ihr sollt besiegen,. was in der Welt sich als Widerstand gegen die göttlichsten Regungen des menschlichen Herzens hervortut!

Da sagte die Sozialdemokratie dem Völkerzwist Fehde an. Da erklärte sie Krieg dem Kriege. Da leugnete sie, daß die Interessengegensätze der Staaten nur durch Waffengewalt ausgetragen werden könnten. Sie leugnete, daß es überhaupt Interessengegensätze zwischen den Staaten geben müsse. Sie proklamierte die Solidarität des Proletariats in allen Ländern, das heißt des weitaus überwiegenden Teils des ganzen Menschengeschlechts. Und sie nötigte damit die bürgerliche Welt, sich der Idee eines Völkerbundes zu beugen. Sie erzwang das prinzipielle Bekenntnis zur allgemeinen Abrüstung. Schon steigt am Horizont herauf das wunderbare Ziel einer gemeinsamen Verwaltung der Erde, einer einheitlichen Organisation der gesamten Menschheit. Schiedsgerichtsbarkeit und Weltparlament melden sich als Errungenschaften der blutbefleckten letzten Jahre. Die Welt ist in ein neues Gleis geschoben. Der Aberglaube von der Unvermeidlichkeit der Kriege ist erschüttert. Mehr: der Entschluß ist gesichert, dem Moloch Krieg kein Opfer mehr zu schlachten. Die

Massen haben den Ruf aufgenommen: Nie wieder Krieg! Und sie werden dafür sorgen, daß lieber das fluchbeladene System der nationalen Staatenpolitik krachend zusammenbreche, als daß sich die Tragödie des Wahnsinns, die 50 und mehr Jahrhunderte zu Zuschauern gehabt hat, ad infinitum wiederhole.

Gibt's eine Möglichkeit, die Welt zu überwinden? Sie zu besiegen in dem Sinne, wie das Neue Testament es fordert? Ich denke, die Sozialdemokratie hat uns den Beweis davon gegeben. Sie ist uns Christen vorangeschritten auf Wegen, die wir hätten gehen sollen. Sie hat uns den Mut belebt, daß wir uns an die gottwidrige Welt wieder heranwagen werden, nicht bloß in Aengstlichkeit und Abwehr, nein, in der Zuversicht, daß diese arge Welt eine Welt des Herrn und seines Christ werden kann. Und nun laßt es uns dafür der Sozialdemokratie bezeugen, daß wir ihr manches abzubitten haben. Sie ist in unsern Kreisen vielfach verkannt und geschmäht worden. Man hat sie für unchristlich erklärt und hat sie gescholten, weil sie sich an der Propaganda unserer Glaubenslehren nicht beteiligt hat. Es ist wahr, sie hat sich sogar manchmal zu unseren Lehren in Gegensatz gestellt. Ist sie deswegen unchristlich, irreligiös, gottfeindlich gewesen? Die Schrift spricht: Alles, was von Gott geboren ist, überwindet die Welt. Laßt's uns einmal umkehren. Es muß auch so eine Wahrheit sein: Alles, was die Welt überwindet, ist aus Gott geboren. Sehen wir nicht, daß die Sozialdemokratie Weltüberwindung geleistet hat? — Können wir's ihr noch vorenthalten, daß auch sie mit Gott im Bunde ist? Können wir's ihr bestreiten, daß sich Gott ihrer bedient hat, uns Christen zu zeigen, was sich in dieser sündhaften Welt alles durchsetzen läßt, wenn nur ein ernstes Wollen und ein kühnes Wagen sich herangetraut? Die Religiös-Sozialen in der Schweiz, Ragaz und Kutter, haben um deswillen die Sozialdemokratie eine Gottesoffenbarung genannt. Vielleicht mögt ihr so weit nicht gehen. Aber das werdet ihr nicht mehr bestreiten können, es war ein verhängnisvoller Irrtum, daß wir so oft Gottlosigkeit und Sozialdemokratie im Bunde wähnten, daß wir uns nicht getrauten, die große Umsturzmacht, die sich in der Sozialdemokratie verkörpert, in Ansatz zu bringen für die Aufrichtung des

Reiches Gottes auf Erden. Wie oft haben wir uns vor dieser Umsturzmacht bekreuzigt? Wie oft haben wir nichts als materialistischen Unglauben dahinter gewittert? Und nun erfahren wir: auch diese Macht ist gottentsprossen. Es lebt in ihr der Glaube, der die Welt überwindet, der frohe Tatglaube, der mit der Welt sich wohl befreunden mag, aber nur mit der Welt, die wir Menschen nach Gottes Vorbild schöpferisch gestalten. Gott segne uns die Maienzeit, daß wir sie wahrnehmen als Schöpfungszeit, daß wir an's Werk gehen, die Welt immer weiter zu überwinden, Christen und Sozialisten in treuer Gemeinschaft. Amen.

17.

Taufrede für ein Arbeiterkind

von G. Funcke, Barmen

Ihr lieben Eltern, und ihr Anderen, die ihr dies Kindlein lieb habt! Zur Taufe bringt ihr euer Kind; und ich hoffe und glaube, das ist euch nicht nur eine alte Sitte, die — wie so viel anderes im Leben — „abgemacht" wird. Ihr bringt euer Kind vor Gottes Angesicht; da darf ich wohl annehmen: ihr wollt wirklich etwas von ihm, dem Heiligen in der Höhe. Ihr wollt ihm etwas sagen, und er soll zu euch reden. Laßt mich den Dolmetscher sein, an der Hand des großen Heilandswortes Johannes 10, 27. 28: „Meine Schafe hören meine Stimme, und ich kenne sie, und sie folgen mir; und ich gebe ihnen das ewige Leben, und sie werden nimmermehr umkommen, und niemand wird sie mir aus meiner Hand reißen."

In eine uns fremde Welt läßt dieses Wort uns hineinblicken. In eine stille Welt ohne Gedränge, ohne Maschinen, ohne „Betrieb." Ein Hirte mit großen ruhigen Bewegungen leitet scheinbar mühelos seine Schafe über Berge und Abgründe, von Weideplatz zu Weideplatz. Er läuft ihnen nicht nach, er treibt und zwingt sie nicht, er braucht keine

Kunstgriffe. Er versteht nur die eine große Kunst, sich das Vertrauen seiner Herde zu erhalten. Unwillkürlich drängen seine Tiere sich um ihn her; mit sicherem Instinkt fühlen sie: da, beim Hirten, sind sie am besten aufgehoben.

Ein stilles schönes Gleichnis! Aber soll es etwa ein Sinnbild unseres modernen Lebens sein? Ist das nicht gerade der ungeheure Fortschritt der Neuzeit, daß wir heute nicht mehr solche untertänigen, leichtregierbaren, unselbständigen, hilflosen „Schafe" sind? Will uns das Evangelium etwa hinten herum wieder zurückführen unter das alte Joch gottgewollter patriarchalischer Abhängigkeit? Wenn das die Absicht der Tauffeier wäre, dann verzichteten wir lieber auf sie und ihren Segen!

Freunde! Seid nicht zu rasch mit eurem Mißtrauen! Ich weiß, das Evangelium von dem „guten Hirten" ist Millionen unseres Volkes ein fremdartiger Laut geworden. Und auch die uralte Tauffitte, bei der ein kleines Kind mit reinigendem Wasser übergossen, mit einer Verheißung gesegnet und durch ein Gelübde seiner Eltern und Paten in ein unsichtbares Königreich eingepflanzt wird, hat viel Fremdartiges für uns Kinder einer neuen Zeit. Und doch sage ich: hier sprudelt die Lebensquelle für unseren tiefsten Herzensdurst. Hört Jesu zu!

* * *

„Meine Schafe hören meine Stimme, und ich kenne sie, und sie folgen mir, und ich gebe ihnen das ewige Leben!" Das sagte er vor 2000 Jahren, das sagt er noch heute; denn seine Worte vergehen nicht. Und nun vergeßt einmal alle Schlagworte unserer Zeit und lauschet ernst und ehrlich hinein in eures eignen Herzens Tiefe. Warum sind wir so arm, so unsicher, so öde, so todesbang, so sorgenreich? Warum waren wir's auch in den „schönen" Zeiten vor dem großen Krieg? Es ist — bewußt oder unbewußt — in dieser liebearmen Welt ein großer Hunger nach Liebe in uns, oft in denen am heißesten, die den Haß als Welterlöser verkünden. Mit Jesus ist solche wahre, selbsthingebende, überirdische Liebe in die Welt gekommen; er trug jede Menschenseele, die ihm in den Weg lief, auf seiner Seele, wie eine Mutter ihr Kind; und er hauchte

den Seinen diese Liebe ein. Er durfte und darf sagen: „ich bin der gute Hirte; ich kenne meine Schafe."

Nach heiliger Liebe hungern wir — und nach fester Führung. Je mehr wir unabhängig werden von menschlichen Autoritäten in Staat und Gesellschaft, um so unbedingter brauchen wir eine Steuerung von innen her. Das kann uns unser natürliches Herz nicht geben, denn es ist ein trotziges und verzagtes Ding. Glückselig die Menschen, die in der reinen, großen, gütigen Gestalt Jesu den sichren Führer gefunden haben, für Glück und Leid, für Leben und Tod. Sie „hören seine Stimme" — und wissen, wohin sie wandern.

Wir hungern nach Leben. Nicht nur nach einer „Existenz". Wir wollen etwas haben vom Leben, was nicht nur Mühsal und Kampf, nicht nur Rausch und Flitter ist. Unser Leben soll ein immer sich vertiefender Strom sein, in den von oben her hundert lebendige Quellen frisches Wasser sprudeln lassen. „Ich gebe ihnen das ewige Leben", verheißt Jesus mit beispiellosem Selbstbewußtsein.

Wir hungern nach Sicherheit. Alles ist so entsetzlich unsicher in unserer Zeit: unser Brot, unser Heim, unsere Arbeitserfolge, unsere Staats- und Gesellschaftsordnung; vor allem — die Menschen selbst, ihre Treue, ihr Glaube. Hier steht einer vor uns, der eine wundervolle, fast lächelnde Sicherheit ausstrahlt: „Niemand wird sie mir aus meiner Hand reißen!"

* * *

Und nun seht: dies stille Wunderland voll Liebe und Leben und Sicherheit, diese Burg des Gottesfriedens inmitten des Kampfes aller gegen alle — sie braucht nicht erst von uns erschaffen und erkämpft zu werden; nein, sie tut euch und eurem Kinde von selbst ihre Pforten auf. Man kann den Kopf schütteln, wenn an solch einem kleinen, unbewußten Kindlein eine geistliche Handlung vorgenommen wird. Aber das ist ja gerade das Wundervolle: „Nicht darin stehet die Liebe, daß wir ihn geliebt haben, sondern daß er uns geliebt hat." Seht eurem Kind in das träumende Antlitz. Es ist nur erst der Keim eines Menschen;

und doch dürfen wir schon heute sagen: so hat nie ein anderes unter den Milliarden Menschenkindlein je in die Welt geschaut. Jedes Kind wird als ein Sonderwesen geschaffen; persönlich geschaffen von der geheimnisvollen Gewalt Gottes. So wird es auch — je länger, je mehr — als ein Sonderwesen vor dem Antlitz Gottes stehen: persönlich geliebt, persönlich umworben und erzogen! Erst von Gott gesucht, dann ein Gottsucher; erst geliebt, dann ein Liebender; erst befruchtet, dann ein Fruchtträger; erst überwunden, dann ein Ueberwinder; erst geführt, dann selbst ein Führer: — so sieht ein echtes, gottgeweihtes Menschenleben aus. Das ist der tiefe, verborgene Sinn hinter all dem scheinbaren Unsinn und Widersinn des Alltagslebens!

Erst geliebt, dann ein Liebender: das predigt auch gerade die Tauffeier. Ist es nicht, als täte Gott fern am Ende des dunklen Lebensweges unseres lieben Taufkindes ein leuchtendes Fenster auf: hierher wandre — hier ist deine wahre Heimat, hier die herrliche Freiheit der Kinder Gottes? Wenn es nun heranwächst, dann darf es wissen: über meinem Leben steht des großen Gottes Verheißung: „Ich bin dein, du bist mein, niemand soll uns scheiden!“ So sich geliebt wissen: muß das nicht eine Macht des Guten in seiner Seele werden? Ihr, liebe Eltern, seid berufen, als Gottes Werkzeuge und Gottes Stellvertreter diese Macht des Guten in eures Kindes Seele zu entfalten und zu bewahren. Vielleicht seid ihr bisher selbst wenig gewohnt, im täglichen Leben „Jesu Stimme zu hören“? Um eures unschuldigen und hoffnungsvollen Kindleins willen versucht's von neuem! Laßt euch von Jesus führen, um eurem Kinde rechte Führer zu sein; laßt euch von ihm lieben, um euer Kind recht lieben zu können; laßt euch von ihm ewiges Leben schenken, um eurem Kinde mehr mitgeben zu können als eine irdische „Existenz“.

„Eine Herde unter einem Hirten“ — das ist Jesu Ziel. Heute herrscht so oft nur ein äußerliches, leicht zerreißbares Band zwischen Eltern und Kind. Früh Geld verdienend, früh weltkundig und sicher im äußeren Auftreten, früh gegen alle Autoritäten aufgestachelt, gehen Tausende von Heranwachsenden heute ihren eigenen Weg,

über die Eltern hin, kalt und selbstisch. „Gottlos — meisterlos.“ Wollt ihr euer Kind dauernd euer eigen nennen, daß es in Ehrfurcht, in Vertrauen, in liebendem Gehorsam zu euch aufschaut, so erzieht es im Geiste dessen, der's ihm und euch heute ins Herz hineinruft: „Meine Schafe hören meine Stimme; und ich gebe ihnen das ewige Leben.“ Ihr werdet es nie bereuen! Amen.

18.

Die göttliche Vorsehung

Eine Unterredung im Kindergottesdienst

von Paul Fleischmann

Matthäus 10, 29. 30. Kauft man nicht zween Sperlinge um einen Pfennig? Dennoch fällt derselbigen keiner auf die Erde ohne euren Vater. Nun aber sind auch eure Haare auf dem Haupt alle gezählet.

Liebe Kinder! Ueber diese Worte hat schon mancher den Kopf geschüttelt und gemeint, da müßte der liebe Gott denn doch viel zu tun haben, wenn er sich um jeden Sperling, ja um jedes Haar auf unserem Haupte kümmern sollte. Denn was für Dinge sind das in den Augen der Menschen? Und was kann man von dem großen Gott nicht erwarten? Ebensowenig wie man etwa von einem Könige erwarten kann, daß er sich persönlich um jede Fensterscheibe in seinem Schlosse und die Gesundheit jedes seiner Untertanen kümmern solle. Aber erstens ist Gott uns Christen doch noch etwas anderes als ein König und Gebieter. Wie nennt ihn unser Herr Jesus immer, auch hier in unserem Bibelwort? Und wodurch zeichnet sich gerade ein Vater im Verkehr mit seinen Kindern aus? Da ist einem Kinde sein Spielzeug zerbrochen, oder es hat sich einen Splitter in die Hand gestoßen. Zu wem kommt es in seiner Kümmernis gelaufen? Als was für Dinge würde ein anderer als der Vater den eingestoßenen

Splitter und das zerbrochene Spielzeug ansehen? Und was würde er dem Kinde sagen? Nicht so der Vater. Was tut der? Und warum? Wie erscheinen ihm also, weil er sein Kind lieb hat, das zerbrochene Spielzeug und der eingestoßene Splitter? Wir erkennen: für die rechte Liebe gibt es keine Kleinigkeiten.

Und zweitens, wonach beurteilen wir Menschen den Wert einer Sache? (Nach dem Aussehen, danach, was es kostet usw.) Aber das ist sehr unüberlegt. Es sieht manches in der Welt sehr unscheinbar aus und kann von hohem Werte sein. Der Herr Jesus vergleicht einmal seine Jünger, um ihren Wert für die Menschheit zu veranschaulichen, mit einem Gewürz, das eure Mutter in der Küche braucht. Das Salz ist etwas ganz Unscheinbares; man kriegt davon sogar noch jetzt in der teuren Zeit für wenige Pfennige eine ganze Hand voll. Nichts desto weniger hat es großen Wert; denn wozu dient es? Ja wo ist es geradezu unersetzlich? (Im Haushalt.) Könnte es nicht manche unscheinbare, von uns Menschen vielleicht kaum beachtete Dinge geben, die in dem großen Haushalt unseres Gottes ebenfalls unentbehrlich sind! Mir fällt noch ein anderes Gleichnis ein. Da redet der Herr Jesus einmal von einem ganz kleinen, unscheinbaren Ding, in dem eine große Kraft steckt, und sieht darin ein Bild für die große Kraft des Himmelreichs sich auszubreiten. (Senfkorn.) Was wird nämlich aus dem Senfkorn? Wem dient dieser Baum zur Wohnung? Und nun laßt uns noch einmal an die beiden unscheinbaren Dinge denken, von denen der Herr Jesus in unserem heutigen Bibelwort redet. Welche sind es doch? Wie gering ist der Wert eines Sperlings? Aber wenn der Sperling, der zur Erde fällt, nun dazu diente, einem anderen vielleicht für die Ernährung des Menschen notwendigen Tiere das Leben zu erhalten, nicht wahr, wir würden den armen Spatz, diesen Gassenbuben unter den Vögeln, wie man ihn genannt hat, mit einem Male mit ganz anderen Augen ansehen? Oder wenn das Haar, das vom Haupte fällt, dazu bestimmt wäre, einen leichtsinnigen Menschen, der bisher in den Tag hineinlebte, ohne daß er an sein Ende dachte, daran zu erinnern, daß seine Jugend schwindet und das Alter naht, wir würden selbst das Haar nicht mehr für so

geringfügig halten. Wodurch bekamen in diesen beiden Fällen der Sperling und das Haar ihren Wert? Wer aber hat sie für diesen Zweck ersehen, ja dafür erschaffen? Was ist daher ohne Gottes Willen unmöglich? Wenn es doch geschähe, worin wäre Gott dann beschränkt? Was könnten wir aber dann im ersten Artikel nicht mehr von ihm bekennen? Er könnte dann zwar auch unser Vater sein, aber er wäre wie ein irdischer Vater, der zwar aus Liebe manches möchte, aber nicht kann. Wie könnten wir ihn dann nicht mehr anreden? (Unser Vater, der du bist im Himmel.)

Dann glaubst du also, werdet ihr sagen, daß Gott in allem, was hier auf Erden geschieht, seine Hand im Spiele habe, auch im allerkleinsten? Freilich glaube ich das. Gott hat gerade so seine Hand im Spiel, wenn ein Sperling zur Erde fällt, wie wenn ein kleines Kind stirbt. Er hat gerade so seine Hand im Spiel, wenn ein Ameisenhaufen zerstört wird, wie wenn eine Stadt mit allen ihren Bewohnern durch ein Erdbeben zugrunde geht. Denn wenn es nicht so wäre, wenn nicht Gottes Wille in allem wirksam wäre, wie müßten wir es nennen, wenn uns im Leben etwas Unerwartetes träfe? Es gibt wirklich Menschen, die so alles im Leben betrachten. Eine alte Frau wird von der Straßenbahn überfahren. Was war es? Ein Haus brennt ab, und ein kleines Kind, das friedlich in seinem Bette schläft, kommt in den Flammen um. Wie nennen sie es? In der Apotheke werden zwei Arzneiflaschen mit einander verwechselt, und die Folge ist der Tod eines Kranken. Wodurch soll er herbeigeführt sein? Genau so bei glücklichen Ereignissen. Ein junges Mädchen wird von der Lokomotive gefaßt, stürzt zu Boden, der Zug geht über es hin; alles eilt entsetzt hinzu und — findet es unversehrt. Eine Granate schlägt in den Unterstand. Von den 12 Soldaten, die sich in dem Unterstand befinden, werden 11 getötet; einer kommt mit dem Leben davon. Was sagen die Leute? Aber der gerettete Soldat und das vor dem Tode bewahrte Mädchen? Die sagen gar nichts. Aber ganz in der Stille tun sie etwas, wozu ihr Herz sie treibt? Warum danken sie ihm? Was lassen sie sich von niemandem einreden?

Nun sagt mir aber einer: das ist alles ganz schön und

bei der Geschichte von dem jungen Mädchen, das unter die Eisenbahn gerät und doch gerettet wird, und von dem Soldaten, der unverletzt bleibt, muß wirklich Gott seine Hand im Spiele gehabt haben. Aber das mit den beiden Flaschen in der Apotheke, willst du nun das in der Tat Gott zuschreiben? Das war doch nur die Fahrlässigkeit des Apothekers oder die Zerstreutheit irgend eines anderen, der mit den Flaschen zu tun hatte. Darauf antworte ich: Würde Fahrlässigkeit oder Zerstreutheit eines Menschen selbst den Gotteswillen ausschalten können? Dann würde ja auch alles andere, was Menschen Törichtes oder Kluges, Böses oder Gutes tun, Gottes Willen ausschalten. Und wenn ich kleiner kurzsichtiger Mensch auch nicht immer erkennen kann, was Gott will und was er vielleicht nur zuläßt, das ist mir gewiß, daß ohne seinen Willen und erst recht wider seinen Willen nichts geschieht; denn sonst wäre er eben nicht Gott, der alles mit seinem ewigen Wesen erfüllt und durchdringt. Mag daher der Menschen Bosheit, Torheit, Schwachheit es schlimm genug treiben, so daß hier auf Erden alles drunter und drüber geht, ich halte es mit jenem frommen Manne, der einmal gesagt hat: Durch der Menschen Konfusion und Gottes Direktion wird die Welt regiert.

Denken wir uns noch einmal, daß es nicht so wäre und vielmehr der Zufall sein Spiel triebe — wovor wären wir keinen Augenblick sicher? Welches Gefühl müßte dadurch in unserem Herzen erzeugt werden? Wir müßten eigentlich jeden Morgen mit dem Gedanken aufstehen: Wer weiß, was nun heute wieder passiert! Dieses Gefühl der Unsicherheit, der Furcht bringt viele Menschen dahin, daß sie auf gewisse Anzeichen achten, die nach ihrer Meinung Glück oder Unglück verheißen, läßt sie zu allerlei geheimnisvollen Gebräuchen ihre Zuflucht nehmen, um sich das Glück zu sichern oder das Unglück abzuwenden. Wie nennt man das doch? Nicht einmal große und bedeutende Leute sind von solchem Aberglauben frei. So wird selbst von Napoleon erzählt, daß er abergläubisch gewesen sei. Ganz anders bei den Menschen, die an eine göttliche Vorsehung glauben. Welches Gefühl kann in ihren Herzen gar nicht aufkommen? Wessen sind sie in allen Lebenslagen gewiß? Ja oder wie es ein frommer Liederdichter

unserer Kirche ausdrückt: Es kann mir nichts geschehen, als was er hat ersehen, und was mir selig ist. Was ist und bleibt ihnen Gott? Woran zweifeln sie nicht, auch wenn sie Leid und Ungemach trifft? Wie kann es diese Liebe mit ihnen nur meinen? Und wozu muß alles dienen, was ihres Vaters Liebe ihnen schickt? Das ist ein ganz anderes Gefühl als das der Furcht. Wie werdet ihr es nennen? (Vertrauen). Wie ist da das Herz in allem Leid?

Ich kenne einen, und ihr kennt ihn auch. Der wußte sich so in seines Vaters Liebe geborgen, daß er in jeder Lebenslage ganz ruhig und getrost blieb? Einmal sehen wir ihn mit seinen Jüngern auf dem See Genezareth in einem großen Unwetter. Wie verhalten sich die Jünger? Wie wenig wird er selbst davon berührt? Was müssen die Jünger erst tun? Und als sie ihn geweckt haben, was kann er gar nicht begreifen? Aus welchen Worten geht das hervor? Und doch war dieser Sturm auf dem See Genezareth nur das Vorspiel von einem noch viel größeren Sturm, der über ihn und seine kleine Schar hereinbrechen sollte. Woran denke ich? Aus welcher Geschichte wißt ihr, wie hart er hat kämpfen müssen? Zu wem nimmt er dann seine Zuflucht? Worum bittet er? Was ist ihm auch jetzt wieder die Hauptsache? Denn wovon ist er durchdrungen? Woran kann ihn auch das schwerste Leiden nicht irre machen? Was macht ihn also so zuversichtlich und getrost? Seht, das ist die ungeheure Kraft, die das Vertrauen auf Gott und seine Liebe und Allmacht dem Menschen verleiht. Hört noch eine kleine Geschichte, die an die Geschichte von dem Sturm auf dem See Genezareth erinnert. Ein Schiff befand sich in großer Sturmesnot. Bleiches Entsetzen malte sich in den Gesichtern der Passagiere, und selbst den erprobten Seeleuten konnte man es anmerken, daß sie solch ein Unwetter auf hoher See noch nicht bestanden hatten. Nur ein kleiner Knabe schaute ganz ruhig, ohne ein Zeichen von Furcht, in das Tosen der Elemente. Verwundert fragt ihn einer der erschrockenen Leute: „Fürchtest du dich denn gar nicht?“ Und die Antwort lautet: „Mein Vater sitzt am Steuer“. Daß es niemand von uns, ihr lieben Kinder, je vergessen möchte, wenn unser kleines Schifflein einmal mit Sturm und Wogen kämpft: „Mein Vater sitzt am Steuer“.

19.

Einsegnung in einer Berliner Vorortgemeinde

von Karl Fangauf

Berlin N. Der Einsegnungstag naht. Längst ist ein Teil der Kinder vorzeitig aus der Schule entlassen. Gewiß oft früher als wirklich nötig. Schon stehen sie ein halbes Jahr im Strudel — in der Druckerei, in der Fabrik, im Geschäft. Das Ziel der Schule ist nicht erreicht. Der Religionsunterricht hat das Wünschenswerte an Umfang und Tiefe nicht immer gegeben. Selbst am Notwendigsten fehlt es. Die Zucht des Hauses ist, mehr als vorher schon, gelockert. Der Umgang mit seinen Gefahren hat Macht gewonnen. Manche Konfirmandenstunde wurde versäumt. Zwar liegen für die Kinder, die dem Vormittagsunterricht nicht beiwohnen können, weil sie auswärtige Schulen besuchen oder schon „eine Stelle haben", oder weil — an ihren höheren Schulen — die Pausen mit denen der Volksschulen nicht zusammenfallen, besondere Stunden nachmittags von sechs bis sieben. Diese Zeit zerreißt ihnen den Nachmittag nicht, läßt ihnen für Arbeiten und Schlittschuhlaufen und Baden die Stunden frei. Und zum Abendessen ist alles zu Hause. Und es hat manch helles Kind von der Volksschule die „Höheren" beschämt durch flotte Antwort und kluges Mitarbeiten. Es wird ja in allen Gruppen unerbittlich darauf gehalten, daß nie, aber auch nie über eine „dumme" Antwort gelacht wird. Die Kinder wissen: die falschen Antworten sind mir die liebsten. Wissen auch, warum. Es ist schon an sich von Wert, die Kinder verschiedener Gemeindekreise zusammen zu haben. Sie lernen sich gegenseitig kennen und verstehen; und es ist dann kein Anlaß zu dummen Reden: „Ja, die Reichen nimmt er besonders". Solche Gedanken sind ausgesprochen worden. Und vor jeder Einsegnung kommt die Frage: „Können wir uns mit welchen aus der höheren Schule den Segen geben lassen?" — Also die Abendstunden nehmen gern solche Ausgeschulten auf. Aber der Besuch ist doch nicht streng regelmäßig.

Und dann sind da die Hilfsschulkinder. Zumeist lebendige Anklagen gegen ihre Eltern, gegen Schule, gegen Staat. Tatsünden schreien laut, lauter die Unterlassungssünden. Das Allerwichtigste und Allergrößte, die Zeugung und Empfängnis und Hegung neues Lebens ist „von Anstands wegen" in tiefes Schweigen gehüllt. Von Kameraden und Kameradinnen und aus Büchern und Bildern und Liedern erfahren Kinder und Jungleute das Nötige — die Notwendigkeit der Hilfsschulen ist eine Quittung. Diese Aermsten müßten für sich unterrichtet werden. Aber, Vorortpfarrer, woher nimmst du auch dazu noch Zeit und Kraft?

Auch bei den anderen — Schulausflüge, gegen die Bestimmungen an Tagen unseres Unterrichts unternommen, heute diese Klasse, nächste Woche jene; „hitzefrei", auch nicht gleichmäßig an den Schulen des Ortes, manchmal auch von mir gegeben, denn von acht bis zwölf sitzen die Aermsten in der Schule. Und — wie manches törichte Fehlen! Wir haben ja leider noch immer nicht das Elternhaus hinter uns. Soll ich jede Stunde beginnen mit dem Feststellen der Fehlenden und dem Vernehmen derer, die gefehlt haben? Soll ich durch Anhören und Auszanken all der dummen Entschuldigungen mir und den Kindern die Stimmung verderben? Gleich soll der Choralvers gesungen und soll gebetet werden — das paßt weder vor noch nach dem ärgerlichen Femgericht. Ich habe meine Scharen daraufhin erzogen, daß sie in der nächsten Stunde ihr Fehlen selbst begründen und — vor allem — wenn möglich vorher die Erlaubnis zum Fehlen einholen. Aber viel hilft das nicht, der Unterricht bleibt gestört und unregelmäßig.

Das sogenannte Jahr, das sich aus solchen dreiviertel Stunden zusammensetzte, ist zu Ende. Der Tag kommt. Was bleibt? und bleiben muß doch etwas! Er kann kein Zopf sein, der nun einmal hängt. Keine Gewohnheit, die man mitmacht, besonders im gut bürgerlichen Mittelstand. Mit einer rührseligen Stunde ist nichts gewonnen. Von Zöpfen, Rührseligkeiten und Gewohnheiten lebt keine Menschenseele, die jetzt in Sturm und Wetter des Lebens hinaus muß. Und eine Kirche auch nicht, die jetzt mehr als manchmal früher in Sturm und Wetter stehen muß. Für beide muß etwas bleiben: für die Kindesseele und für die Gemeinde. Nicht „Kirche" sagen wir;

darunter stellen die Kinder nichts Klares sich vor. Ist ein Fremdwort, wie leider unser ganzes Leben mit Gott und unser Gemeindeleben durchsetzt sind mit Hebräisch und Griechisch und Lateinisch; selbst „Religion" ist ein Fremdwort. Auch da hat der Unterricht versucht zu helfen. „Heilsbotschaft", „Brief" und daß immer Jesus, nie Jesum, nie Christi, Christo gesagt werde, und gar das „Messias", wo doch Heiland oder Erlöser viel schöner ist. Von „Kirche" ist ihnen, als es so weit war, erzählt worden. Aber für den Alltagsgebrauch ist „Gemeinde" besser. Wenn sie da begriffen haben, daß darunter nicht die bürgerliche, sondern die kirchliche Gemeinde zu verstehen, so ist gewonnen. Pfarrer, Aeltester, Gemeindevertreter, die anderen alle — dabei läßt sich schon etwas denken.

Für beide muß etwas bleiben. Für die Gemeinde und für das Kind.

Der Unterricht, von der ersten Stunde an, stellt die Gemeinde in den Mittelpunkt. Die Gemeinde ruht in Jesus, Jesus in Gott. Die drei Mittelpunkte sind einer. Nicht zur „Religions"-Stunde, sondern zur Konfirmationsstunde kommen sie. Der andere Name bringt eine andere Sache.

Der Unterricht gibt nicht Kirchenlehre, sondern das Leben, in dem die Kinder stehen. Nichts wird von außen an sie geworfen, wie der Mörtel an die Steine; alles wächst aus dem Erleben, Denken, Fragen der Kinder heraus. Alle Beispiele werden genommen nicht aus frommen Blättlein mit ihren so oft unwahren Geschichten, sondern aus dem Leben des Hauses, der Schule, des Gartens, der Wanderungen, der Gemeinde, des Volkes — nie anders als aus dem, was die Kinder sehen und leben.

Aus dem Namen der Stunde kommt der Begriff „Konfirmation". Fremdwort. Dafür setzen wir „Einsegnung". Unter Segenswünschen sollt ihr eingeführt werden in die Gemeinde. Seid zwar schon drin, soweit ihr getauft seid; das sind nicht alle. Ueber die Nichtgetauften reden wir nachher. Aber bei der Taufe war nicht das Kind die Hauptperson, die Eltern waren es. Die versprachen der Gemeinde, euch christlich zu erziehen. Und die Gemeinde sah euch als ihre Glieder an. Sie schuf für euch die Kinderkirche. Da arbeiten für euch Leute aus der Gemeinde. Ohne Bezahlung. Nur um euch hineinwachsen zu lassen

ins Gemeindeleben. Schon nimmt eine Anzahl von euch teil am Leben und Arbeiten unserer kirchlichen Jugendvereine. Hie und da schmücken Konfirmandinnen sonntäglich oder gelegentlich den Altar mit Blumen zum Gottesdienst. Manche von euch helfen als Sänger oder Geiger im Kinderchor, manche beim Läuten, manche an unseren Kinoabenden. Also ihr seid drin. Aber ihr wart nicht „eingetreten". Ihr hattet weder Verständnis dafür noch Willen dazu. Ihr wurdet hineingetragen. Aber dabei kann's nicht bleiben. Ihr könntet später Pflichten und Warnungen leicht abweisen: man hat mich ja gar nicht gefragt. So kommt die Stunde, in der ihr erklären sollt: „Ich will in der Gemeinde bleiben". Das ist die Bedeutung der Einsegnungsfeier für euch. Ihr seid vorläufig aufgenommen, und jetzt auf das Versprechen hin „ich will bleiben" werdet ihr eingesegnet, das heißt unter Segenswünschen*) in die Gemeinde eingeführt.

Ehe ihr das Versprechen abgebt, müßt ihr wissen, was die Gemeinde euch gibt und was sie von euch fordert. Was sie euch gibt? Sie will euch helfen, gute und glückliche Menschen zu werden, will euch bewahren vor dem Untergehen, Liegenbleiben, Gefesseltwerden in Sünde und Sorge. Bewahren vor Sünde und Sorge kann sie euch nicht. Sünde und Sorge erfährt jeder, der durchs Leben geht. Aber vor dem Untergehen, Liegenbleiben, Gefesseltwerden in Sünde und Sorge will und kann sie euch bewahren. Sie will euch mitteilen die Kraft, in der sie selbst lebt, ewiges Leben. Das ist also nicht etwas für „nach dem Tode", sondern eine Kraft für dieses Leben. — Was sie fordert? Was jede Kraft fordern muß: Ihr müßt mit der Kraft in Verbindung treten, das heißt das Leben der Gemeinde mitleben. Mitleben erstens dieses Leben als inneres, als Glaubensleben, zweitens mitleben die Aeußerungen dieses Lebens in Gottesdiensten, Ver-

*) Segenswünsche — mehr kann die Gemeinde nicht geben. Die evangelische Gemeinde unterscheidet sich darin von den Priesterkirchen, auch von der katholischen. Auch das Brautpaar empfängt den Segenswunsch der Gemeinde. Am Schluß jedes Gottesdienstes bitte ich — im Gegensatz zum Priester (4. Mose 6, 24–26): Herr, segne uns usw., bitte wie jedes Gemeindeglied.

fassung, im reichen Vereinsleben, in der Tätigkeit in innerer und äußerer Mission.

Das Glaubensleben läßt sich kleiden in den kurzen Satz, den alle anerkennen: Wir glauben an einen Gott, der uns lieb hat, und der vollkommen sich geoffenbart hat in Jesus von Nazareth. Sofort entsteht die erste große Frage:

Gibt es einen Gott?

Unsere Kinder stehen in dem Fluten der Gottesleugnung in Druck und Wort; tönende Phrasen, aber die Masse macht's. Das tägliche Leben und — falsch, aber immer wieder hinausgerufen — die Wissenschaft beweisen, es gibt keinen Gott. Auch Lehrer in der Schule sagen's schon. Und wir können ihn weder sinnlich wahrnehmen noch überhaupt denken. Ist er darum nicht? Leicht finden's die Kinder: wie unvollkommen sind unsere Sinne! Anfang der Zeit, Ende des Weltenraumes, Unendlichkeit in Zeit und Raum, Kraft, Geist, Werden des Lebens bei Befruchtung, Tod — wir können's nicht sinnlich wahrnehmen, nicht einmal denken. Gibt es nur die Sterne, nur die Farben, die wir sehen? Nur die Töne, die wir hören? Ist Leben „aus", wenn das Herz still steht? Wer wagt das zu behaupten! Viele Aussprüche scharfer Denker und Forscher merken die Kinder. Also deshalb, weil er nicht mit dem Denken, nicht mit den Sinnen zu fassen ist, kann man doch nicht sagen, es gibt keinen Gott. Vieles erkennen wir sicher und doch nur aus seinen Spuren (Dieb, Wild). Also: Spuren Gottes suchen, Erscheinungen, die sich nur erklären lassen aus dem Dasein Gottes. Die Kinder finden die Fragen: Woher der allererste Anfang? Woher Gesetze, Kräfte, Ordnungen? Woher das Leben? Dann der Mensch: Wie er mit allem Lebenden durch viel Gemeinschaftliches zusammenhängt, und wie dann doch klaffende Unterschiede da sind, Fähigkeiten, die Pflanzen und Tiere nicht haben, die wir also von ihnen nicht haben können: die Fähigkeiten, die sich zeigen in Kultur, in Philosophie und in Religion. Das heißt in der Weiterentwicklung auf allen Lebensgebieten, im Stellen von Fragen, die über Selbst- und Arterhaltung hinausgehen, und im Rechnen mit höheren Wesen. Woher diese Fähigkeiten? Und weiter. Die Fähig-

keit, zu unterscheiden zwischen böse und gut: das Gewissen, diese letzte Entscheidung für uns. Mancherlei bringt es zum Irren, aber eben darum muß es geschont werden. — Die unerschöpfliche Fülle des Kinderlebens und -erlebens hat sich aufgetan. Nichts ist von außen herangebracht. Alles ist kindlich, und alles ist klar und wahr. Wie die Beobachtungen kommen und die Fragen! Endlich: Unter den Menschen der Eine und Einzige — Jesus von Nazareth. Das führt zum zweiten großen Abschnitt:

Jesus von Nazareth unser Erlöser.

Der Mensch Jesus wird ihnen gezeigt, ohne theologische Formel, ohne dogmatische Teilung. Wie er uns erlösen will, das heißt frei machen, froh machen, zum Aufatmen bringen. Durch seine Worte, seine Taten, sein Vorbild, sein Leiden und Sterben. Unter keinen Umständen schließe ich mich dem Katechismus an, der die Erlösung nur ans Leiden und Sterben setzt. Ich habe und bringe den Kindern den ganzen Jesus. Keine Formel über ihn. Ihn selbst, wie die Evangelien ihn zeigen. Stellen wie Matthäus 5, 8; Markus 10, 13 in der richtigen Uebersetzung — die ganze Kindeswelt liegt ja darin. Markus 1, 21 ff.; 2, 13 ff. — was gibt das für Stunden! Und als Höhepunkt, nicht für alle Gruppen geeignet, Johannes 8, 1 ff. dieser goldene, zarte Abschnitt, wie zeigt er Jesus, den Erlöser! Sein Leiden und Sterben: nichts von Anselm!! Was lesen wir ab vom Kreuz, von dem entsetzlichen Leiden und Sterben dieses Unschuldigen? Erstens das Furchtbare: Gott greift nicht ein; er läßt der Sünde ihren Lauf und läßt sie ihre Folgen bringen; wie sich's in jedem Leben so entsetzlich bewahrheitet. Was der Mensch säet, das muß er ernten. Sprichwörter in Menge. Aber in jedem auch strafen sich die Sünden anderer, die um ihn sind, die vor ihm waren. Und Gott greift nicht ein. Jeder ist seines Glückes Schmied, jeder ist der andern Fluch oder Segen. Auch auf die Nachwelt geht's: das furchtbare Gesetz der Vererbung! Das werden Höhestunden im Unterricht. So oft du das Kreuz siehst: Gott greift nicht ein! Das ist das Leben! Das ist keine Lehre, das ist das Leben, wie es die Kinder täglich erfahren. Und zweitens:

Wie lieb hat mich Gott! Diesen Einen und Einzigen läßt er so zugrunde gehen, damit ich unter dem Kreuz zur Vernunft komme. Daß wir wissen: Gott greift nicht ein, und: so lieb hat mich Gott, das bringt zu dem: ich darf — ich will — und schließlich: ich kann nicht sündigen! So wirst du frei vom Sündigen. Das ist Erlösung. Das Ziel wird nie erreicht, aber der Weg zum Ziel wird immer schöner. Das ist Erlösung. Er will dich erlösen; ob er's kann, hängt ab von deinem „Ich will."

Bitter ernst und unsagbar froh macht uns das Kreuz.

Weiter: Alle, die in Jesus von Nazareth ihren Erlöser sehen, schließen sich zusammen zur

Kirche.

„Dem Herrn gehörig." Alle sehen in ihm den Erlöser, daher eine Kirche. Aber „viele Köpfe, viele Sinne"; so wurden geschichtlich Abteilungen, die sich wieder Kirche nannten. Uns kümmert besonders der Unterschied zwischen protestantisch und römisch-katholisch. Die beiden haben wir um uns, und Stellung und Heirat und Freundschaft können uns bald vor die Entscheidung bringen. Keine Glaubenswut (Fanatismus) gegen den andern, keine Gleichgültigkeit (Indifferenz) gegen das eigene Bekenntnis; Duldung (Toleranz) der andern. Aber bei aller Duldung doch treu dem Eigenen. Bei aller Anerkennung der katholischen Kirche als christlicher, bei aller Achtung vor der Frömmigkeit des einzelnen Katholiken und aller Würdigung der Schönheit katholischen Kirchenbaues und katholischer Gottesdienste: wir haben Besseres. Dort Gewissenszwang, bei uns Gewissensfreiheit. Glaube, was du vermagst, gestalte dein Verhältnis zu Gott, wie du es kannst. Das ist deine Sache. Die Gemeinschaft hilft dir, so gut sie kann; aber du und dein Gott; und keine Kirche, keine Lehre zwingen dich. Du allein hast das Recht, aber auch die Pflicht, mit deinem Gott dich zu stellen.

Dein Mittel ist vor allem das Gebet. Verwechsle nicht beten mit bitten. Dem Vater die Hand geben: Da bin ich, jetzt wollen wir beide durch den Tag gehen. Das heißt beten, und alles beten verpflichtet. Vater, wie reich ist deine Welt! Vater, wie bin ich froh! Vater, daß

ich dich habe! — all das heißt beten. Es bitten am meisten die kleinen Kinder; je größer sie werden, um so mehr kommen sie zu einem selbstverständlichen inneren Zusammenleben mit den Eltern. Guten Tag sich sagen, sich freuen an den Eltern, den Eltern das Leben absehen, stolz reden von seinen Eltern, das, auf Gott übertragen, heißt beten. Laßt das Beten nicht. Haltet wenigstens das Morgengebet; „daß ich heut rein sei," — „daß ich heut Sonne sei"— kurze, schöne Gebete.

Es folgt sehr ausführlich das kirchliche Leben, besonders Taufe, Trauung, Begräbnis in alle Einzelheiten hinein.

Der ganze Unterricht Leben, nur Leben. *)

Die Vorstellung der Kinder vor der Gemeinde. Eine Gemeindefeier. Nicht nur die Angehörigen der Kinder sind eingeladen. An die gesamte Gemeinde erging der Ruf. Immer wieder muß die Gemeinde hören: Es ist eure Jugend, um die es geht. Mitarbeiter im kirchlichen Leben wollt ihr einmal in ihnen haben. Kümmert euch jetzt schon um sie. Begreift allmählich, daß nicht nur die üblichen Gottesdienste für euch da sind. Auch solche Gottesdienste, wie die Vorstellung der Konfirmanden, gehen euch an. Ich habe über mangelnden Besuch bei diesen Vorstellungen nicht zu klagen, auch über innere Anteilnahme der Gemeinde nicht. Die zu erzielen, tue ich, was ich kann. Es wird, auch durch die Presse, darauf hingewiesen, daß die Plätze in erster Linie nicht den in Haufen zulaufenden Schulkindern, sondern den Erwachsenen gehören. Die Erwachsenen werden gebeten, durch rechtzeitiges Kommen und durch Zurechtweisen der Kinder ihrem Recht Geltung zu verschaffen. Wo Kirchendiener zur Verfügung stehen, ist die Arbeit leichter.

---

*) Scharfe Worte gegen die Jugendweihe, die manches Kind noch am Ende des Jahres mir nimmt, habe ich bisher vermieden. Sie wirken leicht das Gegenteil von dem, was man beabsichtigt. Nur kurz: die Feier kann schön sein, aber damit ist's doch nicht getan. Ihr sammelt euch bewußt um Jesus, um seine Sache zu bauen. Natürlich, in so großer Gemeinschaft, wie es die Kirche ist, gibt's dauernd zu bessern — nicht fortlaufen, sondern helfen!

Gesetzt werden die Kinder nach Möglichkeit so, daß sie die Gemeinde ansehen. Unmittelbar vor und neben ihnen sitzt es und steht es gedrängt. Der Pfarrer ist nicht im Talar. Der Rock gibt mehr Beweglichkeit. Nun — frisch in die Sache hinein. Ein frohes Eingangslied; ein kurzes, festes Gebet. Nicht am Altar, sondern zwischen Kindern und Gemeinde, und dann los. Nicht Lehren, sondern das Leben. Aus dem Gemeindeleben — Taufe, Trauung und dergleichen — die Gemeinde weiß so wenig davon, so wenig! Sie lernt tüchtig mit. Oder von der Erlösung, wie die keine Lehre sondern ernst-frohes Leben ist. Vorortleben, Vorortleichtsinn, Vorortnöte, Vorortsünde — und schlichtes, starkes Frohsein in Gott. Selbst dem „ganz Roten," der es gewagt hat, zu kommen mit seinem Jungen, lacht das Gesicht über den fröhlichen, frischen, kindlichen Zug, der durch alles hindurchgeht. Manchmal geht Heiterkeit durch die ganze Versammlung. Wir deutschen Leute reden auch nicht in der Sprache Kanaans, und jede fromme Redensart wird zurückgewiesen. Sie merken's schon: Da ist von Verdummung, Muckerei und Frömmelei nichts zu spüren.

Zu schnell vergeht ihnen die Zeit; manches wollte gern noch öfter gefragt sein.

Ich prüfe nicht zu viele auf einmal. Knaben und Mädchen besonders. So ist die Kinderschar übersehbar, und die Gästeschar drängt sich nicht ungebührlich.

Der Tag ist da. Alles ist auf bleibenden Eindruck angelegt.

Es ist Sonntag. Wir halten hier am Sonntag als Einsegnungstag fest. Die Gemeinde, die hier um zwei Predigtgottesdienste kommt, muß sich das gefallen lassen. Es geht um ihre Jugend. Abendgottesdienste ersetzen den Ausfall. Da ich, wie bei der Vorstellung, Ueberfülle vermeide, so segne ich zweimal hinter einander ein, erst die Knaben, dann die Mädchen. Bei der Vorstellung war es umgekehrt, wegen der eintretenden Dunkelheit. Da gehen die Mädchen voran. Wie bei der Vorstellung schließen Geschwister sich zusammen. Ob sie bei den Knaben, ob

bei den Mädchen kommen, bleibt ihnen überlassen. Für die nächsten Verwandten erhält jedes Kind einige Karten, jedes die gleiche Zahl — unter keinen Umständen wird davon abgewichen, — die für freigehaltene Plätze gelten; aber, wie auf den Karten gedruckt steht, nur bis eine Viertelstunde vor Beginn der Feier. Wer später kommt, kann sehen, wo er Platz findet; und wenn's Vater und Mutter sind. Schärfstes, rücksichtsloses Durchsetzen dieser Pünktlichkeitsmaßnahme, ohne Rücksicht auf irgendwen, bürgert sich ein. Jeder hat Zutritt, auch ohne Karte.

Der Altar ist geschmückt; der Kirchenchor singt. Kurze, stimmungsvolle Lieder. Einzelsängerinnen werden auf Wunsch nach sorgfältiger Prüfung der zu singenden Lieder zugelassen. Mit Arien und verzwickten Kunstgesängen soll man uns vom Leibe bleiben. Einsegnung ist kein Konzert. Die Hauptsache ist des Seelsorgers Ansprache.

Kurzer Gemeindegesang, kurze Schriftverlesung, kurze Ansprache. Gut, wenn man Knaben und Mädchen in gesonderten Feiern hat. Jedem Geschlecht hat man Besonderes zu sagen. Nicht auf Rührung sieht es die Ansprache ab, nicht auf naßgeweinte Taschentücher. Der Wille wird gepackt. Nicht Kirchenlehre wird gegeben, sondern das Leben, wie es die Vorortjugend umgibt und erwartet. Die Sprache des Alltags, der Kinder, der Erwachsenen, nicht „der liebe Gott wird schon", sondern „du, auf dich kommt's an, du mußt."

Kurz die Ansprache.

Es folgen die Fragen. Ganz genau sind sie vorher mit den Kindern durchgesprochen worden. Ich will nicht überraschen. Das Ja der Kinder soll nicht auf eben zum erstenmal Gehörtes und darum kaum Gefaßtes kommen. Die drei Fragen sind nur Teile der einen: „Wollt ihr in der Gemeinde bleiben?" Wie selbstverständlich gliedert sich diese eine: Erstens: Wollt ihr das Glaubensleben der Gemeinde mitleben? Die preußische Agende verlangt das Glaubensbekenntnis. Jeder Hauptgottesdienst wenigstens fordert es auch. Trotz ernster Bedenken laß' ich es die Kinder sprechen. Aber: Vorher ist seine Bedeutung aufs genaueste durchgesprochen worden. Nicht eine Zwangsjacke! Nicht: du mußt auf jeden einzelnen Satz

dich verpflichten. Die Kinder bringen wenigstens einen Satz, an dem sie Anstoß nehmen: Auferstehung des Fleisches. Das Schicksal des ins Grab gelegten, des im Wasser und auf dem Lande unbegraben verkommenden Fleisches wissen sie. Alles Fleisch dient anderem Fleisch zum Aufbau. Wir leben alle von unseren Vorfahren. Ich zeige ihnen einen Menschenknochen, durch den hindurch eine Baumwurzel sich „gefressen" hat. Also: Unter das „Auferstehung des Fleisches" kann euch keine Kirche zwingen.

Eine andere Frage kommt nie, weil das Wort im Bekenntnissatz „empfangen" in anderer Bedeutung als der gemeinten verstanden wird. Ich müßte ihnen sonst den heiligen Geist als den Zeugenden erklären, der mit Maria Gemeinschaft eingeht. Davor war ich bis jetzt bewahrt. Aber ein sonderbarer Zustand: Was die Gemeinde sonntäglich hört, was sie als ihr eigen sprechen läßt, kann füglich ihr nicht erklärt werden! Kurz — das Glaubensbekenntnis, was ist es? Eine alte Tasse im Hause, ein Ring, eine Waffe, ein Buch, ein paar Reihen Geschriebenes von Großmutter, vom Ahn her! Nie gebraucht. Aber sorgfältig aufbewahrt. Heilig gehalten. Jedes dieser Stücke verbindet die Familie mit ihrer Vergangenheit. So das Glaubensbekenntnis. Oder: Was ist die alte Fahne dem Regiment? Altertümliche Zeichen und Bilder sind darin, die der Soldat nicht mehr versteht; aber er folgt ihr doch. Es ist die Fahne mit ihrer großen Geschichte. So verstehen's die Kinder; und das ist ihnen vorher gesagt worden. Jetzt, nach der Aufforderung, zum Glaubensleben in der Gemeinde sich zu bekennen und das Glaubensbekenntnis zu sprechen, wird dasselbe auch der Gemeinde gesagt. Diese soll wissen: Wir denken nicht daran, unsere Jugend unter alte Formeln aus der griechischen Welt von 325 zu spannen. — Weiter: Mit dem „Glauben" ist's nicht getan. „Leben" ist alles. Wollt ihr der Sünde absagen und eurem Heiland nachfolgen? Als Antwort ein kurzes „Ja, mit Gottes Hilfe", nicht die Formel, in der der Teufel vorkommt. Und drittens das Bekenntnis zur evangelischen Gemeinschaft.

Das Gebet. Niemals eins nach der Agende. Was

ich für meine Kinder innerlich lebe, sagt mir kein Formular. Die Gemeinde, vor deren Angesicht ich kniee, dem Altar zugewendet, merkt: Herzenstöne.

Die Sprüche.

Zu vieren treten die Kinder hervor, sonst dauert die Feier zu lange. Manche haben sich den Spruch gewählt; der Mutter, der Großmutter Spruch, der Eltern Trauspruch. Manche ganz nach eigenem Wunsch. So weit möglich, wird der Wunsch erfüllt. Manchmal geht es nicht. Zu oft wird Offenbarung 2, 10 ausgesucht. Mancher wählte „Trau, schau, wem?", mancher ein schönes Dichterwort, das er im Unterricht gehört. Manchmal wählen die vier zusammen einen Spruch, manchmal wählt eins einen für sich. So weit möglich, kommen sie alle auf ihre Rechnung. Dabei gilt Vorsicht in der Auswahl. Nicht Dogmatik, sondern Leben. Und keine Sprüche, die nicht erlebt werden. Das Alte Testament bietet deren genug. Psalm 37, 4. 25. 37 und viele andere sind Zusagen, deren Nichterfüllung das Leben tausendfach beweist. Solche Worte sind angebracht, wo ich erklärend darüber sprechen kann, nicht aber als Einsegnungssprüche. Ich weiß, welchen Sturm in meinem Elternhause es hervorrief, als ich einmal Psalm 127, 2 mitbrachte. Es gibt manch schönes Bibelwort, das den Kindern im Laufe der Jahre viel werden kann und das doch nicht geeignet ist, ihnen jetzt auf den Einsegnungstisch gelegt zu werden. Es würde nur den Widerspruch der Gäste hervorrufen, und es würde den Kindern nicht Lust machen, es damit zu versuchen.

So weit möglich, ist der Spruch dem Kinde angepaßt. Natürlich, vielen kommen wir armen Vorortpfarrer nicht, längst nicht genug nahe. Aber, so weit möglich, dem Kinde seinen Spruch. Und sie erhalten ihn geschrieben von der Hand ihres Pfarrers. Was ist der schönste Mehrfarbendruck gegen die eigene Schrift, die verrät: Der Pfarrer hat Zeit für mich gehabt. Solch eine Verbindung zwischen Pfarrer und Kind bleibt wertvoll.

An die Erwachsenen die eindringliche Mahnung, den Kindern Vorbild und Stütze zu sein. Sie kann gar nicht eindringlich genug sein. Kein Agendenformular reicht aus;

Herzenston muß es sein. Der Pfarrer darf auch hier nicht sein „der Mann mit dem Buch," er muß sein der Mann mit dem flammenden Herzen.

Als ich vor 24 Jahren in meine Gemeinde einzog, bestand ein furchtbarer Brauch am Einsegnungstage: Am Nachmittag zogen Jungen und Mädchen gemeinsam von Wirtschaft zu Wirtschaft. Gewissenlos gaben ihnen Wirte Bier und Schnaps. Mir hat ein Aktenstück vorgelegen, auf dessen einem Blatt ein Mädchen zu Protokoll erklärt hat: „Ob ich an meinem Einsegnungstage geschwängert worden bin, kann ich nicht genau angeben." Für diese armen Kinder, denen das Haus nichts bot — die Männer verräucherten bei Kartenspiel die Stube, die Frauen klatschten den alten Tratsch — richtete meine Frauenhilfe schöne Abende ein mit Tee und bunter Vortragsfolge. Eingeladen dazu waren ausdrücklich nur diejenigen Kinder, denen das Haus eine rechte Feier nicht bot. Die fühlten sich bei uns heimisch. Jeder Zwang ward vermieden. Aber es war traurig, daß wir solche Abende halten mußten. Auf meinen Antrag hat der Amtsvorsteher den Wirten ein deutliches Wort gesagt. Ich habe seitdem keine Klage gehört und nichts Verdächtiges gesehen. Unsere Abende sind längst überflüssig. Nur, daß Ausschweifungen stattfanden im Hause, im guten bürgerlichen Mittelstand, wurde immer wieder berichtet. Trotz der dringenden Bitten an Eltern und Kinder. Hilft nur dauerndes Mahnen und Aufklären. Nur nicht müde werden. Etwas fällt schon auf ein gut Land, und mit Mißerfolgen hat auch der Heiland rechnen müssen. Schließlich sind unsere Konfirmierten, die ja selbst einmal Eltern werden, unsere besten Boten und Werber.

Einladungen zum „Diner" lehne ich ab. Aber wenn ich ein besonders elendes oder armes Kind dabei habe, das besuche ich auf einen Augenblick. Bei den andern bin ich überflüssig.

Aber — da waren zwei Kinder noch nicht getauft. Bei einem wußte ich es erst seit kurzem, vom andern seit der Aufnahme in den Unterricht. Ich habe es erlebt, daß Pastoren in solchen Fällen die Taufe noch schnell nachgeholt haben, einmal am Sonntag vor der Einsegnung! Welch ein Entwerten der Taufe! Bei der Taufe versprechen doch die Eltern, das Kind christlich zu erziehen. Auf acht Tage? Auf ein Jahr? Und — die Eltern kommen nicht einmal mit zur Taufe; es ist ihnen peinlich. Was soll diese Taufe? Nein, Theater spielen wir nicht. Ich nehme das Kind ungetauft in den Unterricht auf; und bei der Besprechung der Beziehungen zwischen Taufe und Einsegnung kommt die Frage, was machen wir mit den Ungetauften? Leicht wird unter Anlehnung an die Geschichte des Christentums auf das Bild der Erwachsenentaufe geführt. Diese Ungetauften empfangen den gleichen Unterricht mit euch (Taufunterricht) und sprechen wie ihr: „Ich will in der Gemeinde bleiben." Man hat sie ja wie die Getauften am Gemeindeleben teilnehmen lassen. Sie feiern also auch ihre Einsegnung, das heißt, sie werden unter Segenswünschen in die Gemeinde hereingeführt, wie ihr, nur daß dabei nachgeholt wird, was an euch schon vollzogen: die Form, unter der je und je (nicht nur bei Christen!) in die Gemeinschaft aufgenommen wurde: die Taufe. Noch heute ist nicht nur im Missionsgebiet üblich die Erwachsenentaufe.

Die Kinder begreifen das leicht. Schwerer die Mütter. Aber, immer ist mir's gelungen, sie von der Schönheit dieser Handlung zu überzeugen. Das letzte Mal drohte eine mit dem Streik: „Denn läßt sie sich überhaupt nicht einsegnen." Ich: „Da kennen Sie Ihr Kind schlecht; das freut sich viel zu sehr darauf." Und es kam. Nur nicht nachgeben. Mit jedem Male wird's leichter und macht sich mit jeder folgenden Einsegnung besser. Und die Zahl der Ungetauften wird in den kommenden Jahren wachsen.

Die Form, die fürs Kind beide Handlungen verbindet, ist nicht ganz leicht zu finden. Das Kind will mit dem und der zusammen den Segen haben. Die Handlung kann also nicht am Taufstein für das Kind allein vollzogen werden. Das Ungetaufte tritt mit seinen Freunden hervor. Einige Worte klären die Gemeinde auf. Worte, die

irgend einen Vorwurf wegen der unterbliebenen Taufe auch nicht schattenhaft enthalten. Ganz froh und sonnig, machen sie Eltern und Kinder sonnig und froh. Neben mir auf dem Kirchentisch (leider noch immer Altar genannt, trotzdem es den nicht gibt, wo Priester und Opfer fehlen), steht eine Schale (nicht das große Kirchenbecken). Das Ungetaufte kniet neben den anderen, reicht wie nachher die anderen mir die Hand und empfängt die Taufe: „Ich taufe dich, im Aufblick zu unserem himmlischen Vater, der da spricht: — folgt der Einsegnungsspruch, der ein Gotteswort gibt. Oder: „Ich taufe dich, im Aufblick zu unserem lieben himmlischen Vater — folgt ein Einsegnungsspruch, der eine Mahnung oder eine Lebensweisheit enthält. So sind Taufe und Einsegnung wohl am besten zu einer Feier verbunden. Aber über die Form mag weiter nachgedacht werden. Auch das ist zu überlegen, ob das Kind einen Tauf- oder einen Konfirmationsschein erhält. Ich habe bisher immer den letzteren gegeben. Ins Kirchenbuch wird die Handlung natürlich als Taufe eingetragen.

In Frage kommen kann aber nur die Form. Die Sache selbst wirkt, auf alle. Kinder und Erwachsene stehen in dem sicheren, wenn auch teilweis unbewußten Empfinden: hier ist Wahrheit und Klarheit.

Wahrheit und Klarheit — den Kindern kindlich. Es gilt auch vom Abschluß des Ganzen, von der Abendmahlsfeier. Ich habe für die „Lehre" von den „Sakramenten" nicht viel übrig. Schon das Sakrament als Fremdwort ist verdächtig, und die Sakramente sind ein Stück Eierschale aus unserer katholischen Vergangenheit. Der Riese Luther hat sie nicht abgestreift, die Zwerge nachher konnten es erst recht nicht. Schon der Begriff Sakrament, wie ihn die Kinder aus der Schule mitbringen, ist etwas ganz Willkürliches, etwas echt kirchlich Gemachtes. In Priesterkirchen mit Geheimkulten — ja, aber in der Gemeinschaft der freien Kinder Gottes? Bei der Taufe ist ja ohnehin leicht zu sehen: Das Kind hat religiös nichts von der Taufe. Entgegenkommen fehlt völlig. Und Markus 10, 14 handelt doch nicht von der Taufe,

nicht vom „Sakrament". Stets wird der Baptist uns gegenüber im Recht sein, solange wir am „Sakrament" der Kindertaufe festhalten. Beim Abendmahl ist die sichtbare traurige Folge des Sakramentswesens die, daß es immer zumeist als Feier der Sündenvergebung empfunden wird; es rückt damit das Sündenbewußtsein in den Vordergrund. Eine weitere Folge ist, daß man glaubt, zum Abendmahl nur kommen zu sollen, wenn man in Sünder- oder doch in trauriger Stimmung ist. Schade ist, daß fast überall die Feier mit „Aus tiefer Not schrei ich zu dir" begonnen wird. Ach, Kinder kommen doch zum Vater, ihm die Hand zu geben, ihm von neuem zu sagen: Wir beide mit einander! Wieder einmal sich darauf zu besinnen: Ich hab den Vater. Muß man sich dazu als Sünder empfinden? Jung Verlobte, junge Eheleute sollten den neuen Anfang mit Abendmahlsgang feiern; aber das ist bei der herkömmlichen Sakramentslehre unmöglich.

Das habe ich den Kindern gesagt. All das „In, Mit und Unter", all das Sündenschwere, es ist so viel Theologie dabei, so viel Unkindliches. Den Kindern kindlich. Kinder, daß eure Eltern euch lieb haben, wißt ihr. Aber manchmal verlangt euch, daß sie es euch besonders sagen oder sonstwie besonders beweisen. Zweifelt ihr an ihrer Liebe? Nein, aber ihr wollt es einmal recht deutlich empfinden, daß sie euch lieb haben. Beispiele finden die Kinder. Worte versagen da oft; daher Händedruck, Umarmung, Kuß, Geschenk — alles deutliche Zeichen für das eine: ich hab dich lieb.

So ist das Abendmahl. Alle Tage haben wir den Vater im Gebet. Aber, wie das so geht, man kommt leicht aus einander. Darum gehen wir dahin, wo uns Gottes Liebe besonders eindrucksvoll sichtbar wird: an den Tisch, da der Heiland mit den Seinen sitzt, bereit, in den Liebestod zu gehen. Dieses Gedächtnismahl feiern wir mit einander. Ist das schön! Des Vaters froh — so geht ihr ins Leben. Ist das schön!

Ein frohes Lied beginnt die Feier. Die Zahl der Gäste darf nicht zu groß sein. Ja nicht alle Konfirmanden mit ihren Angehörigen auf einmal! Das ist keine Feier mehr. Ich halte Tage hinter einander, je nach Bedarf,

abends um acht, Feiern, oder Sonntage hinter einander. Wie es sich schickt.

Je weniger in der Beichtrede „Sünde" gesagt wird, um so besser ist sie. Kinder kommen zum Vater!

Nicht die Beichtformel mit ihrem „Ich armer, elender, sündiger Mensch" — Kinder! — „alle meine Sünden und Missetaten" — Kinder! — Gibt's eine bessere Erziehung zur Heuchelei als diese Formel der Agende beim Abendmahl der Kinder? „ . . . deine Strafe zeitlich und ewiglich verdient habe" — nein, tausendmal nein! Es ist ja eine ganz große Lüge. Mein Vater, den Jesus mir verkündigt, mein Vater widerspricht, und alles in mir schreit: Vater! du hast mich lieb! Nein, nicht so. Kinder, ich sag's euch anders. Etwa so: „Du unser lieber Vater, wir sagen es dir ohne Umschweife: Wir sind manches liebe Mal nicht gewesen, wie du uns haben willst; mancher Tag ist ohne inniges Beten dahingegangen, und in mancher Entscheidung hast du nicht mitreden dürfen. Das sagen wir ohne Beschönigung. Aber das tut uns ja alles so leid. Wir sind ja doch glücklich nur, wenn wir dich haben. Bitte, sei uns gut, und schenk uns Kraft — " So etwa. Niemals die gleichen Worte. Wenn Gottesdienst vorher war, dann ist eine eigene „Beichtrede" überhaupt oft überflüssig. „Wollen vor unserem Gott uns demütigen und ihm unser Herz ausschütten und also sprechen" — und dann folgt solch eine Beichte. Die Vaterliebe ist ja unsere Sonne — hinein mit offener Seele! Froh!

Das Mahl. Alles treibt „Hygiene". Die Kirche hält unglücklicherweise fest am Trinken aus einem Kelch. Tuberkulöse, Mundkranke zwischen den Gesunden — was kümmert's die Kirche? „Notorisch kranke Personen sind selbstverständlich in schonender Weise an den Schluß der Feier zu reihen." (Vf. Kons. an mich vom 30. April 1905 — II 31/38.) Das schreibt das Konsistorium einer Vorortgemeinde, in der schon 400 Gäste auf einmal feierten. Das Konsistorium wolle selbst bei 100 Gästen die Einreihung notorisch kranker Personen in schonender Weise an den Schluß mir vormachen. Oblatenreste im Wein — alles treibt „Aesthetik"; die Abendmahlsfeier tritt sie oft mit Füßen. Wir Pfarrer wissen viel davon. Wir sehen,

wie viele nur mit den Lippen den Kelchrand eben berühren — das ist kein Feiern.

Wie anders ist das geworden, seitdem ich Feier mit Einzelkelchen halte! Die Zahl der Gäste ist gestiegen, der Männer kommen mehr, und — keine Bedenken stören die Andacht.

Bei der Austeilung werden recht viele von den Einsegnungssprüchen der Kinder verwendet. Das bindet noch einmal an Unterricht und Einsegnung und Pfarrer.

Ob sie alle kommen? Ich kontrolliere absichtlich nicht. Für manchen ist's gut, wenn er noch nicht kommt. Nur das hab ich bei der Einsegnung gebeten: Ihr Eltern, laßt eure Kinder diesen ersten Abendmahlsgang nicht allein gehen. Sollen die Kinder in der Gemeinde leben, so muß das Haus vor allem andern das Gemeindeleben ihnen bieten.

Und ihr Jugendvereine müßt sie nun zu halten suchen.

Und ihr Frauenhilfen und ihr Männervereine müßt sie in eure Arbeit hineinziehen.

Wahrheit und Klarheit — und den Kindern kindlich.

Es ging ein Säemann aus, zu säen . . .

20.

Eine Arbeitertrauung

von G. Fritze

Vorbemerkung. Als ich die Aufgabe übernahm, zu dieser Sammlung von Ansprachen „Eine Arbeitertrauung" beizusteuern, kam mir erneut zum Bewußtsein, wie arm an äußerer Feierlichkeit diese kirchliche Handlung in unseren Großstadtgemeinden meistens ist. Es fehlen Orgelspiel, Liedergesang, Blumenschmuck, Festgemeinde. Nimmt man hinzu, daß bei einer sehr großen Zahl großstädtischer proletarischer Trauungen auch von allem häuslichen Feiern Abstand genommen wird und in den allermeisten Fällen um der Verhältnisse willen genommen werden muß, so legt sich einem die Tatsache mit Zentnerschwere auf die Seele, daß der Arbeiter auch an den sogenannten Höhepunkten des Lebens einen freien Zugang zum Erleben des „Heiligen", des Göttlichen so gut wie nicht findet. Wer es nicht aus eigener Anschauung weiß, der lese etwa nach, was W. Sombart in dem Büchlein „Das Proletariat" über die Eheschließung des Großstadtproletariers mitteilt. Wer mit der Prole-

tarierseele etwas näher vertraut ist, weiß aber auch, wie viel innerliche Apperzeptionsmassen fehlen, als daß ihr die kirchliche Trauung das würde, was sie dem sie Begehrenden eigentlich werden soll. Selbst der kirchliche Raum vermag vielfach, zumal wenn die Orgel, deren Inanspruchnahme mit beträchtlichen Kosten verbunden ist, schweigt, nicht die Empfindungen und Stimmungen auszulösen, die die Nähe des Göttlichen ahnen lassen. Nach meinen Erfahrungen gelingt es noch am ehesten, die Gegenwart von Göttlichem in das Bewußtsein zu erheben, wenn alle Erinnerung an das kirchlich Förmliche möglichst ausgelöscht wird und die Traurede in herzlichem Mitempfinden mit den zu Trauenden schlecht und recht bezeugt, was dem vom Jesusgeist sich durchdringen Lassenden die Ehe bedeutet.

In dem Folgenden gebe ich den Versuch wieder, einem proletarischen Ehepaar, mit dem ich durch meine außerkirchliche Arbeit in nähere Fühlung gekommen war, am Tage der Trauung im engsten Kreise eine Feierstunde zu bereiten. Voran ging die Ansprache, eingeleitet durch ein ganz ehrliches, schlichtes Zeugnis, wie viel ich selber der Bibel und einer Reihe religiöser Menschen aus Vergangenheit und Gegenwart verdanke, die Verlesung einiger meist kurz vergegenwärtigter biblischer und nicht biblischer Worte. Von den letzteren seien herausgehoben: „Ehe ruht auf unbedingtem Vertrauen." „Wer in die Ehe tritt ohne den Willen: nur Du — tritt neben die Ehe." „Ehe ist Dienen" (Oeser, Ehezuchtbüchlein). „Unsere heutige Ehe wird alle diejenigen schwer unglücklich machen, die Enttäuschungen nicht zu tragen vermögen, und alle die unendlich beglücken, die den Gottesblick festhalten, der auf das Gute gerichtet ist und den Menschen daran erkennt, daß er seiner besten Seiten inne wird." „Eine rechte Ehe ist das Schwerste, was im Leben gelingt. Alle anderen Arbeiten sind nicht so schwierig . . . Wenn es aber gelingt, so ist etwas unberechenbar Großes gelungen, ein größerer Menschheitsfortschritt erreicht, als die meisten sich nur vorzustellen vermögen" (Lhotzky, Buch der Ehe). Nach der Ansprache: „In ihm sei's begonnen, der Monde und Sonnen . . . Du Vater, du rate . . ." (Moerike). Dann: „Und nun gebt Euch, im Gedenken an die Allgegenwart Gottes, das Versprechen gegenseitiger Treue bis an den Tod. Wollt Ihr, ohne müde zu werden, bis daß der Tod Euch scheide, im Aufschauen zu Gott danach ringen, daß Ihr immer treuer, immer reiner und tiefer einer den andern zu lieben stark werdet, mit der Liebe, die uns unser Meister und Helfer Jesus vorgelebt hat, so antwortet Ja." Ringe wechseln. Votum, etwa wie Smend in seiner Liturgie. Dann **freies Gebet.** Segen.

Ansprache, frei nach Plan gehalten, nachträglich in ungefährem Wortlaut aufgezeichnet

Dienet einander, ein jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat, als die guten Haushalter der mancherlei Gnade Gottes. 1. Petrus 4, 10

In aller Schlichtheit soll ich hier in meinem stillen Arbeitszimmer Eurem Bund die religiöse Weihe geben. Ihr habt es so gewünscht. In der Kirche fühlt Ihr

Euch nicht recht heimisch. Aber ohne Erhebung der Herzen zu Gott wollt Ihr Eure Ehe nicht beginnen. Möglich, daß es sich bei Eurem Wunsch um ein ziemlich unbestimmtes und keineswegs besonders lebhaft gefühltes Verlangen handelt. Aber es ist doch ein ganz richtiges Empfinden, wenn Euch daran liegt, daß jemand, zu dem Ihr persönliches Vertrauen habt, unter Gebet und Segen Euer Bündnis weiht. Freilich Ihr wißt, daß die Erfüllung der äußeren kirchlichen Form einen tieferen Einfluß auf die Gestaltung Eures Ehebundes nicht auszuüben vermag. Aber Ihr fühlt doch auch deutlich: damit Euer Zusammenleben ein wahrhaft schönes und Euch beide dauernd befriedigendes sei, ist es nötig, daß in Euren Herzen immer etwas lebendig und stark sei und bleibe, was Ihr Euch nicht einfach geben könnt. Eben das ist im Wesentlichen der Sinn unserer Feier, daß wir uns ernst und tief darauf besinnen, welches die Voraussetzungen für eine glückliche Ehe sind und wie man am sichersten zu ihrer Erfüllung gelangt. Dazu sollen uns die Worte und Zeugnisse, die wir vorhin gehört haben, eine Hilfe sein. Und nun möchte ich Euch als Losungswort für Eure gemeinsame Wanderung den neutestamentlichen Spruch „dienet einander, ein jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat, als die guten Haushalter der mancherlei Gnade Gottes" ans Herz legen.

Liebe Freunde, daß zu einer glücklichen Ehe auch bestimmte äußere Voraussetzungen erfüllt sein müssen, ist gewiß. Und es soll auch hier nicht unbetont bleiben, daß es Pflicht aller ernsten Volks- und Menschenfreunde und erst recht aller Christen ist, daran mitzuarbeiten, daß in ganz anderer Weise als es bisher geschehen oder nicht geschehen ist, die äußeren Lebensbedingungen geschaffen werden, die ein gesundes und frohes Ehe- und Familienleben gewährleisten. Aber die Erfüllung äußerer Voraussetzungen allein genügt nicht. Es muß etwas hinzukommen. Das sind Herzensbeschaffenheiten, das ist die ganze innere Art, wie Eheleute sich zu einander stellen und ihre Aufgaben erfassen. Es läßt sich gar nicht aussagen, was Eheleute, die das Herz auf dem rechten Fleck haben, an gemeinsamer Meisterung von Lebensnöten und Schicksalsschlägen zu leisten imstande sind. Das sind solche Menschen, die nicht nur am Morgen ihrer gemeinsamen Wanderung, sondern immer und immer neu singen

Käm' alles Wetter gleich auf uns zu schlahn,
Wir sind gesinnt bei einander zu stahn;
Krankheit, Verfolgung, Betrübnis und Pein
Soll unsrer Liebe Verknotigung sein.

Das ist's, worauf es in einer rechten Ehe immer wieder und vor allem ankommt: „Habt und behaltet Euch von Herzen lieb". Aber freilich, das Wort von der Liebe ist leider so abgebraucht und entwertet, daß wir, damit es uns wirklich etwas zu sagen hat, die Sache im Auge haben müssen, die damit gemeint ist oder doch stets gemeint sein muß, wenn es in christlichem Sinne gebraucht wird. Das ist nicht mehr und nicht weniger als die Art, wie Jesus mit den Menschen gelebt hat. Natürlich bedeutet eheliche Liebe noch etwas anderes als jesusartige Menschenliebe. Aber die Ehe soll die hohe Schule sein, in der wir zu solcher jesusartigen Menschenliebe heranreifen. Um die Menschenliebe Jesu inhaltlich zu bestimmen, gibt es keinen kürzeren Ausdruck als den: sie ist Dienst, ganzer, tiefer, selbsthingebender Dienst! Liebe Freunde, die Ehe, die Ihr vor dem Standesamt geschlossen habt, ist uns vollgültig; wenn ich aber jetzt Eurer Ehe die christliche Weihe geben soll, so nehmt Ihr damit beide eine tiefe, heilige Verpflichtung auf Euch. Ihr sollt einander lieben mit der Liebe, mit der Jesus die Menschen lieb gehabt hat; Ihr sollt unter völliger Hingabe alles dessen, was Ihr habt und seid, einander dienen. Was das heißt, wieviel Bereitschaft zum Lastentragen, zum Verzeihen, zum heldenhaften täglichen Opfern darin liegt, das kann ich Euch jetzt nicht im Einzelnen auseinanderlegen. Ich will nur herausheben: wenn Ihr Euch zu dieser Erfassung christlich-ehelichen Lebens bekennt und verpflichtet, so ist jegliches dem Andern Gewalt antun, in welcher Beziehung es auch sei, ausgeschlossen, so gibt es für jeden von Euch nur soviel wahrhaftes Glück, wie Ihr einander Anlaß und Hilfe zu echter, herzlicher Freude werdet. Fühlt Ihr, was das für eine hohe Auffassung vom Leben und von der Ehe ist? Und wenn Ihr es fühlt, kommt es da nicht über Euch, als verpflichtetet Ihr Euch zu etwas, das streng genommen über Menschenkraft hinausgeht? Nun, meine Freunde, so ist es. Leben im Sinne Jesu ist in der Tat schwer; sich verpflichten, seine Ehe im Geiste Jesu zu führen, be-

deutet in der Tat eine ganz außerordentliche Belastung. Aber den ehrlichen, der Wirklichkeit nicht ausweichenden Menschen kann die Schwere einer Sache nicht schrecken, wenn er von ihrer inneren Richtigkeit und Wahrheit überzeugt ist. Dann gibt es für ihn eben nur den unerbittlichen Ernst des Ringens um Verwirklichung dessen, was er als seine Bestimmung erkannt hat. Aber freilich: solches Ringen wird über kurz oder lang der Gleichgültigkeit oder gar dem Verzagen Platz machen, wenn nicht etwas anderes sich mit ihm verbindet, nämlich jenes große, starke Vertrauen, daß wir nicht von ungefähr in der Welt sind, daß wir uns solche hohen, herrlichen Bestimmungen unseres Seins und Lebens nicht ausgedacht haben, sondern daß sie der Niederschlag eines Göttlichen über und in uns sind, daß Gott etwas mit uns will und daß er uns hilft. Das ist das Andre, von dem ich möchte, daß Ihr es mit in Euer Herz und Leben hineinnähmt. Es kommt in unserem Spruch dadurch zum Ausdruck, daß wir Menschen als Gottes Haushalter bezeichnet werden. „Dienet einander als die guten Haushalter der mancherlei Gnade Gottes." Liebe Freunde, anpredigen läßt sich so etwas nicht. Aber es gibt Stunden, in denen es uns innerlich aufgeht. Möchtet Ihr's empfinden! In den Stunden, in denen uns der unausschöpfbare Reichtum zum Bewußtsein kommt, der uns in einem ganz treuen und liebevollen Menschen geschenkt wird, ist Gott uns nahe. Wenn mit unausweichlicher Wucht uns innerlich klar wird „Zu was Besserem sind wir geboren," nämlich zu was Besserem als zu einem Leben ausschließlichen Unsehnens nach sinnlich selbstsüchtigem Behagen, vernehmen wir den Ruf aus der Höhe! Und wenn wir dann diesem Höheren, Reinen, so verborgen und unerkannt es uns erscheinen mag, uns entschlossen hingeben, so erleben wir, was einst der Urheber unseres Trauungspruches und nach ihm zahllose erlebt haben: Gottes Kraft ist in den Schwachen mächtig!

Liebe Freunde, in einem aus dem Leben heraus geschriebenen Roman unserer Zeit mahnt ein erfahrener Mann aus dem Volk einen jungen Menschen an der Schwelle der Mannesjahre: „tu alles mit Gott." Und als der Jüngere erwidert: „warum mit Gott? Es ist doch genug,

das Gute zu tun, weil es gut ist," antwortet der andere: „Um immer das Gute zu tun, immer, muß man Handschlag wechseln mit Gott," und kürzlich las ich das Bekenntnis eines Arbeiters, der nach langem Suchen zu der Ueberzeugung gelangte: „ich halte es nach meinen persönlichen Erfahrungen für ganz unmöglich, daß ein Mensch sein Lebensziel ohne Religion erreichen könne." . . .

Freunde! Habt Vertrauen! Ein heiliges, göttliches Wollen steht hinter Euch! Dem Aufrichtigen läßt Gott es gelingen. Wenn Ihr jetzt die Hände in einander legen werdet zum Treugelübde, daß Ihr, solange Ihr atmet, einander von ganzem Herzen lieben wollt, und Ihr werdet Euch der Größe Eurer Aufgabe bewußt, so wechselt im Geist auch Handschlag mit Gott und „dienet einander, ein jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat, als die guten Haushalter der mancherlei Gnade Gottes." Amen.

21.

Begräbnisrede auf eine Arbeiterin

(Selbstmörderin)

von **Eduard Le Seur**

An diesem Platze vor dem Altar der Friedhofskapelle stehe ich nur allzu oft; aber nur selten so tief erschüttert wie heute. Ich habe hier viele große Trauerversammlungen gesehen, aber nur selten eine so große wie diese. Und den Gesichtern vieler habe ich sonst deutlich angemerkt, daß weniger Mittrauer, als vielmehr gesellschaftliche Gründe irgend welcher Art sie hergeführt hatten. In dieser Versammlung aber sehe ich kein Antlitz, in dem nicht deutlich tiefe Ergriffenheit stände.

Wem gilt diese allgemeine schmerzliche Teilnahme? — Einem Großen unter uns, von dem wir nicht wissen, wie wir ihn entbehren sollen, weil er uns Führer in schwerer Zeit, Halt und Helfer war? — Einem Wohltäter der

Menschheit? — Einem, auf den wir besondere Hoffnungen gesetzt hatten, die nun mit ihm ins Grab sinken?

Nichts von alledem. Der schlichte Sarg da vor uns birgt ein totes Arbeiterkind. Und die meisten unter euch waren Arbeitsgenossen der Verstorbenen.

Der Verstorbenen — — — Ihr hattet sie lieb. Aber nicht, daß ein Mensch, den ihr lieb hattet, in seiner Jugend sterben mußte, gibt dieser Versammlung ihr eigentümlich ergreifendes Gepräge, sondern daß dieses junge, lebensfrohe Menschenkind freiwillig aus dem Leben geschieden ist, das lastet so wuchtig auf uns.

Warum? — — — Warum hat sie das getan?

Ach, die Antwort auf dieses Warum ist eine ganz alltägliche Geschichte:

Sie hatte sich jung verlobt. Ihr Verlobter war für ihr überquellend heiteres Wesen vielleicht ein wenig zu ernst und für ihre Jugend, obwohl im besten Mannesalter stehend, vielleicht ein wenig zu alt. — Er mußte an die Front, sie arbeitete in der Fabrik. — Rings um sie genoß man das Leben mit durstigen Zügen.

Martha G . . . . stand abseits. Sie war ja Braut! Man lachte sie aus, wies auf andere Bräute und deren bedenkenloses Genießen. Sie wehrte ab: Was sollte ihr Verlobter sagen, wenn sie Vergnügungen mitmachte, während er in Not und Gefahr war? — Man lachte erst recht: Ob sie denn nicht sähe, daß gerade die Frontsoldaten, so oft sie auf Urlaub kämen, mit heißester Gier die Freudenbecher leerten? Wenn ihr Verlobter kein Duckmäuser wäre, würde er nur billigen, daß sie ihre Jugend nicht vertrauere; sie brauche ja nichts zu tun, wodurch sie ihn kränken würde. — Er würde es nimmer billigen; sie kannte ihn gut genug. — Dann paßten sie eben gar nicht zusammen!

Die lockenden Stimmen der vielen hatten nichts über sie vermocht. Aber als dann einer, ein junger kaufmännischer Beamter, ihr die Herrlichkeit der Theatervorstellungen und Konzerte, der Sommerfeste und Tanzlustbarkeiten, die er besuchte, in immer bunteren Farben malte, als er sie hoch und teuer versicherte, daß er nichts von ihr wolle, als den Vorzug, ihr Freude bereiten zu dürfen, da waren ihre Bedenklichkeiten bald besiegt und —. gegen die ernsten Mah-

nungen und Bitten ihrer Eltern — die ersten Schritte auf dem Wege getan, an dessen Ende wir heute stehen.

Es kam, wie es kommen mußte: Der Verlobte erfuhr von dem vertrauten Verkehr mit einem anderen und — löste das Verlöbnis. — Wir wissen heute, daß er's mit bitterstem Schmerze getan hat und in der — wenn auch zagen — Hoffnung, daß die Geliebte, durch seinen Ernst geweckt, sich wieder zu ihm zurückfinden würde. Nächst den Eltern und der Schwester der Toten trauert er wohl heute unter uns am tiefsten.

Sie hat sich nicht zu ihm zurückgefunden. Das Leben des Genusses hatte sie zu fest in seinem Bann. Ja, erst jetzt, als jenes Band, das sie bis dahin immer noch gehindert hatte, gewisse Grenzen zu überschreiten, gelöst war, jetzt erst gab sie sich dem Freunde ganz, der dann — hinging, um sich nach dem Willen seiner Mutter „standesgemäß" zu verheiraten.

Marthas Eltern merkten bei ihren — längst seltener gewordenen — Besuchen zwar die erneute Veränderung im Wesen des geliebten Kindes, um das sie dauernd bangten, doch verhinderte dessen Heiterkeit und — wie sie jetzt wissen — oftmals krampfhaft gesteigerte Lustigkeit, daß sie dem, was in seinem Innersten vorging, auf die Spur kamen. Und wie konnten es die Arbeitsgenossen, die Martha fleißig und dabei fröhlich wie je sahen, ernst nehmen, wenn sie mit lachendem Munde Selbstmordabsichten äußerte und von denjenigen Fabrikbeamten, die tatsächlich wohl imstande gewesen wären, ihr Verlangen zu erfüllen, immer wieder Gift forderte!

Was muß während all dieses Versteckspiels in dem Herzen des armen Kindes vorgegangen sein! — Saht ihr denn nicht die welkenden Wangen, die von Tag zu Tage bleicher wurden? — Ihr saht sie wohl, aber wußtet ja von vielen unter euch, daß durchtanzte Nächte auch die blühendsten Wangen bleichen, und hattet Martha G . . . . so oft tanzen gesehen! Wie solltet ihr darauf kommen, daß sie längst schon Nacht für Nacht schlaflos ihr tränenüberströmtes Antlitz voll brennender Scham in die Kissen wühlte! — Saht ihr nicht die verweinten Augen des Kindes? — Doch, ihr saht sie; aber ihr saht ja auch die Ausgelassenheit eurer

Genossin. Wie solltet ihr ahnen, daß sie vor allen Menschen eine Maske trug, um die Enttäuschung und Schmach zu verbergen, die sie erlitten!

Wie Schuppen fiel es erst von euren Augen, als euch die Kunde erreichte, daß dieses Kind, das ihr um seines unverwüstlichen Frohsinnes, seiner echten Kameradschaftlichkeit und seiner natürlichen Anmut willen alle ins Herz geschlossen hattet, durch Gift ihrem Leben ein Ende bereitet habe.

In höchster Not hatte sie, all ihren Jammer offenbarend, dem Manne geschrieben, durch den sie so unglücklich geworden war, und hatte ihren Brief von ihm — ohne ein Wort der Erwiderung — zurückerhalten. Mit diesem Briefe zwischen ihren verkrampften Fingern, der uns die Zusammenhänge der unseligen Tat enthüllt hat, ward ihre Leiche gefunden.

Wer wagt, einen Stein auf das unglückliche Mädchen zu werfen? Unter uns ist keiner, der es vermöchte. — Aber ich frage weiter: Wer wagt, den Mann zu richten, der sie zur Verzweiflung gebracht hat? Da leuchtet Zorn aus euren Augen, gerechter Zorn! Und doch sind nicht wir zum Richteramt über ihn berufen. Er hatte ihr, soviel wir wissen, nichts versprochen; und was er getan hat — entspricht es nicht unseligem, fast allgemeinem Brauch? — Helfe ihm Gott, wenn er etwas von dem Jammer dieser Stunde ahnt. Es kann nicht anders sein: er ahnt etwas davon und — ist gerichtet!

Aber wir wollen dennoch nicht feige an der Frage nach der Schuld vorbei! — Was war dieses Mädchens Schuld? — Sie hat den Lockungen der Großstadt nicht widerstanden, in der niedrigsten Spekulation auf die Sinneslust unreifer Menschen die Jagd nach dem Mammon beflügelt. — Sie ist der Versuchung des Geldes erlegen, das wahllos in Hände kommt, die noch keine Erfahrung und kein gefestigter Wille regiert. — Sie hat ihre auf sich selbst gestellte Jugend gegen den Wirbel des Zeitgeistes, der nicht Sammlung, sondern Zerstreuung, nicht Selbstzucht, sondern triebhaftes Sichausleben anpreist, nicht behaupten können. — Sie hat sich, da alle Autoritäten mißachtet werden, auch

der elterlichen Autorität entzogen. — So war sie ohne äußeren Halt; aber sie war auch ohne Gott —, und so fiel sie in Sünde und Tod! — — Wäre in einer ihrer qualerfüllten, schlaflosen Nächte nur einmal durch ihr Herz gegangen, was beispielsweise der Apostel Johannes schreibt: „So uns unser Herz verdammt, so ist Gott größer denn unser Herz und erkennet alle Dinge!", dann hätte sie wohl die Folgen der Verblendung auf sich genommen, wäre an ihnen gereift und wäre durch die Gewißheit getröstet worden, daß nicht allein Abgründe in uns klaffen, in die zu taumeln Verzweiflung bedeutet, sondern daß sich auch Heilskräfte emporringen, für die kein Abgrund zu tief ist.

Und jener Mann? — Was werfen wir ihm vor? — Er hat einen Menschen für seine selbstsüchtigen Zwecke mißbraucht. Und als er ihn nicht mehr brauchte, hat er ihn beiseite getan. Das aber konnte dies Mädchen nicht ertragen, das nicht Mittel zu einem außer ihm liegenden Zwecke, sondern — dem ewig unveräußerlichen Grundrechte aller Menschen entsprechend — Selbstzweck sein wollte! Die zu späte Erkenntnis, mißbraucht zu sein, hat dieses junge Menschenkind das Leben gekostet. Wenn aber alle, die Menschen als Mittel für ihre selbstsüchtigen Zwecke mißbrauchen, Mörder wären — wessen Hände wären dann von Blutschuld rein?

Das ist ja der eine Schrei, der durch die Zeit, in der wir leben, gellt, den einer dem andern zuruft — auch diejenigen, die gar nicht wissen, daß sie es tun — klagend, anklagend, fordernd, verzweifelnd: „Mißbraucht uns nicht als Mittel für euren Gewinn oder euren Genuß! — Gebt uns unsere Menschenwürde! Nehmt uns als Selbstzweck!"

Ist der Verderber dieses Mädchens darum schuldiger als andere, weil sein Opfer an dem Verlust der Menschenwürde gestorben ist, während andere ihn überleben, weil entweder ihre Seelen allmählich abgestumpft sind, oder aber weil sie sich stark genug fühlen, um sich zu erkämpfen, was ihnen vorenthalten wird?

Ich habe keine Entschuldigung für jenen Mann, gegen den euer gerechter Zorn sich richtet; keine! — Aber wenn ihr, wie die Blicke mancher unter euch künden, ihn richten wolltet, dann würde ich, wie Jesus angesichts der Ehe-

brecherin euch zurufen: „Wer unter euch ohne Sünde — ja ohne eben diese Sünde, deren ihr ihn anklagt, — ist, der werfe den ersten Stein auf ihn!“ — Ihm aber, dem Unseligen, möchte ich in die Hölle seiner Gewissensfolter hineinrufen: „So unser Herz uns verdammt, so ist Gott größer denn unser Herz und erkennt alle Dinge.“

Wer also sind die eigentlich Schuldigen in dieser Tragödie?

Die Gesellschaft, deren Glieder wir sind! — Wir!!! Wir haben die Ehrfurcht vor dem Menschen verlernt! — Wir ertragen die Kaufhäuser der Lust, die massenhaft unter uns enstehen und blühen, deren schreiende Plakate und grelle Lichter all die Sinnesgenüsse anpreisen, die darin feilgeboten werden, für die man das Geld der Verführten einstreicht und — ihre Seelen als wertlose Zugabe. — Wir ertragen, daß die Jugend unseres Volkes durch die dort großgezogenen Laster verdirbt. — Wir rühmen vor unseren heranwachsenden Söhnen und Töchtern wohl gar die Herrlichkeit unserer Großstadtkultur und ermöglichen durch unsere Teilnahme an ihren gleißenden Gaben deren ertragreichen Bestand. — Wir schreien nach Menschenwürde, fordern, daß keiner sie uns antaste, aber werfen sie lachend in den Schmutz um den schalen Genuß einer wilden Nacht. — Wir mißbrauchen unaufhörlich einander um unseres Gewinnes willen. — Wir erfüllen den Zeitgeist mit verheerenden Bazillen und beschuldigen dann die Armen. die ihnen zum Opfer fallen.

Gott erkennt alle Dinge! — Wo wir erschrocken Unbegreifliches schauen, wie hier, da sind dennoch, wenn auch verborgen für unsere gebundenen Augen, Zusammenhänge, die das scheinbar Sinnlose höchst sinnvoll verknüpfen. Sähen, erkennten wir sie, so würden wir am Ende über uns selbst verzweifeln, indem wir wahrnähmen, daß wir durch unser Wesen, durch unser Tun und Denken und Wollen und Fühlen eben diejenigen Bewegungen auslösen, die zu dem Ende führen, das dieser Sarg uns lehrt.

Wir erkennen sie nicht, und darum bleibt uns solche Verzweiflung erspart. Dem Allgeist aber, Gotte, sind sie nicht verborgen. Doch dessen Auge schaut noch tiefer, erschaut, in welche heimlichen Verschlingungen wir wiederum

verstrickt sind, was unser Wesen so geformt hat, daß es jene verhängnisvollen Bewegungen auslösen mußte, entlastet uns dadurch und erweist sich als „größer denn unser Herz!"

Gnade bleibt unser einziger Trost.

Sie tröste auch euch, ihr armen Eltern, dich, arme Schwester der Toten! — Vergebt ihr den grausigen Schritt, durch den sie euch so bitteren Kummer bereitet hat! — Tragt eure Häupter hoch vor kleinlichen Menschen, die die Verzweiflungstat der Tochter als Schande der Eltern ausrufen. — Tilgt den letzten Rest von Bitterkeit gegen den, der an eurem Kinde schuldig geworden ist. Tilgt ihn durch Mitleid! — Geht voll inniger Zuversicht eurem Alter entgegen, das diese Tochter als lieblichster Schmuck zieren sollte! — Ihr habt unendlich viel verloren und tragt unsäglichen Schmerz, dessen bitterste Bitterkeit die scheinbare Sinnlosigkeit solchen Geschehens ist. Wenn aber diese Bitterkeit in euch übermächtig werden will, dann laßt durch eure Seelen das tiefe Wort der Christusliebe ziehen: „So unser Herz uns verdammt, so ist Gott größer denn unser Herz und erkennt alle Dinge." . . . . .

Und damit laßt uns Abschied nehmen von der Toten! Die ewige Liebe erbarme sich über sie! Amen.

22.

Sozialistischer Kirchenneubau

Ansprache in einem sozialdemokratischen Verein

von **Georg Liebster**

Im Sozialdemokratischen Verein ist der Pastor ein seltener Vogel, und — höchst seltsam — er will über „Sozialistischen Kirchenneubau" sprechen. Gab es nicht ein unverfänglicheres Thema? „Kirchenneubau? wir sind froh, wenn die Kirche zusammenbricht, wir wollen sie nicht neubauen." Ich vermute wohl recht, wenn das etwa Ihre

Empfindungen waren, als Sie die Einladung zu heute abend lasen; ich weiß auch, daß es schwer zu einem Einverständnis zwischen uns kommen wird, aber mir ist nicht gegeben, wie die Katze um den heißen Brei herum zu laufen; gerade die heikelsten Fragen müssen am offensten behandelt werden. Die Hauptsache ist nicht, daß wir einer Meinung werden, sondern daß wir uns kennen lernen.

Die Kirche ist noch da. Sie steht heutzutage nicht mehr im Mittelpunkt des Interesses, der Besuch der Gottesdienste ist an vielen Orten schwach, aber die Mehrzahl der Bevölkerung denkt nicht an den Kirchenaustritt, und viele sozialdemokratische Wähler machen keine Anstalten, sie ganz zu verlassen. Ob die Kirche in Zukunft weiter an Bedeutung abnimmt, ob sie wieder aufsteigt, darüber wage ich kein Urteil, halte es aber nicht für ausgeschlossen, daß ihr die gegenwärtigen Erschütterungen heilsam sind. Es ist ihr früher zu gut gegangen, das war ihr Verhängnis.

Einerlei, ob es mit der Kirche auf- oder abwärts geht, so wie sie jetzt ist, kann sich der moderne Arbeiter nicht mit ihr befreunden, und selbst, wo er nicht alle Brücken zu ihr abbricht, wird er das Gefühl der Fremdheit nicht los. Es fällt mir nicht ein, jemandem die Schuld an dem Gegensatz von Kirche und moderner Arbeiterschaft aufzubürden. Das ist Schicksal, innere Notwendigkeit, der wir nicht entgehen konnten, der gegenüber alles Ereifern sinnlos ist. In der Kirche haben viele sich mit der Tatsache abgefunden, daß die Arbeiter für sie nicht mehr in Betracht kommen, während andere den durch das ganze Volk gehenden Riß aufs tiefste bedauern und unablässig nachsinnen, wie er überbrückt werden kann.

Auch in der Arbeiterschaft sind, wenn ich recht sehe, die Ansichten geteilt. Die einen wollen den Arbeiter gänzlich religions- und kirchenlos machen, er soll völlig unempfindlich werden gegen alles, was von dieser Seite an ihn herantritt. Andere denken nicht so radikal, sondern möchten sich und ihren Genossen die Welt der Religion nicht verschließen, sie wünschen zu diesem Zweck eine Reform der Kirche, ihren Neu- oder Umbau, wodurch sie für moderne Arbeiter brauchbar gemacht wird.

Die Radikalen können sich darauf berufen, daß die all-

gemeine Richtung der neuen Welt vielmehr auf das Irdische geht. Einst blickten die Leute in frommer Ehrfurcht zum Himmel auf, und heute gilt Nietzsches Wort: Habt die Erde lieb, meine Brüder! Vollends ist bei den Arbeitern das religiöse Gefühl stark zurückgedrängt, da sie überzeugt sind, im Sozialismus den Schlüssel zur denkbar besten Gestaltung des Menschenlebens zu besitzen. Auf jene Welt verzichtet er gern, also auch auf die Beziehung zu ihr, auf Religion.

Meiner Ansicht nach liegt dem ein Irrtum zugrunde, Religion gehört zur menschlichen Natur, und der Arbeiter bringt es nicht fertig, sie völlig zu verleugnen. Er fühlt wie jeder andere den Trieb zur Gemeinschaft, der aber ist Religion. Ich muß hier hinweisen auf das Buch von Professor Tönnies, das den Titel trägt: Gemeinschaft und Gesellschaft. Er zeigt, wie die Beziehungen unter den Menschen von doppelter Art sein können, gemeinschaftliche und gesellschaftliche. Zur Gemeinschaft treibt das Gefühl, zur Gesellschaft der Verstand. Ein geheimer, halb unbewußter Trieb führt uns mit anderen zusammen, daß wir mit ihnen eins werden innerlich, eine Gemeinschaft bilden, dagegen die vernünftige Ueberlegung sagt uns, wir fahren am besten, wenn wir uns gegenseitig anerkennen, austauschen, beistehn — so wird die Gesellschaft. Die modernen Arbeiter wollen in erster Linie gesellschaftlich sein, wollen die Produktionsmittel in den Besitz der Gesellschaft bringen und so die sozialistische „Gesellschaft" errichten. Allein mag damit auch das Höchste erreicht sein, was menschliche Vernunft ausdenken und durchsetzen kann, mag die sozialistische Gesellschaft den Zustand vollkommener Gerechtigkeit bedeuten und die allerbeste Grundlage des Glückes, ganz wird sie das Herz des Arbeiters nicht ausfüllen, weil sie eben nur eine Gesellschaft ist, eine auf Grund des Vorteils jedes einzelnen errechnete Ordnung der Menschen und Dinge, die im Grund wie alles bloß Vernünftige kalt ist. Der Arbeiter fühlt ebenso wie jeder andere den Trieb, sich an andere in Liebe hinzugeben, mit anderen Gemeinschaften zu bilden. So faßt der Arbeiter in den meisten Fällen seine Ehe auf. Die Ehe kann auch gesellschaftlich gemeint sein; dann ist sie ein bloßer Nützlichkeitsbund zwischen Mann und Frau und hört in dem Augenblicke auf, wo eins

von beiden nicht mehr auf seine Rechnung kommt. Nun besteht manche Ehe im Arbeiterstande, die kein Glück sondern nur noch eine Last genannt werden kann. Die Auflösung wäre das Vorteilhafteste, aber dem steht das Gefühl innerer Zusammengehörigkeit entgegen. Die beiden werden wie von einem geheimen Zauber zusammengehalten. Das ist Gemeinschaft. Auch seine Beziehung zu den Arbeitskollegen, zu den Genossen empfindet er manchmal als Gemeinschaft, dann nämlich, wenn das sozialistische Ziel ihn begeistert. Dann ist es nicht mehr kalte Vernunft, was ihn zum Sozialisten macht, sondern Liebe und Begeisterung für eine hohe, eine heilige Sache.

Ja für eine heilige Sache, denn der Gemeinschaftstrieb und Religion ist ein und dasselbe. Wir wissen alle, daß wir in den Augenblicken für die Religion am zugänglichsten sind, wenn wir die Gemeinschaft am stärksten empfinden, z. B. bei der Trauung oder beim Begräbnis. Wenn ich mich mit einem oder mehreren Menschen ganz eins weiß, dann erlebt man so etwas wie die Gegenwart Gottes, denn Gott ist der Gemeinschaftsgeist. Das hat mir einmal ein Dresdner Sozialdemokrat bestätigt, der von der Maifeier kam. Es hatte der damals noch jugendliche Gradnauer geredet und während seiner Worte wäre es den Anwesenden ergangen wie den Jüngern Jesu beim Pfingstfest, sie hätten das Gefühl gehabt, wie wenn der heilige Geist über sie käme. Der Sozialismus wird tatsächlich als Religion empfunden, wenn er die Menschenherzen ganz zusammenbindet und schmiedet, wenn er Gemeinschaftsgefühl ist. So viel ich sehe, sind unter den modernen Arbeitern die Kommunisten diejenigen, die einer solchen Auffassung am nächsten kommen. Man findet unter ihnen bisweilen eine geradezu religiöse Glut, weil sie nicht nur das äußere Eigentum, sondern auch das, was der Mensch innerlich hat, vergemeinschaften möchten. Gerade das Aufkommen des Kommunismus scheint mir dafür ein Zeichen, daß sich in der Arbeiterschaft der Urtrieb der Menschen nach Gemeinschaft nicht ausrotten läßt.

Ich kann mir daher nicht denken, daß die Religion gänzlich verschwindet. Sie leidet gegenwärtig darunter, daß die Klassen in erbittertem Kampfe mit einander stehn. Die Arbeiter haben den Verdacht, als sollten sie durch die

Religion von ihren Zielen abgelenkt werden, und suchen sie, wenn möglich, zu unterdrücken. Aber je mehr der Sozialismus sich durchsetzt, je mehr das, was berechtigt an ihm ist, deutlich wird, desto mehr wird die Kampfstimmung zurücktreten, und es wird wieder Raum werden, daß der natürliche Trieb zur Gemeinschaft — also die Religion — aufkommen kann.

Auch heute bewahrt mancher Arbeiter die Religion in sich, wenn er auch nicht in die Kirche geht, und hegt die stille Hoffnung, die Kirche möchte anders werden, nämlich so, wie sie dem modernen Arbeiter entspricht, freiheitlich, volkstümlich, sozialistisch.

Damit gehn wir über zu dem Kirchenneubau im sozialistischen Sinne. Er kann im eigentlichen Sinne ein Neubau sein, das heißt die Entstehung einer ganz neuen Kirche oder aber ein Umbau, also eine Aenderung der Kirche von heute, daß sich der Arbeiter in ihr wohlfühlen kann.

Die erste Möglichkeit wäre die Entstehung einer Sonderkirche für moderne Arbeiter. Dieselben würden aus der bisherigen Kirche austreten, einen religiösen Verein gründen und in ihm Versammlungen zur Andacht und Erbauung halten. Das erfordert selbstverständlich etwas Geld, aber vorausgesetzt, daß wirklich ein religiöser Trieb vorliegt, werden die Unkosten durch freiwillige Gaben gedeckt. So ähnlich muß man sich die Entstehung des Christentums in Jerusalem denken, nur daß die Anhänger Jesu zunächst nicht aus der jüdischen Religionsgemeinde austraten, sondern allmählich von dieser hinausgedrängt wurden.

Wir haben in der neuen Zeit ein Beispiel dafür, daß reine Arbeitergemeinden mit sozialistischem Anstrich wirklich zustande gekommen sind. In den belgischen Bergarbeiterbezirken setzte etwa Mitte des vorigen Jahrhunderts eine evangelische Bewegung ein, die bis zum Beginn des Krieges in ständigem Fortschritt geblieben ist. Der Anfang fällt also in die vorsozialistische Zeit, die weitere Entwicklung zeigt eine innige Verquickung von moderner Arbeiterbewegung und evangelischem Christentum. Es liegen dort die Verhältnisse gewiß in vieler Hinsicht anders als bei uns, aber der Beweis ist geliefert, es geht, wenn wirklich religiöses Leben entfacht ist.

Sollte bei uns etwas Derartiges zustande kommen, so würde ich es mit gemischten Gefühlen ansehn. Einmal würde ich mich aufrichtig freuen, daß der Arbeiter in religiöser Hinsicht zu voller Selbständigkeit erwacht, andrerseits würde ich bedauern, daß die evangelische Kirche in eine bürgerliche und eine proletarische Hälfte auseinanderfiele. Es ist schon genug Zwiespalt in der Welt, die Kirche sollte lieber eine Stätte des Friedens sein. Aber vielleicht zwingen uns die Verhältnisse zur Spaltung. So gut wie die Arbeiter eigne Turn-, Gesang-, Sportvereine ins Leben rufen, so werden sie wohl auch eines Tages ihre Erbauungsvereine, ihre proletarischen Kirchen haben.

Indessen hätte das für die Arbeiterschaft Bedenken. Da sicher nur ein kleiner Bruchteil mitmacht, würde die neue Kirche etwas Enges, Sektenhaftes an sich haben, ganz im Gegensatz zu dem ins Große, ins Allumfassende gehenden Zug des modernen Sozialismus. Es würden sich kleine Kreise in einer Winkelkirche sammeln, und es wäre zum mindesten sehr fraglich, ob in ihr eine Kraft zur Erscheinung kommt ähnlich der in den ersten Christen, die ihre Sekte zur Kirche für alle Völker ausweiteten.

Sehr zu erwägen wäre daher für die moderne Arbeiterschaft, ob sie sich nicht in der vorhandenen Volkskirche häuslich einrichtet und sie für ihre Bedürfnisse herrichtet, natürlich unter der Voraussetzung, daß die Volkskirche eine wirkliche Umgestaltung zuläßt.

Die Kirche, wie sie bis zur Revolution in fester Verbindung mit dem Staat, dem Obrigkeitsstaat, dastand, war nicht fähig, den Sozialisten wirkliches Hausrecht in ihren Mauern zuzugestehn. Selbst wenn sie gewollt hätte, die Machthaber des Staates würden es verhindert haben. Heute können sie das nicht mehr, denn die Trennung von Staat und Kirche ist zur Tatsache geworden. Und an Stelle des Königs, der bis dahin die oberste Gewalt in der Kirche beanspruchte, muß heute das Volk treten, die Gesamtheit aller, die an der Kirche ein Interesse haben und bei ihr bleiben wollen.

Das Kirchenvolk setzt sich gegenwärtig aus kleinbürgerlichen und agrarischen Kreisen zusammen, die vom modernen Sozialismus nichts wissen wollen. Aber wenn die

Arbeiter eines Tages sagen: wir fordern für uns volle Berücksichtigung, wir wollen in den Kirchenvorständen, in der Synode, im Kirchenregiment vertreten sein, wir wollen von sozialistischen Pastoren bedient werden, wollen Gottesdienste nach unserm Geschmacke einrichten, so muß ihnen wohl oder übel der Wunsch erfüllt werden, weil in einer Volkskirche alle Stände und Schichten des Volkes volle Beachtung ihrer Interessen beanspruchen können. Die Abweisung der Arbeiter würde der Auflösung der Volkskirche gleichkommen.

Die evangelischen Volkskirchen geben sich gegenwärtig neue Verfassungen, in denen für die sogenannten Minderheiten besondere Rechte vorgesehn werden. Ist etwa ein Teil der Gemeinde mit seinem Pastor, mit seiner Richtung und Anschauung nicht einverstanden, so soll er die Möglichkeit haben, auf seine Kosten einen andern Pastor kommen zu lassen, der von Zeit zu Zeit am Orte, und zwar im Gotteshause predigt, Abendmahl hält, Kinder tauft, Paare einsegnet. Die Anwendung wäre die: In einem Orte amtiert ein Pastor, zu dem die Sozialdemokraten kein Zutrauen haben. Er mag ein ganz braver und tüchtiger Mann sein, aber er hängt durch seine Erziehung gänzlich mit der Welt des Bürger- oder Bauerntums zusammen und ist unfähig, die Seele der modernen Arbeiter zu verstehen. Sollen diese sich von ihm in den weihevollsten Stunden des Lebens führen lassen? Das ist zuviel verlangt, die Gefühlswiderstände sind zu groß. Aber in einer Nachbargemeinde oder in der Stadt lebt ein andrer Pastor, der hat ein Herz für die Arbeiterbewegung, der bekennt sich vielleicht auch politisch zum Sozialismus; mit dem eine Feierstunde zu halten, das ist wirklich ein Genuß, eine innere Erhebung.

Das ist die Stelle, wo der Kirchenneubau einsetzen soll. Es wäre ganz falsch, wenn die Arbeiter die Kirche bei der Kirchenvorstandswahl stürmen und die Schichten verdrängen wollten, auf die sich die Kirche bisher stützen konnte. Sie haben ihr gutes Recht und sollen sich ruhig von denselben Pastoren das Evangelium predigen lassen, wie sie es gewöhnt sind. Ein bekannter Spruch in der Bibel lautet: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen." Das mag auch von dem Hause Gottes auf Erden gelten, von

der Kirche, die Raum für alle Christen haben soll, für die Bauern wie für die Gemeinschaftsleute, für die Gelehrten und für die Arbeiter.

Gerade das Nebeneinander verschiedener Weisen des Gottesdienstes an einer Stätte denke ich mir recht heilsam. Einerseits regt der Gegensatz zu immer neuem Eifer an, andrerseits bleibt doch das Bewußtsein, daß im Grunde doch alle vor Gott zusammengehören, wenn sie sich untereinander auch nicht immer verstehn. Ich hoffe aus der Mannigfaltigkeit der Gottesdienste neues Leben für die ganze Gemeinde.

Die Hauptsache ist, daß der moderne Arbeiter anfängt, sich auf sein gutes Recht als Glied der evangelischen Kirche zu besinnen, daß er dort seinen Platz sich erkämpft, sich überhaupt zu Worte meldet. Bisher hat er alles gehn lassen. Er hat wohl auf die Kirche geschimpft, daß sie bloß für die Reichen da sei und den Arbeiter unterdrücke, er hat aber nichts Entscheidendes getan, er ist nicht ausgetreten, hat aber auch nicht seine Meinung in ihr zur Geltung gebracht. Diese Untätigkeit ist nicht recht. Irgend etwas muß geschehn. Ich glaube, es ist die Zeit gekommen, wo der moderne Arbeitergeist in die Kirchenhallen einzieht. Wie sagt Lassalle?: „Die Arbeiter sind der Fels, auf dem die Kirche der Zukunft erbaut wird".

23.

Die evangelisch-soziale Frau im Leben des Volks und der Kirche

Ansprache in einer Frauenversammlung

von Marie Martin

Meine lieben Mitkämpferinnen für den Sieg des Geistes Christi in der deutschen Welt!

Wenn heute unsere teuren Entschlafenen, selbst die, die erst vor kurzem von uns gegangen sind, wieder in unser Leben eintreten könnten, sie würden sich schwer zurecht

finden und halb mit Entsetzen, halb vielleicht auch mit Hoffnung und freudigem Verständnis, sagen müssen: „Das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden." Und wir, noch halb verwirrt und betäubt von allen Umwälzungen und Umwertungen, sehen die Zukunft dunkler als je vor uns und fragen: was wird aus unserem Volk? wie wird sich das Leben unserer Kinder gestalten? wird Familienglück möglich bleiben? welche Aufgaben wird das Leben der deutschen Frau zuweisen? Denn der Frauen vom Krieg und seinen Nöten und Schmerzen zermürbte Seelen sollen sich nicht nur in den völlig veränderten Verhältnissen der neuen Zeit zurechtfinden, sondern unser Frauenschicksal legt uns gerade jetzt auch in verhängnisvoll schwerer Stunde die Pflicht auf, mit heranzutreten an die bisher nur vom männlichen Lebensrhythmus bestimmten Aufgaben des öffentlichen Lebens. Was die tüchtigen und vollwertigen Glieder unseres Geschlechts im gewohnten Fluß der Kultur sicher hätten schnell lernen und leisten können, was wir längst vergeblich forderten als unser menschliches und mütterliches Recht zum Besten unseres Volkes und seiner harmonischen Entwicklung, das wurde uns nun im Wirbelsturm der Zeit unvorbereitet über den Kopf gestülpt: die bürgerlichen Vollrechte in Kommune, Staat und Kirche, die plötzliche Mitverantwortung für die Wege, die unser im Tiefsten erschüttertes, in Parteigegensätze zerrissenes Volk in seinem Unglück geht, um der Schmach und dem Untergang zu entrinnen. Der Segen weiblichen Kultureinflusses ist dadurch schwer gefährdet, denn der völlig eigenartige Wesensrhythmus der weiblichen Seele, die größere und feiner abgestimmte Beweglichkeit und zugleich unsere zähere Beharrungskraft im Ertragen und Festhalten — alles rhythmische Wellen, die genau auf unsere Naturaufgaben abgestimmt sind — kann sich in dieser Hetz' und Not nur schwer entfalten zu harmonischer Kraft. Wer klare Augen hat zu sehen und helle Ohren zu hören, der erkennt heut schon den Schaden. Was macht unser unglückliches Volk in seiner Blindheit aus seinem Muttergeschlecht, wo es doch die echte Mutterkraft so nötig hätte wie nie!

Darum rufe ich in dieser Not alle Frauen, deren Seele nicht in Selbstsucht und Gedankenlosigkeit erschlafft, unter den Dornen einer verwelkenden Zivilisation erstickt ist, auf: vergeßt das Beste nicht! Sucht die Hilfe nicht an den

löcherichten Brunnen irdischer Klugheit, schöpft tiefer aus der Ewigkeitskraftquelle Christi, aus der wahrhaft evangelisch-soziale Gesinnung quillt, und horcht auf das Mahnwort: „Sei wacker und stärke das andere, das sterben will!“ Denn ohne die wahren Mütter, die an dem Born junger Volkskraft sitzen, kann unser Volk nicht gerettet werden. Wenn heut alle Männer verzagten und nichts als den Untergang unserer Volkskultur vor Augen sähen: der lebendig flutende Muttertrieb der Frau könnte doch nicht die Hoffnung aufgeben, denn die tiefste Natur der Frau fordert Leben heranpflegen, und wenn sie sterben müßte. So laßt uns den Bann von uns abschütteln und uns auf unsere Aufgabe besinnen. Laßt uns das Wort wahr machen, das kürzlich einer unserer Lebensvollsten und Besten schrieb: „Es wächst im deutschen Volk der Kreis derer, die der Zukunft Keimzelle sind.“ Der Zukunft Keimzelle! Mütter, Frauen, Mädchen, hört ihr das Sturmläuten der Zeit, das euch an eure Aufgabe ruft? Wir wollen unsere Brüder nicht vergeblich warten lassen; wir wollen die nicht enttäuschen, die in dem Bewußtsein auf uns hoffen: „Allein ein Weib bleibt stets auf einem Sinn, du rechnest sicherer auf sie im Guten wie im Bösen.“ Wir wollen den Verächtern nicht recht geben, die meinen, uns als Hörige mißbrauchen zu dürfen und aus ihrem Zusammenleben mit der Frau kein besseres Urteil gewonnen haben als: „Sei ganz ein Weib und gib dich hin dem Trieb, der dich zügellos ergreift und dahin oder dorthin reißt.“ Sie sind blinde Blindenleiter.

So rufe ich vor allem die evangelisch-sozial gesinnten Frauen auf zu entschlossenem Wollen und zu unermüdlicher Tat. Müssen sie doch mit Sorgen und Schmerz beobachtet haben, wie der glänzende Weg unseres Volkes abwärts führte zu jenen Rissen und Spaltungen zwischen den Schichten unseres Volkes, besonders zwischen den Bildungsschichten, den Besitzenden und Bevorrechteten und dem Proletariat, zwischen den verschiedenen Weltanschauungen, Risse, in denen die dunkeln Wasser selbstsüchtigen Hasses gurgeln. Aber in der Nachfolge Christi sollte man nur einen unüberbrückbaren Gegensatz kennen, den zwischen dem Reich Christi und den Mächten dieser Welt. Der aber muß uns treiben, das rechte Heilmittel für unsere deutsche Krankheit nicht in dem

gegenseitigen Kampf bis aufs Messer zu suchen; denn der elenden Welt kann in ihrer Todesnot nur durch selbstlose Liebe und wahrhaft „mütterliches" Verständnis geholfen werden. Mag man uns über unsere evangelisch-sozialen Ideale verhöhnen: „Da habt ihr die Quittung eurer Schützlinge für alle sozialen Bestrebungen, wie sie nun heute Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit brauchen wollen, um der bestehenden Gesellschaft den Schädel einzuschlagen!" Wir aber sollen daraus nur erkennen, daß wir nicht treu und wahr genug in unserem Streben waren. Wir hören die beschämende Antwort Jesu an seine Jünger, die nicht heilen konnten wie er: „Um eures Unglaubens willen! Diese Art fährt nicht aus, denn durch Beten und Fasten." Wir sind nicht entschlossen und selbstvergessend genug für Freiheit und Gerechtigkeit eingetreten, haben die wohltemperierten Gebräuche und Anschauungen der „christlichen Gesellschaft" geteilt. Nun haben die, denen wir wohl helfen wollten, das Vertrauen verloren — o Gott, nur mit allzuviel Ursache! Sie haben nun selbst wild die Weltordnung zerbrochen, die sie im Schatten halten wollte und sich dabei wohl gar auf Gottes Willen berief. Alle ihre Verirrungen in Haß und Gewalt und wahnwitzige Unordnung aber wird Gott sicher einmal von unserer Seele fordern, und die evangelische Frau wird da in erster Linie mit zur Verantwortung stehen. Gott sei uns gnädig! Wir hören heute wieder den Gnadenruf: „Sei wacker und stärke das andere, das sterben will!" Von Grund auf müssen wir neu werden und umlernen, wir evangelischen Frauen. Uns muß in reiner Christusliebe des Volkes jammern, denn sie sind wie Schafe, die keinen Hirten haben. Allerdings dürfen wir nicht den Mutterboden unserer Natur verlassen und unseren Sinn plötzlich auf lauter öffentliche, große Taten richten, weil sich die Tore der politischen, schul- und kirchenpolitischen Aufgaben vor uns geöffnet haben. Nur eingewurzelt im echten Muttertum können wir im Geist gesunder, selbstloser Liebe wirken. Unsere edelsten Führer, die nicht in Parteiinteressen verstrickt sind, sondern ihren Blick scharf auf das Ziel richten, die Rettung der Volkskraft, fordern mit Recht von der deutschen Frau: sie soll den Frieden fördern, das Heimatglück sichern, die Erziehung vertiefen, alles Arme und Schwache schützen und für die Ehre Gottes eintreten.

Kurz, wo die Frau den feindlichen Gewalten dieser Welt entgegentritt, da soll sie sagen wie David: „Ich aber komme im Namen des Herrn Zebaoth.“ Und unter ihren Füßen, da wird der verloren gegangene Frieden wieder sprießen, und aus ihren Sonnenaugen soll wieder das deutsche Glück lachen. Sie aber wird sagen: „Hier bin ich und die du mir gegeben hast!“

Wir könnten hier viel reden von dem neu gereinigten und zu einsichtiger Klarheit gestärkten Geist, der das deutsche Familienleben von der Frau und Mutter aus durchfluten soll. Denn die Familie ist der gesunde Keimboden, von dem aus ein Volk sich entfalten muß. Der Heimatlosigkeit vieler Teile unseres Volkes, unserer wild gewordenen Jugend, die sich mit falschen Freiheitsidealen betäubt und ausbrechen möchte nach rechts und links, muß gerade die Frau aus ihrem Mutterherzen heraus einen Damm entgegen setzen. Wir wissen auch, wie die vielen Berufsmöglichkeiten der aus dem Haus getriebenen und gelockten Frau neben allen Gefahren des Kampfes ums Dasein einen tiefen Segen in sich tragen, wenn nur die Berufsfrau ihre Mutteraufgabe am Volk nicht vergißt. Sie wird dann als Lehrerin, Aerztin, Seelsorgerin und Rechtsgelehrte bis hin zu den einfachsten praktischen Berufen erleben dürfen, jede nach ihrer Kunst und Gabe: „Die Einsame hat mehr Kinder, denn die den Mann hat.“ Aber ich möchte doch heute noch vor allem von den neuen bürgerlichen Pflichten sprechen, in denen die Frau in Gemeinde und Staat, besonders aber in der Schule und in unsrer lieben, alten Kirche wirken soll, unsrer Kirche, die uns so viel Schmerzen bereitet und, wie es scheint, zu sterben geht in ihrer bisherigen Lebensform.

Es ist geradezu ein Verbrechen gewesen, wie die Frauen ohne sachliches Urteil in den Parteikampf und kurzsichtigste Parteipolitik gelockt und da verbraucht wurden, einfach im männlichen Parteiinteresse. Gerade für die politische Betätigung tut der ernsten Frau energische Selbstbesinnung not, damit sie in der Partei und selbst in den unausbleiblichen Parteikämpfen sich auf ihre großen Friedensaufgaben besinnt. Wie anders müßte so manche öffentliche Versammlung verlaufen, wenn der echte Frauengeist sich dort hervorwagte, und trotz aller sachlichen Gegensätze und

Programmverschiedenheiten die persönlichen Stierkämpfe, wie sie besonders in Wahlversammlungen üblich sind, einer milden, ruhig sichern Sachlichkeit, die das Ziel der Verständigung anstrebt, unterwürfe. Den Frieden fördern! Frauen, vergeßt gerade bei dieser Gelegenheit eure wahre Aufgabe nicht. Dieser Geist des Friedesuchens würde sich dann übertragen in das parlamentarische Leben der Gemeindebehörden und unserer Parlamente, wo die Frauen alle die begeisterte Hingabe an ihre Ideale verbinden sollten mit der zähen Beharrlichkeit, die von ihrem Ziel nicht läßt. Wenn das Verderben, die Leidenschaften der Frauen aufzustacheln im Ringen um Parteiziele oder ehrgeizige Bestrebungen, abgelöst würde von jener mütterlichen, festen Milde, mit der der weibliche Einfluß die Männerkämpfe zu sittigen suchte, wie viel höher würde durch gütig ernste Frauen der parlamentarische Ton steigen! Je milder sie sprächen, um so energischer könnten sie festhalten an dem, was sie für das Heil und die Gesundheit des Volkes und Staates für notwendig hielten.

Aber ich will mich vor allem den beiden Gebieten zuwenden, auf denen die Frauenseele ganz besonders verankert ist mit einer Welt von Gefühlen: der Kindererziehung in Schulen und Anstalten und besonders dem kirchlichen Gemeindeleben. Nicht nur durch die Wahl in die Behörden, Schuldeputationen und Schulverwaltungen, auch in den Elternbeiräten haben einsichtige Frauen und Mütter wundervolle und besonders zeitgemäße Aufgaben. Hat doch für sie das Kinderleben mit allen Einzelheiten noch ein ganz anders intensives Interesse, als für den mehr auf die äußeren und formalen Ziele gerichteten Mann. Das religiöse und sittliche Gefühl, die Sorge für das geistige und körperliche Wohl jedes einzelnen Kindes haben nun eine ganz andere Möglichkeit gefunden, die häusliche mit der Schulerziehung einheitlich zu verbinden und das Kampfgebiet zweier getrennter Welten, Schule und Haus, auf dem sonst so viel Kindernöte und Erziehungsprobleme ernstester Art sich entwickelten, unter den Friedensbogen gemeinsamen Strebens zu stellen. Unter dem Einfluß mütterlicher Frömmigkeit und Sorge um das Kind wird die ganze Schul- und Erziehungsfrage neue Zweige treiben, und der Mann wird mitgelockt werden in

seelenvollere Behandlung, die seine geistige Schärfe und klare Form durchwärmt und so erst recht fruchtbar gestaltet.

Ich komme nun zu dem Gebiet, auf dem die Frau längst heimisch war und doch nicht zu Hause, das vielen kirchlich interessierten Frauen viel Schmerzen und Heimweh bereitete, und doch mußten sie schweigend und einflußlos bei Seite stehen in vielen Fragen, die ihnen das Herz schwer machten. Ich meine das Leben der evangelischen Kirche. Wohl hatte die Kirche die dienende Liebe der Frau seit jeher nötig und ließ sie sich gern gefallen, aber geleitet und geregelt wurde das gesamte kirchliche Leben von Männern und von Männerwillen, wie die Kirche denn ihrerseits auch so deutlich als Staatskirche im Dienst des Staates stand, seinen Interessen dienen mußte und von ihm geleitet wurde. Kirche und herrschende Kreise, herrschende Kreise und Kirche, das war ein fester Bund und geriet dem kirchlichen Leben und der „Freiheit eines Christenmenschen" trotz aller Liebeswerke der Kirche und aller wirklichen Frömmigkeit einzelner Gruppen und Christen zu immer tödlicherer Umarmung. „Mein Reich" war zum „Reich dieser Welt" geworden, und das Wort Christi: „Ihr wißt, daß die weltlichen Fürsten herrschen, und die Oberherrn haben Gewalt. So soll es nicht sein unter euch; sondern, so jemand will unter euch gewaltig sein, der sei euer Diener", klang nur noch in der abstrakten Theorie an. Die ruhige, alles bürgerliche Leben umschließende kirchliche Ordnung mit ihrem Glockenläuten, ihren schönen Festen, mit dem stillen Segen ihrer evangelischen Pfarrhäuser war gewiß die Trägerin reichen Segens. Aber der schöne Rahmen umhüllte auch manche Leere und viel Not, und je heimat- und friedeloser die moderne Welt wurde, um so unwahrer wurde der kirchliche Frieden für weite Kreise. Besonders die soziale Entwicklung geriet unserer evangelischen Kirche zum Fall; der Machtstaat verlangte für alle seine Interessen und Erlebnisse mit energischem „Her zu mir!" die getreue Gefolgschaft der Kirche, und es zeigte sich deutlich, wie unfrei und umstrickt sie unter seiner Führung lebte. Wo war der Segen geblieben? Nun haben die neuen Zeiten auch ihr altes Haus zerbrochen, und heimatlos sucht sie neue Formen des Daseins, ja der alte Segen droht nach allen

Seiten auseinander zu fließen. Wird sie unter der Trübsal aufs Neue die wahre Trägerin des Geistes Christi, des Volkes Gottes werden? Wird sie sich nun mit vollem Ernst den Mühseligen und Beladenen zuwenden wie ihr Herr und Meister, der nicht zu den Gesunden, sondern zu den Kranken, nicht für die Schriftgelehrten und Pharisäer, sondern für die Zöllner und Sünder gekommen war? Mit tiefem Schmerz glauben viele Christen zu beobachten, wie die Malzeichen des Herrn immer undeutlicher an dem Leibe der heutigen Kirche werden, wie eigentlich hauptsächlich noch ein konvulsivisches Zucken durch ihren Körper fährt, wenn ihre bürokratischen Ordnungen erschüttert oder die Rechte und Interessen ihrer Beamten gefährdet sind. Die wir weinend ihr Sterbebett umstehen, die uns doch in unserer Kindheit eine liebe Mutter schien, wir sehen mit Entsetzen das Gericht Gottes nahen, das der Engel in der Offenbarung Johannes den sieben Gemeinden verkündet, wo es heißt: „Weil du aber lau bist und weder kalt noch warm, will ich dich ausspeien aus meinem Munde." Es wird dunkler und dunkler um die Kirche, die Stimmen umher locken: „Siehe, hier ist Christus, siehe, da ist er!" und Mitternacht naht heran. Das wissen wir wohl, daß die wahre Kirche, die Gemeinde der Heiligen, nicht sterben kann, denn ihr König ist bei ihr und gibt ihr von dem Wasser des Lebens, das in das ewige Leben quillt. Sie ist die Freie, die nicht habe einen Flecken oder Runzel oder des etwas, sondern heilig und unsträflich ist. Sie ist heute gar so sehr verhüllt, daß auch viele ihrer Glieder meinen in ihrer Angst, sie seien allein noch übrig geblieben. Aber doch wird aus ihr, wenn Gottes Stunde geschlagen hat, die wahre, evangelische Volkskirche wie ein schöner Glanz Gottes hervorbrechen, und dann wollen wir unsre Lampen parat haben. Ihr müssen wir mit allen Kräften schon jetzt in der Stille dienen, und das ist heute die Aufgabe der evangelisch-sozialen Frau, die an ihrem Meister Christus teilhaben will.

Meine Schwestern, es sind uns in der alten und neuen Zeit so viele Wege und Möglichkeiten gegeben, dieser Kirche zu dienen und an ihrem Aufbau mitzuarbeiten, es gehört nur mutvolle Liebe dazu; die Früchte werden nicht ausbleiben. Es war mir immer rührend zu sehen, wie selbst

hinter jenen bösen Formen der „edlen Wohltätigkeit“ und „guten Werke“ der alten Kirchlichkeit das arme Volk, das von dem Klassengeist immer wieder, auch in der Kirche, zu solcher Wut gepeitscht wurde, daß es sich in Scharen in tiefem Haß erbittert von der Religion, wie es meinte, abwandte, doch sofort, auch hinter manch unsozial verletzenden Formen, wo es ein barmherziges Herz witterte und wahrhaft soziale Gesinnung und Liebe, persönlich sehnsüchtig angezogen und tief berührt wurde von der wahren Größe echten Christentums. Das echte Klopfen eines in Gott lebendigen Menschenherzens hörte die hungrige Menge durch die dicksten Wände hin.

So behalten wir Frauen, auch wo die Kirche zusammenbricht, die wahre Heimat unserer Seele in der Kirche, sei es, daß wir einfältig Liebe üben an den Armen und Elenden, sei es, daß wir mutvoll an dem Schutt wegräumen helfen, der uns die Sonne verdunkeln will, sei es, daß wir der neuen Kirche ratend und mitkämpfend den Weg bereiten helfen. So tun wir den schönsten Mutterdienst an unserem Volk, nur daß es in der selbstvergessenden Liebe geschehe. Wir beten nun auch zusammen getrost das alte Lied:

Liebe, hast du es geboten,
Daß man Liebe üben soll,
O so mache doch die toten,
Trägen Geister lebensvoll;
Zünde an die Liebesflamme,
Daß ein jeder sehen kann:
Wir, als die von einem Stamme,
Stehen auch für einen Mann.

24.

Was kann dem Arbeiter von heute unsere Kirche sein

Ansprache in einer Arbeiterversammlung

von **Paul von Wurster**

Glaubensgenossen! Kirchengenossen!

Sie sind, verehrte Anwesende, diese Anrede nicht gewöhnt. Viele von Ihnen lächeln darüber. Andere mögen ihre Witze darüber machen. Aber mir ist sie ernst, und in meinen Augen und nach meiner Absicht ist sie eine Ehre.

Auf jeden Fall stimmt die Anrede. Wenn Sie sich auch nicht zu den „Frommen" rechnen, sich in unserer Kirche, so wie sie ist, fremd fühlen werden: von Rechts wegen gehören Sie doch zu uns. Wir dürfen jeden, der in unsere Kirche hineingeboren ist, als unser Mitglied betrachten. Das ist der Sinn des Wortes Volkskirche. Wir wollen damit sagen, daß man in ihr Mitglied wird nicht durch ausdrückliche Anmeldung wie in einem Verein oder einer Partei, sondern daß man zu ihr gehört, weil die Eltern auch dazu gehört und deswegen ihr Kind, ehe es über sich selber entscheiden konnte, zur Taufe gebracht haben, also zur Aufnahme in die Kirchenmitgliedschaft. Das sollte bedeuten: sie wollen, daß ihr Kind christlich im Sinn unserer Konfessionskirche erzogen wird. Damit geschieht dem Kind kein Unrecht, sondern eine Wohltat. Es kann ja später, wenn es zum wählenden Verstand und zur inneren Reife gekommen ist, austreten. Aber daß es in jungen Jahren der großen Glaubensgemeinschaft, der wir unsere christliche Kultur verdanken, angehört, ihren Geist kennen lernt, in die sittliche Lebensordnung, welche in ihr gilt, hineingewöhnt wird, das ist zweifellos ein Segen. Wir

möchten alle eine neue, bessere Geisteskultur für unser Volk; wer sie schaffen will, muß erst das Gute an dem, was wir bisher hatten, verstehen und in persönlicher Uebung als Eigenbesitz gewonnen haben.

Nun aber sind Sie ja alle erwachsene Leute und gewohnt, alles, was in dem zusammengebrochenen Deutschland etwas gegolten hat, mit ehrlicher Kritik zu betrachten. Unsere alte Staatskirche ist Ihnen verdächtig geworden. Sie haben in ihr ein Stück Geistespolizei des monarchisch bürgerlichen Systems gesehen, dazu bestimmt, das Volk brav im Gehorsam und bei der Stange zu halten. Sie haben die Pfarrer der Staatskirche wohl gerne die schwarze Polizei und die Schutztruppe des Kapitalismus genannt. Vielen haben Sie damit Unrecht getan, und auch im Gefüge der alten Staatskirche war nicht alles so, wie Sie es angesehen haben. Aber lassen wir das heute. Die deutsche Staatskirche ist tot und wird nicht wiederkommen. Unsere Kirche ist staatsfrei geworden. Ich fürchte nicht, daß sie an dieser Freiheit sterben wird. Sie hat aber jetzt eine gewaltige Aufgabe bekommen, das wirklich zu werden, was sie durch Luther und die anderen Reformatoren hatte werden sollen, eine richtige Gemeindekirche. Sie will es seit Jahrzehnten werden, aber ist es noch nicht geworden. Die Hierarchie, das heißt also die Bevormundung der Geister durch einen heiligen Priesterstand, sind wir durch die Reformation los geworden; dafür haben wir die Bürokratie bekommen, die Beherrschung durch den Staat, durch die Kanzlei, die Abhängigkeit von der jeweiligen politischen Strömung. Kein Wunder, daß sie immer den Eindruck mehr einer Herrschafts- und Obrigkeitskirche als einer religiösen Volksgemeinschaft gemacht hat.

Kann es jetzt endlich anders werden? Kann unsere Kirche volksmäßig werden, getragen durch das Vertrauen aller Schichten der Gemeinde? In Ihren Reihen ist das Mißtrauen gegen sie noch nicht geschwunden. Sie sehen in ihr immer noch das Bollwerk der rechts stehenden bürgerlichen Parteien. Für Sie sind die Pfarrer immer noch viel zu sehr die Herren, volksfremd, ohne Verständnis für den aufstrebenden Arbeiterstand, mißtrauisch gegen den Fortschritt der Kultur, rückständig wie die Kirche überhaupt. Vielleicht haben Sie vor der katholischen Kirche mehr

Respekt. Das ist Geschlossenheit, zielbewußte Führung, Massen- und Machtbewußtsein, Volkstümlichkeit und Stolz auf die internationale Zusammengehörigkeit unter der päpstlichen Herrschaft. Das ist wirklich eine Kirche, die imponieren kann. Der deutsche Protestantismus hat es bis jetzt nie dazu gebracht. Er war groß in der Herausbildung des einzelnen christlichen Charakters, der, seines Glaubens gewiß, der Welt trutzen und das Leid des Lebens tragen kann „unverzagt und ohne Grauen". Er hat eine gute Familiensitte geschaffen und zeigt in der kirchlichen Sitte da, wo geschlossene, bäuerliche Dorfgemeinden sind, heute noch seine Kraft. Aber eine Kirche, die alle Schichten des Volkes, namentlich die Männerwelt, zusammenhalten könnte, eine Kirche, die sich in der Großstadt als starke Macht behauptete, haben wir nicht.

Wir können und müssen sie aber bekommen. Und Sie, meine Frauen und Herren, sollten begreifen, daß sie uns not tut. Vor allem: ist es Ihnen gleichgültig, wenn die Macht Roms in Deutschland wächst? Die Jesuiten, jetzt wieder unter uns geschäftig mit allen Rechten der Staatsbürger, haben schon lange gesagt, die große Entscheidungsschlacht zwischen katholisch und protestantisch werde auf dem märkischen Sand geschlagen. Das protestantische Kaisertum ist gefallen; die Masse des katholischen Volkes ist beisammengeblieben. Sie wissen, daß das Zentrum ein gut Teil seiner Macht in den Hunderttausenden katholischer Arbeiter hat. Man hofft auf jener Seite bestimmt, daß Roms Macht und Einfluß gewaltig zunehmen werde. Revolutionen haben bis jetzt immer dieser starken Autoritätsmacht Bahn bereitet. Nach Zeiten der Umwälzung sehnen sich eben Hunderttausende nach einem festen Halt. Werden sie ihn nicht in dem massiven Glauben der katholischen Kirche und in der völkerbeherrschenden Macht des heiligen Vaters finden?

Und wollen Sie das? Ist es Ihnen nicht bange vor diesem Ausblick? Wir wollen gewiß keinen Kulturkampf mehr. Religion und Kirche sollen frei sein. Aber gegen eine Uebermacht Roms kann uns nur eine starke, geschlossene, volkstümliche, protestantische Kirchengemeinschaft helfen. Nicht die bloße Verneinung. Ueber die geht die Geschichte immer zur Tagesordnung über. Eine verständige Bejahung

des Protestantismus, aber in der Form einer Kirche, die allein hilft uns. Wollen Sie dazu nicht mithelfen?

Sprechen Sie nicht vom Dogma und von der inneren Unmöglichkeit für einen gebildeten Menschen unserer Zeit es zu übernehmen. Unsere Kirche lebt nicht von dem Dogma, nicht von der Formel, wie sie längst vergangene Zeiten für ihre Bedürfnisse geprägt haben. Sie lebt vom Ursprünglichen, von dem frischen Glaubenszeugnis ihrer klassischen Zeit, ihrer Jugendzeit, zu der wir doch heute auch mit der Verfassung einer freien Volkskirche zurückkehren. Aus dem Jungbrunnen des neuen Testaments haben alle Geschlechter getrunken, die von der Geschichte dazu berufen waren, etwas Neues in der Kirche und mit der Kirche zu schaffen. Dorther haben sie Kampfeskraft und Leidensstärke, Glut und Ausdauer geholt. Die tut uns heute auch not. Sind wir nicht alle berufen als ein Volk, geplagt, gedrückt, verspottet, wie wir sind, zu tragen, zu leiden und für eine bessere Zukunft zu kämpfen? Ich weiß keine edlere Kampfgemeinschaft als eben die Kirche.

Sie haben von der Kirche immer erwartet, daß sie eine berufsmäßige Vertreterin der idealen Güter unseres Volkes und der Menschheit, so etwas wie das öffentliche Gewissen unter uns sei. Weiß Gott, sie soll und kann es sein, der Anwalt der Gerechtigkeit für die Unterdrückten, die Stimme der Menschlichkeit, die Kämpferin gegen alles Gemeine und Volksverderbliche, wo es sich auch finde. Wäre sie es nur immer gewesen, vor dem Krieg, im Krieg, nach dem Krieg! Aber gerade wenn Sie ihr vorgeworfen haben, daß sie ihrer hohen Aufgabe nicht genügt hat, haben Sie ihr zugemutet und zugetraut, daß sie es sein soll und sein kann. Es muß wahrhaftig eine solche Macht geben im Geistesleben, unabhängig nach allen Seiten, die im Namen des besseren Ich der Gemeinde, ja des ganzen Volkes für das Gute, Wahre, Ewige eintritt. Also darf sie nicht ein Sektenkirchlein sein, nicht verkümmert und auf ein Häuflein von braven Leuten des Mittelstandes beschränkt, sondern etwas Volksumfassendes, wo die Höchstgebildeten ebenso in den Reihen stehen wie die Arbeiterschaft. Sie wissen, welcher Schwung, welche Tatkraft und Opferwilligkeit in einer großen, vorwärtsstrebenden Partei erzeugt wird. Denken Sie sich eine

Gemeinschaft der höchsten, idealsten Interessen, die weit über die Zwecke einer einzelnen politischen Partei, eines Standes, einer Klasse hinausgehen, und Sie haben die Volkskirche. Aber sie kann es nur sein, wenn sie wirklich vom Vertrauen des ganzen Volkes getragen ist, und wenn sie nicht eine dürftige Pastorenkirche ist, wie bisher leider so oft, sondern eine Gemeindekirche, in der die lebendigen, zielbewußten Kräfte aus allen Schichten und Ständen mobil gemacht sind.

Da gehören Sie herein, nicht in erster Linie um der Kirche willen, sondern um des Volkes, um des Arbeiterstandes selber willen. Bis jetzt steht der Arbeiterstand noch als geschlossener Stand für sich da; er ist nicht das Volk, er steht neben dem übrigen Volk. So darf es nicht bleiben. Endlich, endlich müssen wir Deutsche ein Volk werden. Was uns die Jahre des Aufstiegs nicht gebracht haben, welche die Zerrissenheit nur mehrten, das soll jetzt die Not zustande bringen. Ich sehe aber keinen anderen Boden, auf dem das ganze Volk eins werden könnte, als den der Kirche. Die Politik trennt uns immer wieder. Die wirtschaftlichen Interessen gehen aus einander. Die Kirche allein gibt den breiten Boden für alle Stände und Parteien, weil sie das Höchste und Tiefste im Menschen anfaßt, in dem alle gleich sind, gleich werden können. Sie weisen auf die konfessionelle Zertrennung unseres Volkes hin. Sie ist da, aber braucht nicht bloß unser Unglück zu sein. Sie kann uns ebenso sehr zum Wettbewerb im Ringen um alles Gute helfen, und in wie vielen ernsten Fragen des sittlichen Volkswohls gibt es doch schon jetzt eine Waffenbrüderschaft zwischen der evangelischen und katholischen Kirche!

Was wäre es für ein Fortschritt, wenn in unseren kirchlichen Gemeindekollegien und Landessynoden nicht bloß wie bisher ausnahmsweise da und dort ein seltener Vogel aus dem Arbeiterstand säße, sondern wenn sich die Stimme Ihres Standes hier überall laut und deutlich vernehmen ließe, zur Kritik des Bestehenden, aber ebenso zum wagemutigen Aufbau! Aber wo wir Arbeiter im Kirchenkollegium haben, machen wir schon jetzt die Erfahrung, daß sie weit aufgeschlossener für die Fortschritte und weit opferwilliger zu sein pflegen als der langsame Bauer und der bedächtige Mittelständler.

Man hat uns die Ohnmacht der Kirchen aus den Erfahrungen des Weltkriegs handgreiflich beweisen wollen. Gewiß, sie haben, was die internationale Verständigung betrifft, fast alle versagt. Und doch, in den neutralen Völkern da und dort sind es die Kirchengemeinden und Kirchenkörper gewesen, die am entschiedensten und tatkräftigsten zur Versöhnung geraten und, was mehr ist, die Hand zur Hilfe geboten haben. Die internationale Solidarität der Arbeiterschaft hat versagt und versagt heute noch. Internationale Kirchenverbände sind es zuerst gewesen, die, mit einziger Ausnahme des gehässigen Frankreich, den Anfang zur Anknüpfung der zerrissenen Fäden gemacht haben. Die Einheit des Menschengeschlechts verbürgt uns nicht die Kultur; sie hat Bankrott gemacht. Erst wenn wir uns als Gottesfamilie fühlen, die sich vor dem gemeinsamen Schöpfer, Weltregenten und Richter beugt, erst dann gibt es ein fruchtbares Zusammengehörigkeitsgefühl.

Es wäre noch viel zu sagen, auch über die Einheitskultur in unserem eigenen Volk. Ueber der Schulfrage droht sie jetzt zu zerbrechen. Hie weltliche Schule, dort Schule mit Religionsunterricht! Wenn dieser Kampfesruf siegt, dann bekommen wir wieder zweierlei Volk innerhalb unserer Nation. Wo eine lebenskräftige Volkskirche besteht, ist das ihr Segen, daß sie für eine gleichmäßige Erziehung des ganzen heranwachsenden Geschlechts in den Grundsätzen christlichen Glaubens und christlicher Lebensführung sorgt. Was wir jetzt vor allen Dingen brauchen, ist Ehrfurcht vor dem Heiligen, vor den ewigen, großen Ordnungen des Einzellebens, des Familien- und Volkslebens. Mit einer frivolen, frechen, genußsüchtigen, meisterlosen Jugend bauen wir keine bessere Zukunft auf. Wir bekommen nur dann einen sicheren Grund, wenn das junge Volk schon in den Schuljahren zur Ehrfurcht erzogen wird; und dazu bedarf es der religiösen Bildung und Gewöhnung. In unseren deutschen Verhältnissen kann uns das nur eine Volkskirche schaffen. Es handelt sich hier um das Gedeihen Ihrer Kinder, um die Zukunft unseres ganzen Volkes.

Aber ich muß hier abbrechen. Meine Bitte ist die: Befreunden Sie sich mit dem Gedanken einer deutschen Volkskirche, in der auch der Arbeiterstand seine geistige Heimat besitzt! Das Heimatrecht haben Sie in ihr.

Werfen Sie es nicht weg, sondern nützen Sie es zu Ihrem eigenen Vorteil. Sie glauben gar nicht, wie viele ältere und namentlich jüngere Pfarrer darauf mit Schmerzen warten. Wir lieben Sie, wir möchten gerne mit Ihnen zusammen kämpfen für alles, was groß, gut, heilsam ist für unser Volk. Kommen Sie uns mit Vertrauen entgegen, helfen Sie mit den vielen, denen eine Erneuerung unseres Volkslebens am Herzen liegt, zu dem, was eines der wichtigsten, wo nicht das wichtigste Mittel dazu ist, zu einer wahrhaftigen Gemeindekirche, zu einer wirklichen Volkskirche!

Ein Erbauungsbuch für den gottsuchenden Menschen

Frische Kraft

Andachten für alle Tage des Jahres

Unter Mitwirkung von

Hofprediger Vits-Berlin, Oberpräsident a. D. von Hegel-Halensee, Frau Dr. Käthe Kaiser-Leipzig, Stadtpfarrer Schlatter-Tübingen

herausgegeben von

Hermann Josephson

Mit Umschlagzeichnung von **Alfred Weßner**

Zweite Auflage

Preis fein kartoniert M. 20,—; gediegen geb. M. 24,—

Männer und Frauen,
Theologen und **Nichttheologen**
aus allen Gauen Deutschlands, **bewährte und bekannte** Namen, haben sich zu gemeinsamer Arbeit zusammengetan und haben, geweckt durch die **neue Zeit** zu **neuen Aufgaben und Zielen,** ein Werk geschaffen, in dem gerade das zum Ausdruck kommt, was die Herzen jetzt so sehr bewegt. Der **innere Halt** soll den Menschen wiedergegeben werden. Für jeden Tag des Jahres eine kleine zeitgemäße Andacht, der ein kurzes Bibelwort zugrunde gelegt ist. Ein Tag, begonnen mit solch einer Andacht, gibt dem Menschen Selbstbesinnen, reißt ihn heraus für Minuten aus dem Alltagsgetriebe, öffnet seine Seele dem Schöpfer und lehrt ihn erfassen die wunderbare Gottesallmacht. In diesen Minuten der inneren Sammlung und des Insichgehens muß alle Künstlichkeit abgeworfen werden, die Seele wird aufnahmefähig und wird den Frieden und das Heil des Wortes einziehen lassen.

Ein Lebensbecher voll frischen Wassers ist dies Werk, Trost, Mut, Hoffnung, Erquickung, Labsal und Erbauung bringend. Ein Retter und Führer in einer Zeit der schwersten Not. Möchten **viele** nach diesem Lebensbecher greifen.

Zu Mitarbeitern zählen u. a. D. Michaelis, ehemaliger Reichskanzler, D. Spiecker, Dr. Dibelius, Missionsinspektor Weichert.

Ein gutes, erstklassiges
Weihnachts-, Hochzeits- und Geburtstagsgeschenk!

C. Ed. Müller's Verlagsbuchhandlung (Paul Seiler) Halle a. Saale.

Das klassische Jahrbuch für jedes deutsche Haus:

Neue Christoterpe

Ein Jahrbuch

begründet 1880 von **Rudolf Kögel, Emil Frommel** und **Wilhelm Baur**

Herausgegeben von

Adolf Bartels und Julius Kögel

Geb. in Goldpressung M. 18,—; Geschenkband M. 16,—;
fein kartoniert M. 14,—; geheftet M. 12,—
ältere Jahrgänge billiger

Aus dem Inhalt des Jahrganges 1921:

Dietrich Schäfer: Christentum und deutsches Volk / **Marie Woltersdorff**: Des Königs Braut, Novelle / **Adolf Bartels**: Neuweimar / **Dörthe Kögel**: Die Alte, Skizze / **Walter Rohl**: Beethovens Religion / **R. Mumm**: Adolf Stöcker / **Friedrich Wiegand**: Ein Gang durch Ravenna / **Wolfgang Heß**: Siedlungsbewegung / **Jul. Kögel**: Die Bibel und die Zeitung / Ferner zahlreiche Gedichte von **Maria Feesche, Marie Sauer, Reinh. Braun, Anna Schieber, C. Beyer, Helene Brehm, St. v. Goßlar** und **Bildbeigaben.**

Der Inhalt des Jahres 1921 ist durch hervorragende **zeitgemäße** Beiträge bedeutender Größen ausgezeichnet. Ein edler, herzerquickender Geist durchströmt das Jahrbuch, das in jedes Haus Mut und Frohsinn in dieser schweren Zeit bringen wird. Eine Perle für jeden Geschenktisch.

C. Ed. Müller's Verlagsbuchhandlung (Paul Seiler) Halle a. Saale.

Gute Geschenkwerke.

Gretulas Heirat und Letzte Skizzen
aus unserem heutigen Volksleben.

Von **Fritz Anders** (Max Allihn).
5. Auflage. Fein geb. M. 21,—.

Anders ist einer unserer besten Volkshumoristen, hat sich einen Platz neben Busch und Raabe erworben und wird als Nachfolger Gustav Freytags bezeichnet.

Judas Simon Ischarioth.

Roman aus eines Volkes großen Tagen v. **Thea Kahle.**
Geb. M. 21,—.

Ein in hohem Maße fesselndes Buch, das das Rätsel um die Judasgestalt löst.

Im Amt.

Ein Pfarrhausroman von **A. Schaab.** Geb. M. 18,—.

Einer der besten Pfarrersromane. — **Kreuzzeitung:** Anschaulich, fesselnd, rein und gut.

Schwesterchen und andere Novellen.

Von **Dörthe Kögel.** Geb. M. 12,—.

Inhalt: Schwesterchen. — Kommt ein Vogel geflogen. Nymphe und Nixe. — Das letzte Blatt der Chronik.

Meisternovellen in perlender Sprache, anmutig und zart und mit herzerquickendem Humor.

Der Ratsschreiber von Landshut.

Novelle von **August Sperl.** 6.—8. Tausend.
Geb. M. 12,—.

Durch tiefen, sittlichen Ernst, feine Beobachtungsgabe, poetische Schönheit ist es eine Meisternovelle Sperls, der unter den neuen Roman- und Novellendichtern einen hohen Rang einnimmt.

Prickelnd.

Novelle von **August Sperl.** 4.—6. Tausend. M. 4,—.

In dieser kleinen Novelle hat der Dichter sein künstlerisches Glaubensbekenntnis niedergelegt.

C. Ed. Müller's Verlagsbuchhandlung (Paul Seiler) Halle a. Saale.

Schriften des großen Naturforschers Prof. Dr. **Dennert**
über Weltanschauungsfragen

Die Wahrheit über Ernst Haeckel und seine Welträtsel. **Neu!** 21.—23. Tausend. M. 7,80.
Die dreisten und unerhörten Fälschungen Haeckels in seiner Lehre werden nachgewiesen. Ein Aufklärungsbuch für alle, die sich Weltanschauungsfragen angelegen lassen sein wollen. Die hohe Auflage ist ein Zeichen der Bedeutung dieser Schrift.

Der Staat als lebendiger Organismus.
Wegweiser zum Aufbau der neuen Zeit. M. 5,40.
Eine bedeutende bahnbrechende Schrift mit neuen politischen Gedanken. Oberpräsident a. D. D. Michaelis schreibt: „Das Buch hat mich recht interessiert. Das für mich wichtigste war Kapitel 8. Dennert hat recht: „Wir müssen statt Parlament einen mitarbeitenden Volksrat haben."

Harte Nüsse für die Mechanisten. Mit zahlreichen Abbildungen Etwa M. 8,—. **Neu!**

Bibel und Naturwissenschaft. Gedanken und Bekenntnisse eines Naturforschers. 4. und 5. Tausend. Geh. M. 10,—, geb. M. 15,—.
Eine klare Zusammenfassung des viel erörterten Problems.

Parabeln nach der Natur. M. 6,—.

Vom Leben und vom Licht. Ein Buch für nachdenkliche Leute. Fein kartoniert M. 7,—.

Vom Sterbelager des Darwinismus.
I. Heft. 7. Tausend. M. 6,—. **Dasselbe.** Neue Folge. II. Heft. 4. Tausend. M. 6,—.

Christus und die Naturwissenschaft.
6. Tausend. Fein kartoniert. M. 5,—.

Es werde! 13. Tausend Fein kartoniert M. 5,—.

Ist Gott tot! Die Kernfragen der Weltanschauung wissenschaftlich behandelt. M. 9,—.

C. Ed. Müller's Verlagsbuchhandlung (Paul Seiler) Halle a. Saale.

Weitere bedeutende Schriften von Prof. Dr. **Dennert:**

Fechner als Naturphilosoph und Christ. M. 4,—. Ein anerkannt guter Führer durch das naturphilosophische System Fechners.

Das Geheimnis des Lebens. 5. Tausend. Fein kartoniert M. 5,—.

Naturgesetz, Zufall, Vorsehung! 6.–8. Tausend. Fein kartoniert M. 4,—.

Die Welt für sich und die Welt mit Gott. Fein kartoniert M. 5,—.

Das Weltbild im Wandel der Zeit. 1.—4. Tausend. Fein kartoniert M. 5,—.

Die Schriften von Professor Dr. Dennert, die ein guter Lotse durch die brandenden Wogen der jetzigen Zweifelsfragen sein dürften, sind in mehr als 250000 Stück in weitesten Kreisen unseres Volkes verbreitet.

Als Schriften von gleicher Bedeutung seien noch empfohlen:

Dr. A. Braß, Ernst Haeckel als Biologe und die Wahrheit. 2. Tausend. M. 3,60.

Dr. phil. Grape, Urmensch, Paradies, Ebenbild Gottes. Eine apalogetische Studie. Geheftet M. 4,80, gebunden M. 7,20.

Eine genaue Darstellung des gegenwärtigen Standes der vorgeschichtlichen Wissenschaft und ein Vergleich mit dem biblischen Bericht über den Urzustand.

Dr. B. Liebermann, Biologisches Christentum. Geh. M. 9,60, geb. M. 12,—.

Professor Fr. Thudichum, Darwin und die Materialisten. M. 2,40.

C. Ed. Müller's Verlagsbuchhandlung (Paul Seiler) Halle a. Saale.

Neu erschien, sehnlichst erwartet, in **4. Auflage:**

Ein kulturhistorischer Roman von hohem literarischen Wert

Cajus von Derbe

der Gefährte des Paulus

Ein Bild vom Kämpfen und Werden in der ältesten Christenheit

Mit Bibelstellen und Sachregister.

von **F. Brockes**

Mit einer Reisekarte, geb. M. 21,— in künstl. mehrf. Umschlag

Der so lange erwartete Roman liegt nun wieder vor. Der Verfasser, einem altangesehenen Hanseatengeschlechte entstammend, ist viele Jahre hindurch in Kleinasien tätig gewesen und daher mit dortigen klimatischen und geographischen Verhältnissen aufs beste vertraut. Er bringt die gewaltige, weltenstürzende und aufbauende Zeit der Apostelgeschichte zu plastischer Anschauung. Zwei große Gelehrte, Universitätsprofessor D. Dr. **Loofs** und Professor D. **Deißmann** trugen zum Gelingen dieses großen kulturhistorischen Romans fördernd bei, so daß er zu einer Fundgrube edler Unterhaltung, Belehrung und Erbauung geworden ist. **Einer der besten Romane der letzten Jahrzehnte.**

Die Presse urteilt:

Hiermit ist einerseits der Grundgedanke des rechten und echten Romans verwirklicht, andrerseits ist in fesselnder, dem modernen Bedürfnis sich anbequemender Erzählung eine Schilderung der wunderbaren Entwicklung der christlichen Gemeinden im ersten Jahrhundert gegeben. Wir können demnach die Lektüre des Buches auf das wärmste empfehlen.

F. Siegmund-Schultze in **„Die Furche".**

Ich finde, daß das Buch höher steht als „Ben Hur". — Das Buch ist ein sehr gutes Hilfsmittel zum Verständnis der Apostelgeschichte. **Christliche Welt.**

Es liegt uns in „Cajus" ein Buch vor, das der besten christlichen Literatur zugezählt werden darf. **Reichsbote.**

Ein interessanter Kulturroman. **Pastoralblätter.**

Das Buch gehört nicht zu den flüchtigen Erscheinungen auf dem Büchermarkt, es hat bleibenden Wert. **Philadelphia, Stuttgart.**

Ganz ausgezeichnet ist dem Verfasser gelungen, den Synkretismus auf religiösem Gebiete zur Zeit Christi, wie er besonders in Kleinasien hervortritt, zu schildern. Das Buch ist gut geschrieben und stützt sich in seinem Inhalt in erster Linie auf die evangelische Ueberlieferung, ferner auf die neueren Forschungen von Harnack, von Dobschütz, Deißmann, Schürer u. a. **Die schöne Literatur.**

C. Ed. Müller's Verlagsbuchhandlung (Paul Seiler) Halle a. Saale.

BT738 .S57 c.1
060101 000
Die soziale Botschaft des Chri
3 9306 00088077 9
CONCORDIA THEOLOGICAL SEMINARY

48042
IN STORAGE
BT
738
.S57